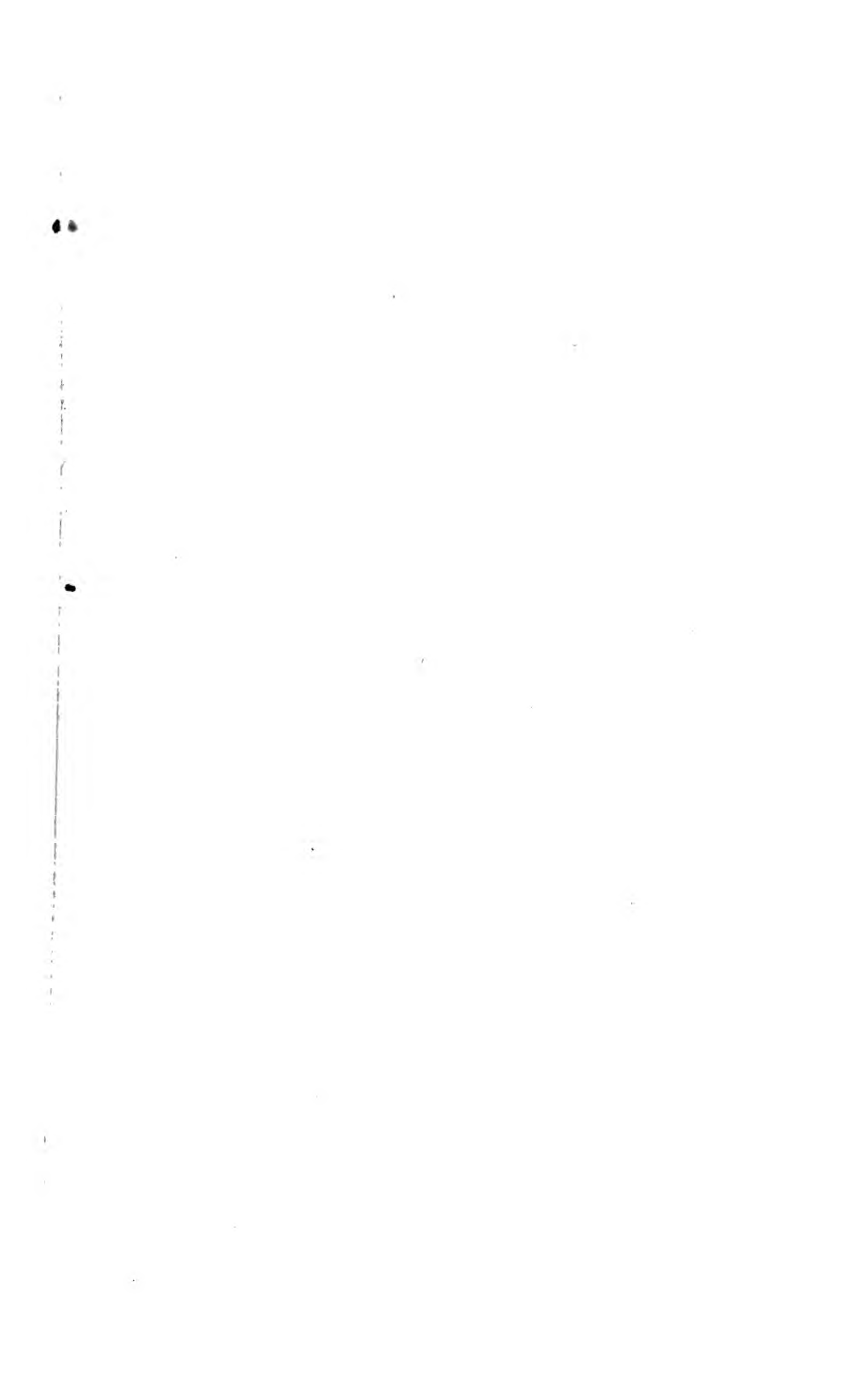



VET TES EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget







CARL PELMAN

PSYCHISCHE GRENZZUSTÄNDE

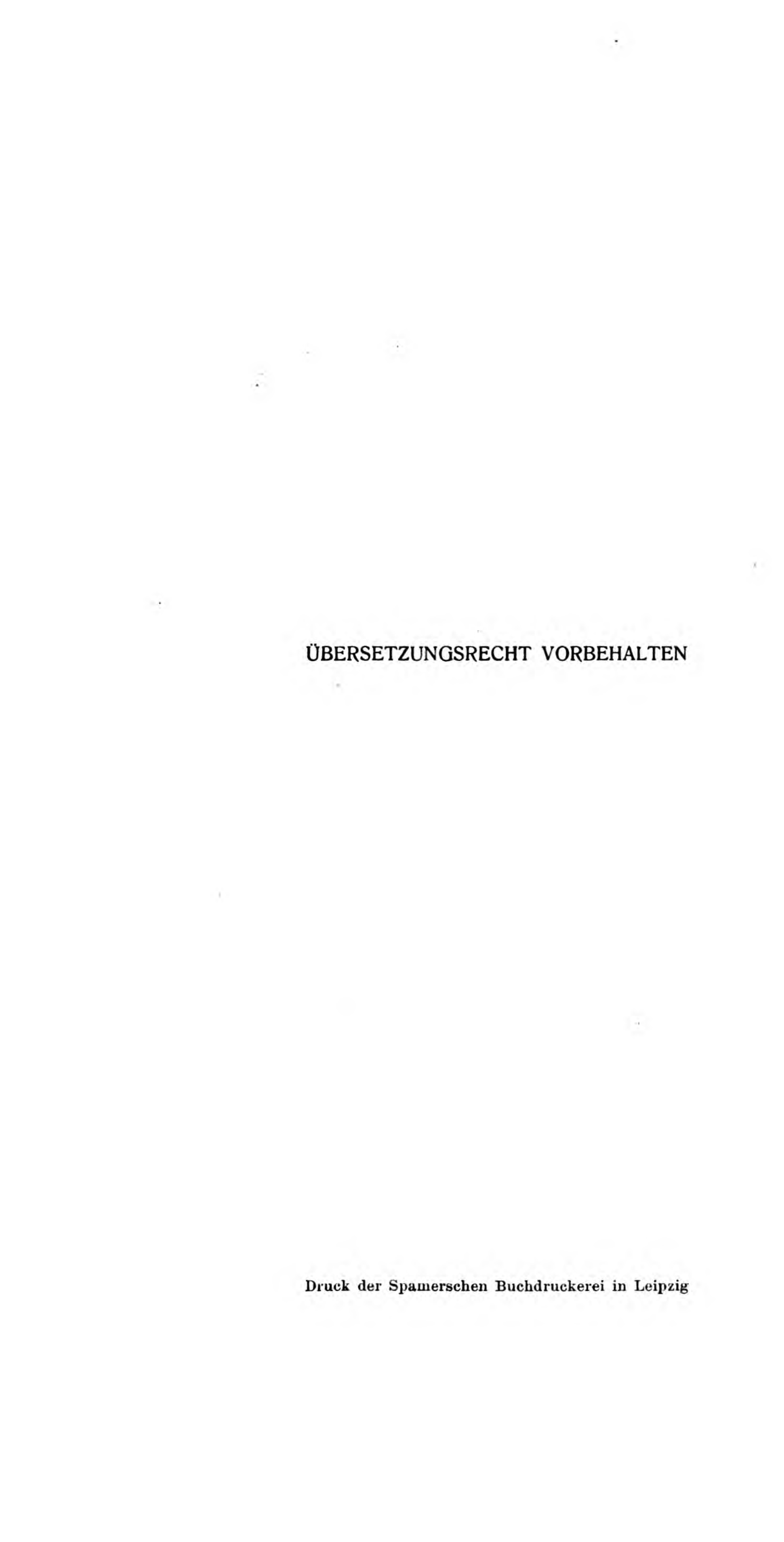


PSYCHISCHE GRENZZUSTÄNDE

VON

DR. CARL PELMAN
O. Ö. PROFESSOR DER PSYCHIATRIE AN DER UNIVERSITÄT BONN

VERLAG VON FRIEDRICH COHEN
BONN 1909



Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

Vorwort.

Als ich in verhältnismäßig späteren Lebensjahren an die Bonner Universität berufen wurde, war mir außer der Leitung der Klinik für Psychiatrie die Verpflichtung auferlegt worden, eine öffentliche Vorlesung, ein sogenanntes Publikum, zu halten. Bis dahin hatte ich an eine öffentliche Lehrtätigkeit nie gedacht und mich selbst in meinen ausschweifendsten Träumen nie auf einem Katheder gesehen, wohl aber hatte ich mich von jeher für historische Studien interessiert und mich in den Mußestunden, die mir meine Tätigkeit an den mehr ländlich gelegenen Irrenanstalten gelassen hatte, mit Geschichte und den ihr verwandten Wissenschaften beschäftigt. Es lag daher nahe, diese frühere Tätigkeit für meine jetzige Verpflichtung nutzbar zu machen, und ich habe während der ganzen Zeit meiner akademischen Laufbahn zeitweise recht besuchte Vorlesungen gehalten, die ich unter der Bezeichnung „Psychische Grenzzustände" zusammenfaßte, und die sich über recht verschiedene Zustände erstreckten.

Diese Vorlesungen beabsichtige ich jetzt einem weiteren Publikum zugänglich zu machen, und selbstverständlich würde ich mich freuen, wenn sie ihre frühere Zugkraft auch als Buch bewahrten. Wie schon erwähnt, sind es Lesefrüchte, wie ich sie in der langen Zeit meiner psychiatrischen Tätigkeit emsig zusammengesucht und aufbewahrt habe. Da ich aber bei dem Sammeln und Niederschreiben nie daran gedacht habe, daß ich sie einst schriftstellerisch verwerten würde, und es mir lediglich darauf ankam, sie meinem Gedächtnisse nicht entschwinden zu lassen, habe ich es selten oder nie vermerkt, wo ich sie aufgelesen hatte und woher sie stammen. Und so ist es mir jetzt unmöglich geworden, sie ihrem Eigentümer mit Ort und Namen zurückzustellen, und es bleibt mir nichts anderes übrig, als mich mit den fremden Federn zu schmücken. Vielleicht daß der eine oder andere Autor, falls er nach einem Vierteljahrhundert und mehr noch am Leben ist, seine

eigenen Federn wiedererkennt, und an ihn würde ich dann die Bitte richten, meine Entschuldigung anzunehmen und mir ob des Plagiates nicht zu zürnen.

Möge er sich an Longfellows Worte erinnern, daß er den Sang, den er dereinst in die Lüfte hinausschmetterte:

> Long, long afterward from beginning to end,
> I found again in the heart of a friend.

Bonn, August 1908.

Inhaltsverzeichnis.



Einleitung.

Was mir bei dem Niederschreiben der nachstehenden Abhandlungen als Ziel vorschwebte, war, eine Reihe von Zuständen und Begebenheiten im Lichte der Psychiatrie zu besprechen und die auf die Erforschung der Seelenzustände angewandten Grundsätze der Naturwissenschaften auf sie anzuwenden, menschliche Handlungen zum Gegenstande menschlichen Erkenntnisses zu machen. Die Psychiatrie ist nun einmal die Wissenschaft, in der die Kenntnisse von den Abweichungen von der geistigen Norm gewonnen werden, und wenn der Laie, der ohnehin nur den gesunden Menschen und auch diesen nur subjektiv beurteilt, glaubt, daß der natürliche Menschenverstand hierfür vollauf ausreiche und er weiterer Kenntnisse nicht bedürfe, dann übersieht er, daß dieser vielberufene natürliche Menschenverstand für die Beurteilung geistig abnormer Zustände überhaupt nicht zuständig ist.

Auch beim Dichter ist es nicht viel anders, und selbst einer der größten, Shakespeare, deliriert in der Ophelia als Shakespeare und nicht als Ophelia. Es sind richtige Umrisse und Grundlinien, der Inhalt aber ist Poesie. Wer daher seine Kenntnisse lediglich aus den Dichtern schöpfen würde, kann daraus gewiß manchen Genuß, aber keine eigentlichen psychiatrischen Kenntnisse gewinnen. Für diese ist, wie schon erwähnt, der richtige Ort nur die Psychiatrie. Nun ist aber die Psychiatrie eine verhältnismäßig junge Wissenschaft, deren ganze Kraft bisher von den großen Abweichungen von der Norm, den Geisteskrankheiten, in Anspruch genommen wurde, und welcher für die kleineren, die Abnormitäten, Zwischen- und Grenzzustände wenig Zeit verblieben ist. In jenen aber, in der Kenntnis der Geistesstörungen, ist sie rascher vorgeschritten, als ihr die große Menge folgen konnte, und sie hat daher vielfach mit dem Mißtrauen dieser Menge zu kämpfen und muß sich den Vorwurf der Selbstüberschätzung gefallen lassen.

Dieser Fortschritt hat sich besonders bemerkbar gemacht, seitdem die Psychiatrie über die Mauern der Anstalten hinausgewachsen

ist und die Universitäten erobert hat. Von da an konnte sie auch die Grenzzustände in den Bereich ihrer Forschungen ziehen, die den Anstalten durchweg fern bleiben, da sich das Gebiet des psychisch Abnormen weit über sie hinaus erstreckt.

Wenn wir uns Vernunft und Irresein als zwei sich schneidende Kreise vorstellen, zwischen deren Segmente die Grenzzustände eingeschaltet sind, dann haben wir zwar eine Grenze, aber kein Grenzpfahl gibt uns davon Kunde, wo wir das eine Gebiet verlassen und in das andere eingetreten sind, und die Übergänge vom Normalen zum Abnormen, von der Gesundheit zur Krankheit, von der Vernunft zum Irresein sind fließend und unbestimmt. Hierzu treten noch einige andere Erwägungen. Gesundheit und Krankheit sind nun einmal relative Begriffe. Gesundsein bedeutet Leben unter normalen Bedingungen, und Kranksein folglich Leben unter abnormen Bedingungen. Die Lehre von den Geisteskrankheiten ist mithin die Lehre von den Veränderungen des Seelenlebens unter veränderten, abnormen Bedingungen.

Was wollen aber diese Bezeichnungen, abnorm und normal, besagen? Norm ist, was dem Urbilde entspricht, und wenn dies zu bestimmen schon bei körperlichen Verhältnissen recht schwer ist, so ist es bei psychischen um so mehr der Fall. Aber wie Forel scherzend fragt: Normale Nasen gibt es nicht, aber sind deshalb alle Nasen pathologisch?, so werden wir dies auch für unseren Fall unbedingt zu verneinen haben. Zudem fehlt es uns bisher an einer Individualpsychologie, an einem geistigen Maßstabe, den man dem Urteile zugrunde legen könnte. Es gibt keinen Menschen an sich, sondern nur konkrete Menschen, und daher eigentlich so viel verschiedene Maßstäbe, als es Menschen gibt. Jedenfalls aber werden wir für die verschiedenen Klassen, für Alter, Rassen und Zeiten auch verschiedene Maßstäbe aufstellen müssen.

Zum Beweise, wie weit wir noch von der Lösung dieser Frage entfernt sind, möchte ich auf die Definition der Geisteskrankheit hinweisen.

Wer ist geisteskrank?

Die Antwort des Psychologen lautet: Das Abnorme, d. h. die Geistesstörung, beginnt da, wo die freie Willensbestimmung aufhört. Mit der freien Willensbestimmung aber können wir nicht viel anfangen, sie steht mit dem Gesetze der Kausalität in einem gar zu großen Widerspruche. Ich bin frei, wenn meine Willensentscheidungen meinem Charakter, meiner ganzen inneren Disposition,

kurz meinem Ich entsprechen, und der freie Wille ist der normale Zustand des geistig reifen und geistig gesunden Menschen, und damit sind wir genau so klug, wie wir es vorher waren.

Der Physiologe dagegen strebt, jede geistige Erscheinung auf Eigentümlichkeiten, auf Faktoren der körperlichen Organisation, auf körperliche Vorgänge zurückzuführen. Die Seele ist der Inbegriff der psychischen Funktionen, und die psychischen Funktionen, das Empfinden, Vorstellen und Wollen, sind an das Organ der Seele, an das Gehirn gebunden. Ohne Gehirn keine Seele, und die Geistesgesundheit ist daher ein bestimmter anatomischer und physiologischer Gehirnzustand, gebunden an den normalen Ablauf der Funktionen des Gehirnes, somit an die Gesundheit dieses Organes. Nun wissen wir aber von den Funktionen des Gehirnes herzlich wenig und noch weniger von dem Zusammenhange von Organ und Funktion, und die Physiologie hat uns auch nicht weiter gebracht.

Bleiben die klinischen Methoden und der analytische Weg, wo uns der Geisteskranke als Fall, als einzelnes Individuum entgegentritt. Er ist anders als andere, anders als er früher war, und aus der Kenntnis dieses früheren Zustandes und seiner Lebensgeschichte gewinnen wir bessere Einsicht und mehr Verständnis für die Störungen des normalen Gleichgewichtes, für das Zuviel oder Zuwenig, das in dem betreffenden Falle vorliegt. Auf die Grenzzustände angewandt, betrifft es Abweichungen von dem normalen Typus, sind es alle die, welche aus dem heiligen Mittelmaße heraustreten, wie dies schon Blaise Pascal ausgesprochen hat. Noch radikaler geht Carlyle zuwege, wenn er sagt: Von den 1445 Millionen Menschen, welche die Erde bewohnen, sind die Mehrzahl Narren, ein Ausspruch, dem recht zu geben ich mich wohl hüten werde. Immerhin aber dürfte uns eine Übersicht der hier in Betracht kommenden Zustände einen Begriff von ihrer Zahl und Ausdehnung sowie dafür geben, daß es uns am Stoff nicht fehlen wird.

So gedenke ich nach und nach zu behandeln: Genie und Geistesstörung, Originale und Sonderlinge, alte Jungfern und Junggesellen, Sammler und Narren, Lumpen, Vagabunden und Lügner, Verbrecher und Trinker, Sinnestäuschungen und Zwangsvorstellungen, Propheten und Seher, Hexen und Besessene und endlich die Geistesepidemien.

Ein besseres Verständnis für alle diese Zustände ist uns durch die Lehre von der Erblichkeit, und besonders von der erblichen

Entartung geworden, wie sie sich an die Namen von Darwin, Morel, Magnan, Koch u. a. anknüpft.

Man versteht unter Erblichkeit dasjenige biologische Gesetz, kraft dessen alle mit Leben begabten Wesen dahin neigen, Individuen derselben Gattung zu erzeugen. Wenn die Natur überhaupt einen Zweck hat, so ist es der, das Leben ihrer Kinder (Fortpflanzung) und das Bestehen der Gattung zu sichern (Erblichkeit). Die Erblichkeit ist für die Gattung dasselbe, was die persönliche Identität für das Einzelwesen ist. Auf ihr beruht die Erhaltung der belebten Welt. Sie ist der große konservative Faktor in der Natur, der viele von den neu aufgetretenen, wie auch die alten Eigenschaften zu erhalten bestrebt ist, sie ist die Eigentümlichkeit aller Organismen, ihr eigenes Wesen auf die Nachkommen zu übertragen (Haeckel). Die Natur bekümmert sich nicht um das Individuum, sondern nur um die Gattung, und das Individuum geht oft zugrunde, wenn es seinen Zweck, die Fortpflanzung der Gattung, besorgt hat. So werden die Drohnen in der Drohnenschlacht bis auf den letzten Mann hingemordet, sie haben ihre Schuldigkeit getan und sie können gehen, da das Fortpflanzungsgeschäft beendet ist. Die Männchen der Ameisen und Eintagsfliegen sterben unmittelbar nach der Begattung, und die weibliche Spinne frißt den Vater ihrer zukünftigen Kinder noch in der Hochzeitsnacht auf. Daher hat Leopardi nicht so unrecht, wenn er sagt:

> Ich weiß von der Natur, daß sie blind ist,
> Daß ihr das Wort „Erbarmen“ eitel Wind ist,
> Sich nimmer sorget für das Wohl der Wesen,
> Und was allein sie kümmert, ist, daß sie gewesen.

Ich übergehe die biologischen Vorgänge der Zeugung und bemerke nur, daß der Vorgang der Erzeugung stets der gleiche ist und in der Vereinigung zweier Zellen, der männlichen und der weiblichen, besteht. Sie bilden ein neues Wesen, das den Eltern ähnlich ist, ob Pflanze oder Tier, Eiche oder Krebs, Krähe oder Mensch, überall bildet sich im Innern der weiblichen Zelle, im Keimplasma, eine ganze Reihe außerordentlicher Veränderungen aus, als deren Ergebnis eine Eiche, Krähe, ein Krebs oder Mensch entsteht.

Mit der allgemeinen Organisation wird auch ein Teil der Eigentümlichkeiten der Eltern auf die Kinder übertragen, und der Epigone erbt mit dem somatischen Habitus seiner Ahnen auch dessen psychische Eigenschaften und Gewohnheiten, körperliche

und geistige Fähigkeiten, und zwar um so leichter, je ausgebildeter sie sind.

Dabei können die festen Gebilde der Ahnen die neuen Erwerbungen überwiegen und sie ausschließen (Ausheilung). Auch sind unglückliche Kombinationen des Keimplasma denkbar, wo das Einzelne gut, die Kombination dagegen schlecht ist, z. B. eine zu große Gleichheit oder Ungleichheit, wie das erste bei den Verwandtenehen, das letzte bei der Verschiedenheit der Rassen der Fall ist. Hauptbedingung der Verbesserung ist eine große Menge der Vererbungsmomente, wodurch die Möglichkeit einer möglichst großen Auswahl — viele Kinder — gegeben ist. Völker, die nicht produzieren, gehen ein und entarten, und je größer die Kombination, um so größer auch die Wahrscheinlichkeit für eine gute Auswahl. Zwar sind wir von einer zuverlässigen Vererbungstheorie noch weit entfernt, aber das bisher Gefundene genügt, um falsche Theorien zurückzuweisen. Ebenso sicher wie der fallende Stein, werden die hier obwaltenden Verhältnisse von Gesetzen geregelt, und wir müssen sie auffinden, weil die Verbesserung des menschlichen Geschlechtes davon abhängt (Lorenz, Lehrbuch der Genealogie).

Bei diesem Suchen werden wir uns zunächst vor einer Vermischung von Angeborenem und Vererbtem zu hüten haben (Martius). Angeboren ist alles, was das Kind mit auf die Welt bringt. Als vererbt dagegen haben wir nur diejenigen Eigenschaften anzusprechen, die nachgewiesenermaßen, oder doch der Voraussetzung nach, sich direkt aus dem Keimplasma beider Eltern herleiten lassen. Die ganze Vererbungsmasse steckt also materiell und virtuell in den beiden, nach dem Kopulationsakte miteinander verschmelzenden Zellen, dem Ei und dem Spermatozoon. Ist diese Verschmelzung geschehen, so ist der Akt der Vererbung vollendet. Alles, was hinterher hinzukommt, geschieht durch Einflüsse äußerer Art, die auf den wachsenden Embryo einwirken, und die sich von den normalen und pathologischen Reizen des extrauterinen Lebens im Wesen nicht unterscheiden. Bei der angeblichen erblichen Übertragung von Krankheiten übersieht man, daß die Krankheit keine in der Organisation begründete körperliche oder seelische Eigenschaft, sondern ein Vorgang ist, der als solcher gar nicht vererbt werden kann. Es ist daher nicht dasselbe, wenn wir ohne weiteres sagen, es habe einer die Tuberkulose von seiner Mutter und seine krumme Nase von seinem Vater geerbt.

Dabei wird der Anteil beider Eltern gleich hoch zu veranschlagen sein. Denn gerade weil wir nicht genau wissen, welche Rolle Vater und Mutter, jedes für sich, bei der Bestimmung der Anlage ihrer Nachkommenschaft spielen, deutet die Ungewißheit in diesen Fragen auf eine ziemlich gleiche Beteiligung beider hin. Lägen hier ausgesprochene Unterschiede vor, so würden sie bekannt sein. Wir müssen daher annehmen, daß das Durchschnittskind in seinen Fähigkeiten ganz ebenso von seinem Vater, wie von seiner Mutter abhängt.

Das wußte schon Neros Vater, wenn er bei der Geburt seines Sohnes diesen mit den Worten begrüßte: Von Agrippina und mir kann nur ein Scheusal kommen, das der Welt zur Geißel wird, und der alte biblische Spruch führt diese Erkenntnis zu noch früheren Zeiten zurück: Wenn die Eltern saure Trauben essen, werden die Zähne der Kinder stumpf.

Immerhin werden auch hier gewisse Verschiedenheiten bestehen, und an Hypothesen darüber ist kein Mangel. Wie Goethe darüber dachte, hat er in seinen bekannten Versen niedergelegt:

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur,
Die Lust zum Fabulieren.

Schopenhauer führt die Ansicht konsequent durch, daß der Charakter vom Vater, die Intelligenz von der Mutter stammt, und man erbt vom Vater das Moralische: Charakter, Neigungen, Geiz, von der Mutter das Intellektuelle: den Grad, die Beschaffenheit und Richtung der Intelligenz. Man redet von Mutterwitz und preist die Mütter berühmter Männer. Die Neigungen und Leidenschaften der Mutter finden sich in den Kindern nicht wieder, und ebenso gehen die intellektuellen Eigenschaften des Vaters selten auf die Söhne über, die gewöhnlich ohne eine Spur der väterlichen Geistesgaben sind. Dem widerspricht nicht die Menge tüchtiger Männer in einer Familie; es gibt eben Ausnahmen, auch folgen die Söhne gerne dem vorbereiteten Pfade der Väter, ohne daß gerade großer Verstand dazu gehöre. Mutter und Sohn haben demnach gleichen Intellekt, aber verschiedenen Charakter, Vater und Sohn stellen die Identität des Wesens dar, Mutter und Sohn die Identität des Intellekts. Daher kann zwischen Mutter und Sohn der größte moralische Gegensatz bestehen (Orest, Hamlet), zwischen Vater und Sohn nur ein intellektueller. Allerdings ist der Nachweis meist

recht schwer zu führen, da unsere Erinnerungen kaum über die dritte Generation zurückreichen. Bei den königlichen Familien ist dies anders, und oft genug geben die Leiden der Völker Zeugnis von den Sünden ihrer Leiter. Oxenstiernas Ausspruch ist bekannt: „Es ist erstaunlich, mit wie wenig Verstand oft die Welt regiert wird.“

Gobineau hat uns über seine eigene Familie ein bemerkenswertes Buch hinterlassen, Ottar Jarl, par le comte de Gobineau. Ottar Jarl war Wicking und ließ sich 843 an der Küste der Loire nieder. Der gewaltsame Charakter des alten Seeräubers bleibt durch 30 Generationen unverändert, obwohl Zeit und Umstände und äußere Umgebung wechseln und aus dem Krieger Juristen und Kaufleute geworden sind. Der Mordbrenner Melac gehörte dieser Familie an. Eine Bestätigung dieses durchgehenden Unterschiedes zwischen Charakter und Intellekt scheinen die Untersuchungen Flechsigs zu enthalten, der für beide eine verschiedene Lokalisation im Gehirne annimmt. Er verlegt das Charakterzentrum, d. h. das Hauptorgan des Charakters im Gehirne, in die Körperfühlsphäre der Hirnrinde, wo alle körperlichen Gefühle zum Bewußtsein kommen. Auf dieses Zentrum hat fast jeder Körperteil Einfluß, hier summieren sich die Reize zur Stimmung, von hier gehen die Impulse aus, und hier ist der Sitz von Empfindung und Schmerz. Das Schmerzgefühl aber ist ein fundamentaler normaler Faktor des Charakters, auf ihm beruhen Mitleid und die altruistischen Gefühle, und daher auch die Schäden der Narkotika und der mit Störungen der Empfindungen verbundenen Erkrankungen auf den Charakter, wie Morphium, Alkohol, Epilepsie und Hysterie, die alle in dem einen Punkte übereinstimmen, daß sie die Schmerzgefühle vorübergehend oder dauernd aufheben.

Nach Flechsig ist der Charakter eine Resultierende des Gesamtkörpers, der Intellekt in der Hauptsache dagegen nur von einzelnen Hirnteilen abhängig, und daher sind Intellekt und Charakter in gewissem Grade voneinander unabhängig, eine Tatsache, wofür uns u. a. die Renaissance reichliche Belege bietet.

Wenden wir uns nach diesen mehr allgemeinen Erörterungen der Entartung zu, so sehen wir, daß jede Lebensäußerung durch die Organisation des Individuums (endogen) bestimmt wird, sowie durch die Bedingungen, unter denen es lebt (exogen). Wir pflegen dies auch in der Weise auszudrücken, daß der Mensch ein Produkt sei von Geburt und Erziehung im weitesten Sinne, wenngleich die

Verhältnisse keineswegs so einfach liegen, als es hiernach den Anschein haben könnte. Denn jedes Individuum ist das Produkt unzähliger endogener biologischer Faktoren mit ebenso unzähligen exogenen physischen und sozialen Verhältnissen, dem sogenannten milieu social et physique. Diese drei Ursachen wirken stets zusammen, aber nicht immer in der gleichen Stärke; je mehr die eine vorwiegt, kann die andere zurücktreten. Ein Beispiel für die Wirksamkeit des Exogenen ist die Bevölkerung von Tasmanien, der früheren Verbrecherkolonie Englands. Sicherlich waren sie keine Musterknaben, und doch ist Tasmanien zur blühenden Kolonie geworden mit einer recht geringen Verbrecherstatistik. In der Literatur (Lombroso, Tarde) und bei den verschiedenen Völkern stoßen wir auf eine sehr verschiedene Bewertung dieser beiden Faktoren, und Goethe sagt von den Franzosen, daß sie nicht begreifen könnten, daß etwas geschehe, was nicht von außen in sie hineingetragen werde — Verrat.

Auf die exogenen Faktoren habe ich hier nicht näher einzugehen, um so mehr aber auf die endogenen, und da kann die Organisation gut oder schlecht sein, die schlechte ererbt oder erworben. Allerdings ist manches, das wir angeboren nennen, ein Erzeugnis von Zeit und Umständen und wechselt mit ihnen, wie u. a. die Begriffe von Moral und Sittlichkeit. Streng genommen müßten wir jede Abweichung der Organisation von der Norm als eine Entartung bezeichnen. Dem allgemeinen Sprachgebrauche nach werden wir indes diesen Ausdruck auf die Abweichungen nach der ungünstigen Seite beschränken, und wir reden von einer erblichen Entartung dort, wo sich infolge zahlreicher krankhafter Zustände, die das Gehirn- und Nervensystem der Aszendenz beeinflußt haben, in der Deszendenz ein abnormer geistiger Zustand entwickelt hat. Auch hier werden wir zunächst zwischen erblicher Belastung und Entartung zu unterscheiden haben. Erblich belastet ist jeder, in dessen Aszendenz sich Krankheiten des Nervensystems vorfinden, erblich entartet dagegen nur der, bei dem sich der Nachweis eines mangelhaft entwickelten psychischen Organes erbringen läßt, wie wir dies in der neuropathischen Konstitution voraussetzen. Die Entartung ist dem Begriffe der erblichen Belastung gegenüber ein greifbarer Zustand, dessen Entstehung, Verlauf und Symptome wir in vielen Fällen nachweisen können. Wir reden so von einer Minderwertigkeit, und wir verstehen unter diesem Ausdrucke gewisse Abnormitäten desjenigen ererbten automatischen Komplexes von Gehirn-

tätigkeiten, die wir als Charakter kennen gelernt haben, und wir sprechen von einem pathologischen oder krankhaften Charakter, wenn sämtliche oder einzelne dieser Eigenschaften durch Krankheit eine Änderung erfahren haben oder von vornherein durch Krankheit beeinflußt sind.

Der Einfluß der Erblichkeit auf die Entartung war schon den Alten bekannt. Die Spartaner bestraften ihren König Archidamus, weil er eine Zwergin heiratete. Die Samniten versammelten sich und besprachen das Benehmen der jungen Leute. Der am besten Beleumundete konnte sich das schönste Mädchen aussuchen und so fort, so daß sich Stärke mit Schönheit paarte, und der englische Forscher Galton will Tugendpreise einführen und die Prämiierten miteinander verheiraten. Schopenhauer gibt in seiner charakteristischen Weise dieser Ansicht Ausdruck: Könnten wir alle Schurken kastrieren und alle dummen Gänse ins Kloster stecken, den Leuten von edlem Charakter ein ganzes Harem beigeben und allen Mädchen von Geist und Verstand Männer, und zwar ganze Männer verschaffen, so würde bald eine Generation entstehen, die ein mehr als Perikleisches Zeitalter darstellt. Und wir? Von jeher hat die menschliche Gesellschaft gewaltsam in diesen Fortschritt eingegriffen, und die Lehren der Natur sind hier wie an unzähligen anderen Stellen spurlos an uns vorüber gegangen. Bleiben wir zunächst bei der von Schopenhauer so enthusiastisch gepriesenen geschlechtlichen Auswahl stehen. Dieses große Gesetz des Tierreiches von einer natürlichen Auswahl, von der Wahl des Männchens und des Weibchens in bezug auf ihren Verkehr mit dem entgegengesetzten Geschlechte, ist schon von Goethe in seiner „Bildung und Verbildung organischer Natur 1807“ geahnt, von Lamark 1809 in seiner Philosophie zoologique richtig erkannt und von Malthus in seinem Essai of the principle of population 1826 gefordert worden. Wallace und Darwin haben es alsdann fast gleichzeitig veröffentlicht. (Journ. of the Limaean Society 1858.) Überall im Tierreiche beginnt sich zur Zeit der Paarung das Männchen zu schmücken und schön zu machen, um die Aufmerksamkeit des weiblichen Geschlechtes auf sich zu ziehen. Allerdings ist Schönheit ein relativer Begriff und in Abhängigkeit von Gewohnheit und Mode. Schön ist, was die eigene physische Beschaffenheit, die natürliche Physiognomie kennzeichnet, und jedes Land hat sein eigenes Schönheitsideal, das uns in den Madonnenbildnissen der verschiedenen Malerschulen entgegentritt. Die Naturvölker halten

den Europäer für häßlich, für lächerlich, und sie wenden sich vor Entsetzen ab oder wollen sich vor Lachen ausschütten. Voltaire legt dem Teufel, der nach dem Begriffe des Schönen gefragt wird, die Worte in den Mund: Le beau c'est une paire de cornes, quatre griffes et une queue.

Auf festerem Boden bewegen wir uns bei der Kraft, und bei den Tieren ist es vorwiegend das stärkere und zur Fortpflanzung geeignetere Tier, das im Kampfe um das Weib den Siegespreis davonträgt. Zu diesem Behufe werden ihm die Waffen des Geweihes und der Hauer verliehen, und zwar nur für die Zeit der Paarung, die dem Weibchen versagt sind. Eine weitere Fürsorge hat die Natur dem Tiere mit auf den Weg gegeben, den Instinkt. Er ist ein dem Tiere einwohnender, mit ihm aus dem Ei entwickelter Imperativ, ein unbewußter Trieb zur Verwirklichung von Zwecken, und wollte man das Wort übersetzen, dann wüßte ich keine bessere Bezeichnung als Erbübung, da es sich um eine ererbte Gehirntätigkeit, die erbliche Übertragung einer während des Lebens erworbenen Fähigkeit handelt. Woods Hutchinson nennt den Instinkt die kristallisierte Erfahrung von Tausenden von Generationen. Er ist die goldene Weizensaat, die Millionen Ernten entnommen ist. Er steht tiefer als die Vernunft, insofern er weniger individuellen Willen und weniger individuelles Urteil benötigt; aber als führendes Prinzip ist er weit sicherer, als Ursache einer Handlung weit verläßlicher und wirkungsvoller, und er kennt in seiner Domäne keine höhere Macht. Alle menschlichen Tugenden haben ihren Ursprung schon im Tierreich — Ausdauer, Fleiß, Mut, Elternliebe —, während von den menschlichen Lastern zwei Drittel rein menschlich sind — Prostitution, Trunksucht, Spiel, Lüge, wirtschaftlicher Schwindel. Unsere tierischen Vorfahren hätten daher mehr Ursache, sich ihrer menschlichen Nachkommen zu schämen, als wir unserer Vorfahren, und doch besitzen wir die kolossale Unverschämtheit, von einem schlechten Menschen zu sagen, er sei wie ein Tier.

Ob es für uns von Vorteil ist, daß an die Stelle des Instinktes die Vernunft getreten ist, d. h. die Befähigung, sich nach persönlichen Erfahrungen zu entscheiden, darüber ließe sich streiten. Jedenfalls führt die Vernunft oft genug zum Unvernünftigen.

Der Instinkt als eine Konsequenz der Organisation kann sich nicht irren, und jeder Irrtum ist tödlich. Seiner mechanistischen Natur entsprechend wirkt er maschinenmäßig und unfehlbar, und daher auch der Unterschied zwischen ihm und der bewußten In-

telligenz, die nicht maschinenmäßig arbeitet und darum auch in ihrer Arbeit nicht unfehlbar ist. Wo beim Tiere die natürliche Auswahl dem besten der Bewerber den Sieg verleiht, drängen sich bei den Menschen ganz andere Gesichtspunkte vor, Stand und Vermögen, und es kommt bei ihnen zur Fortpflanzung von Eigenschaften, welche die Natur bei freiem Walten erbarmungslos ausschalten würde.

Die Verwilderung des Mittelalters hatte zum Teil ihren Grund darin, daß die besten Kräfte ins Kloster gingen und sich nur die Wilden und Rauhen fortpflanzten, und in welcher Weise die Kirche durch ihre unweise und selbstmörderische Politik die Sprossen unserer Altvorderen brutalisiert und so unendlichen Schaden angerichtet hat, davon erzählen uns die Annalen der Inquisition, die allein in Spanien in den drei Jahrhunderten 1471—1781 an dreimalhunderttausend Menschen, und gewiß nicht die schlechtesten, ihrem finsteren Wahne geopfert hat.

Ein weiterer Grund der Entartung darf in dem Wechsel der Kampfesart gesucht werden. Früher überlebte der Stärkere, und der Schwache ging in dem Kampfe zugrunde. Die Söldnerheere waren meist zusammengelaufenes Volk, das zur Kindererzeugung wenig taugte; jetzt bei der allgemeinen Wehrpflicht ist es die Blüte des Landes, die in das Feld zieht, und während die früheren Heere in einem höheren Stärkegrade heimkehrten, ist in den modernen gerade das Umgekehrte der Fall. Einige Zahlen aus dem französischen Kriege mögen dies beweisen.

Nach Generalstabswerk V. haben die Grenze überschritten:

33 101 Offiziere,
1 113 254 Mann,

ein Verhältnis von 1 : 34.

Es sind gefallen, verwundet, an den Wunden gestorben:

6120 Offiziere,
110 701 Mann,

gleich 1 : 18.

Der moderne Krieg kann folglich nicht mehr als ein Selektionsmittel gelten. Ob aber die noch weitergehende Behauptung, daß unsere moderne Zivilisation an sich eine Schuld an der zunehmenden Entartung trage, richtig sei, dürfte schwer zu beweisen sein. Jedenfalls kommen hier weniger die Exzesse in Frage, zu denen sie führt (Alkohol, Syphilis), als vielmehr der allerdings recht auffällige Umstand, daß sie durch eine mißverstandene Philanthropie die

Schranken niederreißt, welche die Natur zum Schutze der Rassen gezogen hat. Wenn sich jene Fürsorge alle Mühe gibt, allerhand Menschenkinder am Leben zu erhalten, die von Gott und Rechts wegen dem Untergange geweiht sind, und wenn auf diese Weise unzählige Existenzen in den Stand gesetzt werden, ihre eigene Minderwertigkeit auf ihre Nachkommen zu vererben, so liegt das sicherlich nicht im Interesse der Allgemeinheit, da die Völker um so gewisser in der Entartung zugrunde gehen werden, je mehr gegen die Gesetze der Natur gesündigt wird.

Aber auch hier siegt die Natur, und wir dürfen trotz aller Sünden der modernen Humanität nicht daran verzweifeln, daß sich ihre Auswahl wirksamer erweisen wird als alle kurzsichtigen menschlichen Gesetze und verkehrten Einrichtungen.

Bei der Besprechung der Verbrecher werden die Degenerationszeichen ihre eingehendere Behandlung finden, und ich erwähne hier nur, daß man darunter sowohl geistige wie körperliche Abweichungen von der Norm versteht, die ihre Entstehung einer Schädigung verdanken, welche das Keimplasma, die Vererbungssubstanz, betroffen hat. Nur Abweichungen en masse sind von Wert, diese aber finden sich entschieden häufiger bei den Geisteskranken und Verbrechern, als bei den normalen Menschen. Auch sehen wir in ihnen nicht sowohl das Degenerationszeichen an sich, sondern mehr das äußere Signal für die innere Mißbildung des Gehirns. Derartig Gezeichnete bezeichnen wir als Degenerierte, und insofern, als sie sich in einem Gegensatze zu den rüstigen und vollwertigen Menschen befinden, als Minderwertige, die nicht gerade völlig geistesgestört, aber doch in enger Verwandtschaft lebend, denselben Gesetzen unterworfen und aus ihnen heraus zu erklären sind, und da sich die Mehrzahl der Grenzzustände auf diesem Gebiete bewegt und die Betroffenen entschieden minderwertig sind, gehören sie zu der Domäne des Professors der Psychiatrie, und ich begehe keine Grenzverletzung, wenn ich hier den Versuch mache, sie im Zusammenhange zu behandeln.

Der Verbrecher.

Jahrtausendelang ist das Recht von scholastischen Ideen beherrscht worden. Der Grundsatz „ohne Ansehen der Person“ hatte zu einer geradezu typenhaften Gestaltung der Personen geführt und jede Individualisierung ausgeschlossen. Selbst der geistreichsten unter den Juristen einer, v. Ihering, sah in seinem „Kampf ums Recht“ das Ideal der Rechtspflege, und in dem Bauern, der um einen strittigen Grenzstreifen Hab und Gut verprozessiert, ein Vorbild, dem nachzueifern die Pflicht eines jeden Staatsbürgers sei. Nach wie vor legt Themis mit verhüllten Augen das sorgsam abgewogene Verbrechen auf die Wagschale, und selbst dieses nicht als psychologisches Phänomen, sondern nach rein äußerlichen Gründen, als Strafgegenstand, als strafbare Handlung. Der Verbrecher wird als eine Art algebraischer Formel betrachtet, deren entsprechender Logarithmus sich aus der Logarithmentafel des StGB. von selber ergibt, und bei dem ganzen Verfahren ist von dem Verbrecher und seiner Persönlichkeit kaum die Rede.

In dieses Stilleben der Rechtspflege drangen die sich mächtig entwickelnden Naturwissenschaften mit pietätloser Hand ein. Die Anschauungen der alten Schule fanden vor ihren durch Mikroskop und Fernglas geschärften Augen keine Gnade mehr. Der Mensch ist nun einmal keine geometrische Figur, und die abstrakten legalen Systeme sind nicht mehr haltbar.

Seitdem ist über den Verbrecher und seine Natur viel geschrieben worden, und wenn auch hin und wieder in jugendlichem Ungestüme weit über das Ziel hinausgegangen und manches Neue für ebenso gewiß, wie anderseits Altes für unhaltbar und verkehrt erklärt wurde, was beides nicht der Fall war, so hat sich doch in der allgemeinen Meinung ein Umschwung vollzogen, der nicht mehr rückgängig zu machen ist.

Dieser Umschwung knüpft sich an den Namen Lombrosos an, und ihm und seinem rastlosen Streben muß ein großer Teil des Verdienstes zuerkannt werden. Anderseits aber ist die Bewegung

nicht auf einmal entstanden und nicht fix und fertig aus dem Kopfe Lombrosos, wie weiland Minerva aus dem Haupte Jupiters, entsprungen. Schon Galenus betont den Einfluß der geistigen Getränke auf die Erzeugung der Verbrecher, und er war der Ansicht, daß man die Verbrecher wie ein schädliches Wildzeug ausrotten müsse, da sie so von Natur seien, und man sie folglich nicht bestrafen könne. Diderot und die Enzyklopädisten hatten diese alte Anschauung wieder aufgegriffen, und Gall, dessen Bedeutung für seine Zeit kaum hoch genug zu veranschlagen ist, geht einen Schritt weiter. Nach ihm kann das Maß der Verschuldung und der Strafe nicht aus dem Studium der strafbaren Handlung beurteilt werden, sondern nur aus dem Studium des Täters, und es ist somit Gall, den wir als den Urheber der kriminalistisch-anthropologischen Richtung anzusehen haben. Wenn auch nach ihm Morel den Verbrecher als eine Form der Entartung oder als eine krankhafte Abweichung vom normalen Typus der Menschheit erklären konnte, so war doch bis dahin alles so ziemlich beim alten geblieben, und es wurde erst anders, als Lombroso mit dem ihm eigenen Ungestüme in die Bewegung eingriff und in die Lehre vom Verbrecher und dem Verbrechen neues Leben brachte.

Lombroso hatte seine ersten Untersuchungen in den Atti del instituto Lombardo 1871—76 veröffentlicht und diese Veröffentlichung 1885 in erneuerter Gestalt und unter dem seither berühmt gewordenen Titel l'uomo delinquente herausgegeben (1887 deutsche Übersetzung). Damit hatte er die Grundzüge der positivistischen Schule festgelegt, daß nämlich die Gefährlichkeit des Verbrechers allein den Maßstab seiner Strafbarkeit bilde. Der Begriff der Kriminalität wechsle und damit die Kriminalität selber; die Verbrechernatur aber, die an sich etwas Organisches sei, bleibe stets dieselbe.

Seitdem hat sich diese neue Schule von Italien aus über die ganze Welt ausgebreitet und ständig an Anhängern gewonnen. Sie hat zu einer Fortbildung aller bisherigen Forschungen auf dem Boden der exakten Wissenschaften in ihrer Anwendung auf Strafrecht und Gesellschaftslehre geführt, und sie ist zur Wissenschaft vom verbrecherischen Menschen geworden. In dieser Weise ist sie zwar nicht die Schöpfung eines Einzelnen, wohl aber ist sie mit dem Namen Lombrosos verknüpft, dem niemand den Ruhm streitig machen kann, als Pate der Kriminalanthropologie zu gelten. Bis dahin aber galt es noch einen weiten Weg zurückzulegen und vor

allem für die wissenschaftlichen Untersuchungen auch wissenschaftliche Unterlagen zu finden. Diese Schwierigkeiten treten dem Forscher schon bei der ersten Frage entgegen: Wer ist ein Verbrecher? Man hatte sich die Antwort leicht gemacht: wer ein Verbrechen begeht, und ein Verbrechen ist nach dem StGB. eine mit dem Tode, mit Zuchthaus oder mit Festungsstrafe von mehr als fünf Jahren bedrohte Handlung. Daß damit für unseren Zweck nichts anzufangen ist, liegt auf der Hand, und es galt zunächst einen anderen Begriff ausfindig zu machen. Man glaubte das Richtige in dem natürlichen Verbrechen gefunden zu haben, d. h. in der Verletzung der natürlichen Gefühle, die wir zurzeit besitzen. Wie sich diese natürlichen Gefühle entwickelt haben, kommt für die Beurteilung ebensowenig in Betracht wie die Tatsache, daß das moralische Empfinden zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern gewechselt hat.

Von den zehn Verbrechen des mosaischen Gesetzes, die II. Mos. 21 u. 22 mit Steinigung bestraft werden, ist nur eins übrig geblieben, das auch heute noch als Verbrechen gilt, der Mord, während die anderen alle zu mehr oder minder strafbaren Handlungen herabgesunken (Ehebruch, Unzucht mit Tieren) oder ganz aus dem StGB. geschwunden sind (Hexerei, Abgötterei).

Gegen Ende des XIII. Jahrh. kannte das englische Gesetz nur sieben Verbrechen, die es mit dem Tode bestrafte: Verrat, Mord, Brandstiftung, Notzucht, Raub, Einbruch und großen Diebstahl. Bis zum XVIII. Jahrh. stieg die Zahl auf 207, und als die Todesstrafe nach und nach für 200 Verbrechen wieder abgeschafft worden war, blieben noch gerade so viele übrig, wie fünf Jahrhunderte vorher. Mit dem Tode bestraft wurden Taschendiebstahl bis 1808, Viehdiebstahl und Diebstahl aus einem Wohnhause, Falschmünzerei bis 1832, Urkundendiebstahl und Kirchenraub bis 1835, Notzucht bis 1840, gewaltsamer Raub, Brandstiftung, Sodomiterei bis 1861. Wie wenig sich übrigens die biblischen Anschauungen mit unseren heutigen decken, erhellt daraus, daß Gott den David zu einer verbotenen Handlung verleitet (Juda und Israel zu zählen), und zwar in der bestimmten Absicht, dadurch die Berechtigung zu seiner Bestrafung zu gewinnen. Auch die Helden Homers würden nicht immer und nicht in allen ihren Handlungen Gnade vor unseren Augen finden und vor dem Strafrichter voraussichtlich schlecht abschneiden. Schon der Mythus feiert die Diebereien des Hermes, der vielgewandte Odysseus ist auch kein Muster von Redlichkeit,

und von seinem Großvater Autolykus rühmt das Epos sogar, daß er ausgezeichnet war vor allen Menschen in Diebstahl und Meineid. Auch später, zur klassischen Zeit, hat es in Griechenland wenige gegeben, die nicht für Geld zu allem zu haben gewesen wären. Wie anders steht der Held eines Indianerstammes oder ein moderner Brigant in der Schätzung seiner Stammesgenossen als wie in der unsern da, obwohl wir in dieser Beziehung Wunderbares erleben und auch bei uns die Erfahrung machen können, wie bei sogenannten sensationellen Prozessen mit dem Verbrecher geradezu eine Art von Kultus getrieben wird, an dem sich nicht nur die Ungebildeten beteiligen.

So viel aber steht fest, daß zurzeit tatsächlich bei allen zivilisierten Völkern ein gewisses Maß normalen Empfindens besteht, das die wahre Moral der Gegenwart ausmacht, und dessen Verletzung wir daher als ,,natürliches Verbrechen" bezeichnen dürfen. Der Umfang dieses Empfindens wird durch ,,Gesetze" bestimmt, und hiermit stimmt die Definition Litres überein, der in dem Verbrechen eine schwere Verletzung der Moral oder des Gesetzes sieht, bedroht durch die Gesetze, oder verworfen durch das Gewissen.

Wie sich diese Moral aus ursprünglich rein egoistischen Gefühlen entwickelt, und wie lange sie auf ihrem Wege zu altruistischem Empfinden gebraucht hat, das seinen Ausdruck in dem Satze fand: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, habe ich hier nicht zu untersuchen; für unseren Zweck genügt der Nachweis, daß sie die Spuren dieser Entwicklung bis auf den heutigen Tag an sich trägt.

So haben sich aus der primitiven Form des Mitleids, d. h. der Scheu, einem anderen körperlich weh zu tun, die Verbrechen gegen die Person entwickelt, wobei das Strafgesetzbuch den körperlichen Schäden volle Rechnung trägt, während sich dies bei Verletzungen der Ehre nicht in gleichem Maße behaupten läßt.

Ebenso wie das Mitleid, treffen wir die Gerechtigkeit überall und zu allen Zeiten in der Form der Rechtschaffenheit an, in dem Gefühle sich nichts anzueignen, was einem nicht gehört, und in der gröberen Verletzung dieser mittleren altruistischen Empfindung des Mitleids und der Rechtschaffenheit liegt die Wesenheit des natürlichen Verbrechens, das den moralischen Sinn der Gesellschaft verletzt. Alles andere sind schädliche Handlungen, aber keine Verbrechen in wissenschaftlichem Sinne, und sie wechseln nach der Anschauung der Zeit, des Volkes und der Gesetzgebung.

Hiermit hätten wir den Boden gefunden, auf dem wir unsere weiteren Schlüsse aufbauen können. Wir haben in dem Verbrecher einen Menschen zu sehen, dessen Eigentümlichkeiten ihn unfähig machen, mit den zurzeit gültigen Gesetzen zu leben, und da sich diese Unfähigkeit nach zwei verschiedenen Seiten hin geltend machen kann, werden wir Verbrecher gegen die Person und gegen das Eigentum zu unterscheiden haben, wobei wir als selbstverständlich voraussetzen, daß es sich nur um Gewohnheitsverbrecher handeln kann, und alle Zufalls- und Gelegenheitsverbrecher, sowie die politischen Verbrecher für uns nicht in Betracht kommen.

Kann nun die verbrecherische Individualität die einfache Folge einer angeborenen organischen Grundlage sein? Auf den ersten Blick scheint eine solche Auffassung wenig Wahrscheinlichkeit für sich zu haben. Ist doch das Verbrechen kein physiologischer, sondern ein soziologischer Begriff, der Wert einer Handlung keine anatomisch-physiologische Größe, sondern mehr Sache der Gesellschaftsordnung und der Sittenlehre. Insofern aber, als die angeborene psychische Abnormität dem Individuum eine ganz besondere Eigentümlichkeit aufprägt, als sie es unfähig macht zur Entwicklung altruistischer Gefühle, unfähig zum Widerstande gegen seine Triebe, kann sie auch zum verbrecherischen Hange führen.

Diese besondere Eigentümlichkeit nun war es, die Lombroso zum Gegenstande seiner Studien machte. Mit dem ihm eigenen Ungestüme stürmte er gegen die veraltete Anschauungsweise in der Rechtspflege an. Nicht den Begriff, sondern den Menschen solle man bestrafen, und indem er seine wissenschaftlichen Untersuchungen auf den ganzen Menschen ausdehnte und sich bemühte, die körperliche und geistige Eigenart des Verbrechers und die in diesen gelegenen Bedingungen des Verbrechens festzustellen, ist er ein Pfadfinder und ein Vorkämpfer auf diesem Gebiet geworden, dessen Name auf immer mit der Entwicklung der neuen Schule verbunden sein wird. Lombroso hat sich redlich bemüht, die unklaren Vorstellungen in feste Normen zu bringen, und wenn ihn hierbei sein Temperament und sein unleugbarer Mangel an Kritik vielfach über das Maß des Erlaubten hinaus und zu Ausführungen geführt haben, die einer Nachprüfung nicht standhalten, so sollte ihn sein idealer Ideenreichtum vor kleinlichen Ausstellungen schützen.

Wollen wir das Verbrechen bekämpfen, so müssen wir den Verbrecher kennen lernen, und das können wir nur, wenn wir ihn

wissenschaftlich untersuchen. Die wissenschaftliche Untersuchung der körperlichen und geistigen Eigenart des Verbrechers und die Feststellung der in dieser gelegenen Bedingungen des Verbrechens, wie sie in der Kriminal-Anthropologie und -Biologie und endlich in der Kriminal-Soziologie einheitlich gelehrt werden, das ist Lombrosos Ruhm und sein Verdienst.

Daß bei den Verbrechern eine moralische Anomalie bestehen müsse, ohne die sie bei allen äußeren Ursachen nicht zum Verbrecher geworden wären, muß an die Spitze unserer Ausführungen gestellt werden. Diese psychische Anomalie ist ohne gleichzeitige physische Ausdrucksweise nicht denkbar, und deshalb müssen Menschen, die sich von den übrigen in moralischer Hinsicht so sehr unterscheiden, wie dies der Gewohnheitsverbrecher dem gewöhnlichen ehrlichen Menschen gegenüber tut, auch physikalische Unterschiede vom gesunden und normalen Menschen an sich tragen. Allerdings dürfte es heutzutage keinem mehr einfallen, in der Weise Lavaters die Physiognomie zur Grundlage der Beurteilung eines Menschen zu machen, und wenn Lavater allen Ernstes den Fürsten den Rat gibt: O ihr Fürsten, wenn ihr eure Minister wählt, seht euch vor allem ihre Nasen an, so wird er bei uns kaum auf ein großes Verständnis zu rechnen haben. Spottet doch schon ein Zeitgenosse über ihn: Ich habe es nie ohne Lächeln bemerkt, daß Lavater mehr auf den Nasen unserer Schriftsteller bemerkt, als die vernünftige Welt in ihren Schriften. Auch hier war es Gall, der eine Wandlung zum Besseren geschaffen und der Lavaterschen Physiognomik ein Ende gemacht hat. An ihre Stelle ist die Lehre von den Degenerationszeichen getreten.

Als man erst einmal dem Verbrecher die Aufmerksamkeit zugewendet hatte, lag es nahe, ihn dort zu studieren, wo er am ersten zu finden und seine Untersuchung am leichtesten auszuführen war, im Gefängnisse, und hier zeigte sich dem Beobachter zunächst eine ganze Reihe äußerer Abweichungen von der Norm. Nun könnte man mir entgegenhalten: gibt es denn eine derartige Norm, und wenn es sie gibt, wie muß alsdann ein normaler Mensch beschaffen sein? Und ich müßte zugeben, daß es vermutlich ein ebensolches abstraktes Unding sein würde, wie es die Goethesche Urpflanze tatsächlich gewesen ist. Aber anderseits läßt sich nicht bestreiten, daß es Ideale gibt, in denen sich der Schönheitssinn der Zeit verkörpert hat. Von diesen Schönheitsidealen, von dem Apollo des Belvedere und der Miloschen Venus, waren die Insassen der

Gefängnisse recht weit entfernt, und zwar zeigten sie in ihrer äußeren Erscheinung gewisse und ganz bestimmte Abweichungen, und diese weit häufiger und in einer viel größeren Menge, als sie sich bei der gleichen Anzahl nicht verbrecherischer Individuen fanden. Denn strenge genommen wird sich kaum ein Mensch finden, der in seiner äußeren Erscheinung nicht das eine oder andere dieser sogenannten Entartungszeichen an sich trüge. Der untrüglichste Beweis hierfür dürfte wohl die Venus von Milo selber sein, deren beide Gesichtshälften eine deutliche Ungleichheit aufweisen, ein Zeichen, daß der Künstler nach einem Modelle gearbeitet, und die Göttin ihre olympische Schönheit diesem irdischen Modelle entlehnt hat.

Seit Morel dieser Entartungszeichen in seinem berühmten Buche: Dégénérescence de l'éspèce humaine zuerst erwähnte, ist unendlich viel für und gegen geschrieben und eine Unsumme von Tatsachen zusammengebracht worden, aus denen so viel hervorgeht, daß sie sich vielfach widersprechen, und manches Zeichen seine ursprüngliche Wertschätzung wieder verloren hat. Das aber scheint aus dem Streite als sicher hervorzugehen, daß sich alle jene Anomalien bei den Verbrechern weit häufiger finden, als bei anderen Menschen. Man kann daher wohl in der Erklärung auseinandergehen, in den Tatsachen dagegen nicht, und diese letzteren bilden die Grundlage der Kriminalsoziologie. Was zunächst jene Erklärung anbetrifft, so führt sie uns auf das weite Gebiet der Erblichkeit und insbesondere der erblichen Entartung.

Auf dem Wege der geschlechtlichen Zeugung werden die Eigenschaften der Erzeuger auf die Erzeugten übertragen, und in der Gleichmäßigkeit der Übertragung liegt die Möglichkeit der Erhaltung einer Rasse. Durch die Fixation der durch die Erblichkeit übertragenen spezifischen Charaktere bilden sich aus der Familie die Rasse, aus der Rasse das Volk, und zwar bildet sich nicht nur der nationale Typus aus, der uns oft auf den ersten Blick den Engländer vom Amerikaner, den Deutschen vom Franzosen unterscheiden läßt, sondern durch die Gleichheit des Fühlens, Denkens, Wollens entwickeln sich der Charakter einer Nation und ihr Nationalgefühl. Solange diese Eigenschaften in gleicher Weise übertragen werden, ist der Fortbestand der Nation und ihr Blühen gesichert, und sie fällt der Entartung anheim, wenn dies nicht mehr der Fall ist. Wir haben demgemäß das Wesen der Entartung in einer ungleichartigen Übertragung von Eigenschaften durch die

Zeugung zu suchen, die sich dem physischen und sozialen Milieu nicht mehr anpassen. In dieser Weise entwickeln sich in einer degenerierenden Rasse Individuen mit anderen Ansichten, Instinkten und Trieben, die zum Unfrieden und auf dem Wege der Revolution zum Untergange führen. Man hat in dieser Art der Entartung einen Rückfall in frühere Zustände erblickt und von Atavismus gesprochen. Mit Unrecht, da es sich vielmehr um eine Erschlaffung der Lebenskraft handelt, die ihrerseits wieder auf schwächende Einflüsse zurückzuführen ist, welche auf die Erzeuger eingewirkt haben. Laster, Trunk, Krankheit und Entbehrung führen bei den Aszendenten zu einer Schädigung der Vererbungssubstanz, des Keimplasmas, und hierdurch zu Störungen in der Entwicklung, die sich bei den Deszendenten in körperlichen und geistigen Defekten, den schon genannten Entartungszeichen äußern. Lange Zeit bezeichnete man die verkümmerten Sprößlinge aus den Tagen der Belagerung von Paris als enfants de siège, da sie die deutlichen Spuren der überstandenen Not und Entbehrung mit auf die Welt brachten.

Selbstverständlich waren es die äußeren Zeichen, worauf sich zunächst die Aufmerksamkeit richtete, und es war eine Zeitlang für die Betreffenden nicht gerade angenehm, ein angewachsenes Ohrläppchen oder gar Henkelohren zu haben. Nun wird gewiß niemand ein Portemonnaie stehlen, weil er henkelartige Ohren hat, aber wie Korella mit Recht bemerkt, deuten die henkelförmigen Ohren auf Besonderheiten des Gesamtorganismus hin, aus denen sich Anomalien des Gefühls und des Willens ergeben. Und hierin liegt ihre Bedeutung. Wir sehen in ihnen nicht das Entartungszeichen an sich, sondern vielmehr das äußere Signal für eine innere Mißbildung des Gehirns. Es ist ein Schluß von der äußeren Bildungsanomalie auf die innere, zentrale, von dem Sichtbaren auf das Unsichtbare, von dem, was offen zutage liegt, auf das, was uns der Schädel verbirgt, von einer Verbildung des Organes auf eine Veränderung seiner Funktionen. Hierin liegt das Wesen und der Wert des Entartungszeichens, das dort, wo es vereinzelt besteht, ohne Belang ist, durch sein konstantes Ansteigen bei den Verbrechern aber unsere volle Beachtung verdient. Wir halten uns daher für berechtigt, dort, wo bei einem und demselben Individuum eine größere Anzahl dieser Entartungszeichen vorkommt, von einer erblichen Entartung zu reden, und anderseits haben uns zahlreiche Massenbeobachtungen in den Gefängnissen den Beweis erbracht,

daß sie sich bei den Verbrechern weit häufiger und in einer größeren Anzahl vorfinden.

Zunächst ist es der Schädel mit seinem Drum und Dran, der hier im Vordergrunde der Betrachtung steht, und gerade hier hat der Streit der Meinungen zu dem Ergebnisse geführt, daß die Form des Schädels nicht als ein sicheres Zeichen für die intellektuelle, geschweige denn für die moralische Wertschätzung eines Menschen verwertet werden kann. Von mehr Wert erweisen sich Zähne und Ohren, und zumal die Ohren spielen eine große Rolle. Aber auch die Entwicklung der Zähne, ihre Stellung und die Form des Gaumens haben ihren Wert, und ebenso bemerkenswert ist, daß die Weisheitszähne im Aussterben begriffen sind. Bei den niederen Klassen kommen sie in 19% nicht mehr zur Entwicklung, und bei den höheren fehlen sie sogar bei 42%. Wie wenig dabei der einzelne von seinem inneren und äußeren Menschen Bescheid weiß, mag ein eigenes Erlebnis dartun. Als ich vorzeiten meinen ersten Zahn ziehen ließ, meldete ich ihn dem Zahnarzte als Weisheitszahn an. Er lachte und belehrte mich eines Besseren, daß ich überhaupt nie einen Weisheitszahn mein Eigen genannt habe. Don Carlos, der imbezille Sohn des zweiten Philipp, hatte eine ungleiche Zahnstellung, übrigens ein Erbteil seines Großvaters, Karl V. Dabei war ein Bein kürzer, eine Schulter höher, auch hatte er erst mit fünf Jahren sprechen gelernt.

Zu den Entartungszeichen zählt man ferner noch die Linkshändigkeit und die Vorliebe zum Tätowieren. Unter den Gebildeten der weißen Rasse stellt sich der Prozentsatz der Linkshändigen auf etwa 2—4%. Ein amerikanischer Forscher (Daniel G. Brinton, Left-handedness in Nordamerika) ermittelt auf Grund amerikanischer Steingeräte unter den früheren Eingeborenen etwa 33%, und Dr. Wey fand unter 90 Dieben 15% Linkshändige. Im Buche der Richter (Kap. XX, 15 u. 16) werden unter den 26 700 Kindern Benjamins, die gegen Israel ausziehen, 700 ausgesucht, die links waren und mit der Schleuder ein Haar treffen konnten, was darauf schließen läßt, daß die Zahl der Linkshändigen eine bedeutend höhere gewesen sein muß, da man doch kaum von allen Linkshändigen annehmen kann, daß sie Scharfschützen ersten Ranges gewesen seien.

Waren schon hier atavistische Erwägungen laut geworden, so war dies bei dem Tätowieren noch mehr der Fall, und eine Zeitlang wurde der Kampf mit großem Eifer geführt. Lombroso hatte

bei 10% der Verbrecher Tätowierung gefunden, und zwar um so mehr, je tiefer die Klassen der Verbrecher waren, die er untersuchte. Seitdem ist das gleiche von verschiedenen Seiten und an den verschiedensten Orten bestätigt worden, und man hat durchweg gefunden, daß der Gewohnheitsverbrecher zum Tätowieren neigt, und zumal in seinen unteren Klassen eine Vorliebe für ausgedehnte, abenteuerliche und schmutzige Tätowierungen hat. Wenn Lombroso in dem Tätowieren einen Beweis für die von ihm behauptete geringere Schmerzempfindlichkeit der Verbrecher zu finden glaubt, so erscheint dieses nicht wahrscheinlich, weil auch andere und darunter ehrliche Menschen sich tätowieren lassen, Soldaten und Seeleute, und zwar zuweilen in solcher Menge, daß nach einer Mitteilung Marryats in der englischen Marine gegen Ende des 18. Jahrhunderts gegen diesen Unfug durch Verbote eingeschritten werden mußte. Auch hat sich manch einer aus Neugierde und Nachahmungssucht tätowieren lassen, der hinterher viel darum gegeben hätte, wenn er sein Wahrzeichen auf eine gute Manier los geworden wäre. Bei Bernadotte wird man dies als gewiß annehmen dürfen. Es fanden sich nämlich auf dem Arme des toten Königs die Worte eingeätzt: liberté, fraternité, égalité, für die der nachmalige König kaum dieselbe Begeisterung bewahrt haben dürfte, die einst den jugendlichen Helden der Revolution dazu getrieben hatte, sie auf seinem Arme tätowieren zu lassen. Auch König Eduard VI. hat sich angeblich auf seiner indischen Reise tätowieren lassen, wobei er in der Wahl der Worte voraussichtlich vorsichtiger verfahren ist, als dies sein königliches Vorbild getan hatte. Im übrigen ist die Sitte oder Unsitte weit älter als das Wort. Der Name Tattow stammt nämlich von Cook, der 1773 diese Sitte bei den Bewohnern der Freundschaftsinseln fand und das polynesische tatau in das englische tattow übertrug.

In Wirklichkeit aber finden wir den Gebrauch überall und zu allen Zeiten. Schon Moses erläßt Levit. XIX. 28 ein strenges Verbot dagegen, und bei den Römern handelt die lex Remonia davon. Die Römer fanden die Pikten und Skoten tätowiert, desgleichen die Thraker, Illyrier und Dacier, während sie sich der Tätowierung als Merkzeichen bei den gefangenen Sklaven und Verbrechern bedienten, und man sie allenfalls als Zunftzeichen verwandte. In dieser Weise tätowierten sich die ersten Christen ein Kreuz, die Buchstaben J. N. oder andere Zeichen als Vereinszeichen ein, und das gleiche taten später die Pilger nach Loreto und

Jerusalem, während es bei Findelkindern des späteren Erkennens halber geschah.

Als eine Art der Bemalung, der sie an Dauerhaftigkeit entschieden überlegen ist, kann die Tätowierung ursprünglich kaum einen andern Zweck gehabt haben, als den eines Verschönerungsmittels, eines Zugmittels, um sich beim andern Geschlechte anziehend zu machen, um mit Erfolg zu werben oder umworben zu werden. Hierbei war die Nacktheit des Körpers Voraussetzung, und je mehr sich der Mensch bekleidete, desto weniger Zweck hatte das Tätowieren, das wir daher heute, außer bei den Verbrechern, eigentlich nur noch bei Matrosen und Prostituierten finden. Bei diesen freilich häufig genug. St. Angelo beschreibt einen Verbrecher, der 106 Tätowierungen auf dem Leibe trug, aus denen man seinen ganzen Lebenslauf herauslesen konnte, und die Arme und wohl auch die Schenkel der Prostituierten tragen außer Herzen und Blumen, in Rot und Schwarz, die Namen ihrer verflossenen Liebhaber bis zu 30 und mehr. Dabei sind obszöne Darstellungen im ganzen selten; jedenfalls gilt dies von den Dirnen, während die Männer schon weniger prüde sind. Ein Verbrecher, der trotz seiner jungen Jahre ein gefährlicher Ein- und Ausbrecher war, trug auf Brust und Schultern als Tätowierung die große Kette des Adlerordens und darunter die Inschrift: Gott verläßt keinen braven Deutschen.

Fassen wir nach alledem, was wir zurzeit von den Degenerationszeichen wissen, das Ergebnis zusammen, so stellt sich uns der Verbrecher dar als ein Mensch mit vollem Haupthaare und spärlichem Barte, dessen großes und blasses Gesicht ungleichmäßig ist, und von großen abstehenden Ohren und gewaltigen Kinnbacken nicht gerade verschönert wird. Der Mund ist plump, die Stirne schmal und stark zurückweichend, ein Zeichen der starken Entwicklung der Stirnhöhlen, und fügen wir hierzu breite und schlecht geformte Hände und häufig Linkshändigkeit und Tätowierung, dann gelangen wir zu einem Gesamtbilde, das von dem Ideal des Schönen nicht viel behalten hat. In der Häßlichkeit aber hat man sicher eines der wichtigsten Zeichen der Entartung zu sehen, die nach Moebius in einer jedem verständlichen Sprache ausgesprochene Sprache der Natur, und das wirksamste Gegenmittel gegen die Liebe. Aber Rückschlüsse auf die Moralität einer Person daraus zu ziehen, geht doch nicht an, obgleich wir schon bei den Römern auf den Satz stoßen: a vultu vitium, und man im Mittelalter in zweifel-

haften Fällen den Häßlicheren als den Schuldigen bestrafte. Im gleichen Sinne spricht man auch heute noch von Galgenphysiognomien. Heine sagt von einem Menschen, der ihm begegnet, der Kerl sah aus, als ob er die Viehseuche erfunden hätte, eine Art der Anschauung, der sich die bildende Kunst angeschlossen hat.

Géricault, Leibl u. a. haben ihren Bösewichtern recht häßliche Physiognomien verliehen, und Lombroso versuchte den Nachweis einer besonderen Verbrecherphysiognomie auf dem Wege des Experimentes zu erbringen, indem er die Kinder in verschiedenen Schulen Photographien von Verbrechern aussuchen ließ, die er mit der gleichen Anzahl anderer Photographien vermischt hatte. Er will 80% Treffer erzielt haben. Der berühmte Gerichtsarzt Caspar hat in einer kleinen vortrefflichen Schrift „über Mörderphysiognomien“ das Kalte und Unbewegte der Züge als das einzige durchgehende Zeichen hervorgehoben, und der Engländer Galton wandte seine Methode der kombinierten Photographien auch auf die Verbrecher an. Er legte die Photographien einer größeren Anzahl von Verbrechern übereinander, um so den kombinierten Abdruck eines typischen Verbrechers zu gewinnen. Mit jedem neuen Bilde nämlich, das er übereinander photographiert, wird das, was der einzelne als Besonderes an sich trägt, zurück-, und das allen Gemeinsame, das eigentlich Typische, immer mehr hervortreten. Das aber ist es, worauf Lombroso hinauswollte, und was sein uomo delinquente beweisen soll, das Bestehen eines anthropologischen Verbrechertypus.

Nun haben wir an einer anderen Stelle von einem nationalen Typus gesprochen, und daß es einen solchen gibt, wird niemand in Abrede stellen. Es fragt sich nur, ob man im gleichen Sinne von einem Verbrechertypus reden kann. Wenn man allerdings mit Virchow als typisch nur das gelten läßt, was sich längere Zeit fortsetzt und eine Regel bildet, dann kann es einen verbrecherischen Typus nicht geben, wohl aber wird er nicht zu bestreiten sein, insoweit man unter dieser Bezeichnung die Übereinstimmung gewisser physischer Zeichen versteht, die bei dem einen mehr als bei dem andern ausgeprägt sind.

Wenn wir den Unterschied mit dem Rassentypus aufrecht erhalten, so unterscheiden wir doch innerhalb der Rasse noch nationale Typen, Engländer, Amerikaner, und wir sprechen außerhalb der Rasse von internationalen oder Professionstypen. Einen alten Militär oder Geistlichen wird man oft auf den ersten Blick heraus-

kennen, mag er nun ein Deutscher oder ein Franzose sein. Tarde bekannte sich einst zu der Absicht, eine Naturgeschichte der Notare zu schreiben, wozu ihm vermutlich Souliés famoser Roman: Les mémoires du diable die Anregung gegeben hat, und ich selber habe hin und wieder der Versuchung kaum widerstehen können, etwas Ähnliches für die Advokaten zu unternehmen. Apotheker und Barbiere haben so viel Typisches, daß man sie aus Tausenden herauskennt, und wem ist nicht schon die frappante Ähnlichkeit alter Ehepaare aufgefallen, zumal dann, wenn die Ehe kinderlos geblieben war? Heine spottet in seiner „Stadt Lucca" hierüber: „Ist es doch eine bekannte Bemerkung, daß die Pfaffen in der ganzen Welt, Rabbiner, Muftis, Dominikaner, Konsistorialräte, Popen, Bonzen, kurz das ganze diplomatische Korps Gottes, im Gesichte eine gewisse Familienähnlichkeit haben, wie man sie immer findet bei Leuten, die ein und dasselbe Gewerbe treiben. Schneider in der ganzen Welt zeichnen sich aus durch zarte Glieder, Metzger und Soldaten tragen wieder überall denselben Fanfaronschen Anstrich, Juden haben ihre eigentümlich ehrliche Miene, nicht weil sie von Abraham, Isaak und Jakob abstammen, sondern weil sie Kaufleute sind, und der Frankfurter christliche Kaufmann sieht dem Frankfurter jüdischen Kaufmanne ebenso ähnlich, wie ein faules Ei dem andern. Die geistlichen Kaufleute, solche, die von Religionsgeschäften ihren Unterhalt gewinnen, erlangen daher auch im Gesichte eine Ähnlichkeit." Im Sinne dieser Professions- und Sozialtypen, welche eine Ähnlichkeit von Personen darstellen, die lange denselben Einflüssen unterworfen waren, hat auch die Bezeichnung eines Verbrechertypus seine Berechtigung. Weitere Schlüsse darüber hinaus zu ziehen und ihn für die Annahme eines atavistischen Rückschlagtypus zu verwenden, würde allerdings zu weit gehen. Wenn wirklich Analogien zwischen Verbrechern und Urvölkern bestehen, so stehen diesen Ähnlichkeiten ebenso viele Verschiedenheiten gegenüber. Wie die Verbrecher gleichen sich auch die Ersten des Volkes, und bei aller Entwicklungstheorie ist der moderne Verbrecher denn doch ein ganz anderes Geschöpf als der prähistorische Ahne, und dies sowohl seinem körperlichen, wie geistigen Verhalten nach. Wären unsere Ahnen wirklich solche physische wie moralische Defektmenschen, wären sie minderwertig oder gar epileptisch gewesen, dann wäre die Rasse längst zugrunde gegangen, und es wäre kein Schaden darum.

Selbstverständlich hat die Polizei ein großes Interesse daran, rückfällige Verbrecher als solche wieder zu erkennen, und sie mußte um so mehr auf Mittel und Wege hierfür bedacht sein, als bei dem Verbrecher just das gegenteilige Interesse vorwiegt, und ihm daran gelegen ist, seine Person und Vergangenheit in möglichstes Dunkel zu hüllen. Bis vor kurzem war sie hauptsächlich auf die Photographie angewiesen, und die Polizeibureaus besaßen ebensogut ihre Photographiealbums wie andere Leute, nur daß sie in der Auswahl ihrer Bilder etwas einseitiger verfuhren. Nun ist aber das Erkennen einer Person nach einer Photographie nicht jedermanns Sache, ganz abgesehen davon, daß diese Photographien überdies oft recht zweifelhafter Natur waren. Denn gerade um das, was uns vorzugsweise am Herzen liegt, ein möglichst ähnliches Bild zu erhalten, war es dem Verbrecher weniger zu tun, und nicht selten mußten die Lichtbilder auf dem Wege des Zwangsverfahrens hergestellt werden. Was dabei herauskam, war nicht immer mustergültig, und das Londoner Kriminalmuseum besitzt unter andern Schätzen nicht weniger als 60 Photographien ein und derselben Person, die alle verschieden sind. Die Hauptschwierigkeit aber lag in der Masse des Materials, und wenn es sich darum handelte, unter den 70 000 Photographien der Pariser Polizeipräfektur oder den 115 000 des Londoner Verbrecheralbums den Richtigen herauszufinden, dann war das eine recht zeitraubende Arbeit, die im Durchschnitte acht Stunden in Anspruch nahm. Es bedeutete daher einen großen Fortschritt, als der Pariser Gerichtsarzt Alphons Bertillon 1893 sein neues System veröffentlichte: Identification anthropométrique. Instructions signalétiques.

Bertillon ging von der Erfahrung aus, daß nach dem 20. Jahre eine Veränderung des Knochengerüstes nicht mehr stattfinde, und daß diese unveränderlichen Zeichen bei jedem Menschen hinreichend individuelle Verschiedenheiten aufwiesen, um hieraus seine Identität festzustellen. Er maß die Länge des Körpers, die Länge und Breite des Schädels, die Länge des Fußes, des Mittel- und Ringfingers der linken Hand, und die der ausgestreckten Arme, und er fügte die Farbe der Augen, der Haare und besondere Merkmale hinzu. Indem er nun für jede dieser verschiedenen Befunde eine besondere Schachtel bestimmte, sonderten sich aus der gewaltigen Masse des Materials immer kleinere Unterabteilungen ab, aus denen sich der gesuchte Verbrecher rasch und mit großer Sicherheit ergibt. Bertillon kann eine derartige Messung in zwei Minuten vor-

nehmen und in einer Nacht 60 000 Photographien eines Verbrechers herstellen. Zurzeit bestehen in Paris über 400 000 Signalements, aus denen, dank dem Bertillonschen Verfahren, selbst der Ungeübte eine Identität in fünf Minuten feststellen kann.

Schon früher hatte Sir William Herschel in Indien die Abdrücke der Fingerlinien benutzt, um die Identität von Personen festzustellen. Die indische Regierung hatte nämlich Pensionen und andere Zahlungen an Eingeborene zu machen, die des Schreibens nicht kundig waren. Eine Quittung war daher nicht zu erlangen, und ebensowenig eine Beglaubigung, daß der Empfänger noch am Leben sei.

Sir William bestimmte deshalb, daß jeder Empfänger die Quittung mit dem Abdrucke seines Zeigefingers und Daumens zu beglaubigen hatte. Diese sogenannten prints sind ebenso individuell wie unveränderlich, und sie haben seitdem bei der Feststellung manchen Verbrechers eine ausschlaggebende Rolle gespielt.

In gleicher Weise, wie das äußere körperliche Verhalten, wird auch der Ablauf der eigentlichen Lebensvorgänge bei dem Verbrecher vielfach ein abnormer sein, und wir werden unsere Aufmerksamkeit daher auch den biologischen Faktoren der Kriminalität zuzuwenden haben. Hier in der psychologischen Erforschung des Verbrechers tritt uns zunächst die Schwierigkeit entgegen, daß er Seelenzustände durchlebt, die sich der normale Mensch nicht vorstellen kann, und die von dem Seelenleben des Normalen himmelweit verschieden sind. Wenn es einem Dostojewski gelingt, uns in seinem Raskolnikoff einen Einblick in die seelischen Vorgänge eines Verbrechers zu gewähren, so werden wir dem Genie des Schriftstellers unsere Bewunderung nicht versagen, unsere wissenschaftliche Überzeugung dagegen zunächst für uns behalten. Denn sich eine lebendige Vorstellung von der Entwicklung eines Menschen zu machen, ist weit schwerer als man denkt, und die Bedingungen, die inneren und äußeren Momente nachzuweisen, durch die er gerade zu dem geworden, was er ist, ist mehr Sache des Romans als des Sachverständigen.

Fügen wir zu alledem die Neigung hinzu, dasjenige, was man bei einem hervorragenden Verbrecher gefunden, zu verallgemeinern, dann haben wir auf einen Teil der Schwierigkeiten hingewiesen, die uns auf diesem Gebiete entgegentreten.

Immerhin aber wird auch hier genug übrigbleiben, was dem Verbrecher eigentümlich ist. Zunächst werden wir bei ihm nach

allem vergeblich suchen, das wir bei unsern Mitmenschen als Charakter bezeichnen und als solchen wertschätzen, d. h. eine Denk- und Handlungsweise nach folgerechten Grundsätzen. Bei der Betrachtung der Vagabunden werden wir sehen, wie diese den Nährboden bilden, aus dem die Verbrecher hervorwachsen. Der Vagabund aber ist seiner Natur nach ein Lump, und mit dem Begriffe des Lumpen sind Grundsätze und eine gefestete Denk- und Handlungsweise unvereinbar. An ihre Stelle sind Ehrlosigkeit und Verlogenheit getreten, und immer und überall werden wir auf die unverkennbaren Zeichen der Entartung stoßen, auf den Mangel an psychischem Gleichgewicht und ein Versagen des moralischen Empfindens. Dem Gewohnheitsverbrecher sind die Empfindungen der Scham und der Reue unbekannt. Er kann sich nicht schämen und somit auch nicht erröten. Man hat dieses Nichterröten aus einer Abschwächung der Gefäßreflexe zu erklären versucht und mit einer Herabsetzung des Schmerzgefühles und einer Abstumpfung der Sinne in Verbindung gebracht. Ob mit Recht, ist fraglich. Für das Erröten wenigstens gilt, daß es überhaupt nur unter bestimmten Bedingungen zustande kommt und dort fehlt, wo diese, wie im Alter und bei den unteren Klassen, fehlen. Lichtenberg beantwortet die Frage: Wird man wohl vor Scham rot im Dunkeln? in der ihm eigenen geistvollen Weise: „Daß man vor Schreck im Dunkeln bleich wird, glaube ich, aber das erstere nicht. Denn bleich wird man seiner selbst, rot seiner selbst und anderer wegen. Die Frage, ob Frauenzimmer im Dunkeln rot werden, ist eine sehr schwere Frage, wenigstens eine, die sich nicht bei Licht ausmachen läßt.“

Die Reue aber setzt das Vorhandensein eines Gewissens voraus, d. h. der Entwicklung altruistischer Empfindungen. Kant bezeichnet das Gewissen als die sich selbst richtende moralische Urteilskraft, und von Moral und Urteilskraft werden wir beim Verbrecher wenig genug finden.“ Bruce Thomson stellt bei 400 Mördern nur in einem einzigen Falle eine Andeutung von Reue fest, und die erbauliche Erzählung von der Bekehrung eines spanischen Mörders, die den Bemühungen der Jesuiten gelungen war, endete mit dem sehr akuten Rückfalle des Reuigen, als er merkte, daß die in Aussicht gestellte Begnadigung ausblieb. In dieser Weise werden wir die meisten Beispiele von Reue und Bekehrung der Verbrecher vor ihrem Tode aufzufassen haben. Wo in aller Welt sollten bei ihnen auch altruistische Empfindungen und wahre Religiosität

herkommen, wo das Gefühl der Pflicht ebenso fehlt wie die Empfindung für Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit?

Im Kampfe gegen Staat und Gesellschaft, in bewußter Feindschaft gegen jedes Recht, jedes höheren Zieles, jedes besseren Begriffes bar, dabei schlecht begabt, willensschwach und charakterlos, sind sie in hohem Grade abergläubisch und an die äußeren Formen des Glaubens ebenso gebunden, wie sie seinem inneren Geiste fernestehen. Neapel genießt den zweifelhaften Vorzug, gleichzeitig die frömmste wie auch die verbrecherischste Stadt Europas zu sein. Der Mangel an psychischem Gleichgewichte macht sich nach verschiedenen Richtungen bemerkbar. Der Verbrecher ist unbeständig, und sein Tun und Treiben wird durch die Souveränität des Augenblickes bestimmt. Für ihn ist nur der momentane Eindruck maßgebend, und er folgt rückhaltslos dem jeweiligen Triebe, weil es ihm an den entgegenstehenden Erwägungen fehlt. Längere Überlegung ist nicht seine Sache, und damit dürfte auch der Abschreckungstheorie eine nur geringe Bedeutung zukommen, da der Verbrecher gerade dann, wenn es darauf ankommt, nicht daran denkt.

In gleicher Weise fehlen Aufmerksamkeit und Ausdauer, er ist oberflächlich und flüchtig, unvorsichtig und ohne Überlegung.

Pranzini verübte einen Mord an einer Dame der Halbwelt mit der raffiniertesten Schlauheit, der voraussichtlich unentdeckt geblieben wäre, wenn er nicht kurz darauf die geraubten und in allen Blättern beschriebenen Diamanten einer öffentlichen Dirne geschenkt hätte.

Bei dem Mangel inneren Haltes bedarf er des beständigen äußeren Anreizes, und Weiber, Wein und Spiel sind ihm Lebensbedürfnisse. Dies Bedürfnis des Reizes führt unter Umständen zur augenblicklichen Entladung, wofür der bekannte Zuchthausknall als Beweis gelten kann. Die Beamten an Weiber-Zuchthäusern wissen ein Lied davon zu singen, wie sich bei einzelnen Gefangenen das Bedürfnis nach einem äußeren Reize in momentanen Zornausbrüchen und mit der äußersten Rücksichtslosigkeit Luft macht, so daß die stärksten Palisadenstangen den Angriffen nicht gewachsen sind und die Zelle einem Trümmerfelde ähnlich sieht.

Bekannt ist ihre Eitelkeit. Zwar findet man diese Eigenschaft auch bei anderen Sterblichen, und selbst Gelehrte und Künstler sollen von ihr nicht ganz frei sein. Immer aber dürfen wir aus ihr den Schluß auf eine ungleiche geistige Entwicklung ziehen, und so

wie bei den Verbrechern werden wir sie kaum anderswo wieder finden. Diese Schwäche ist der Polizei wohlbekannt und hilft ihr bei der Entdeckung manches Verbrechens.

Was den Anteil beider Geschlechter am Verbrechertum anbetrifft, so würde der Prozentsatz der Frauen ein weit geringerer sein, etwa 5—6 mal mehr Männer, wenn nicht der Unterschied durch die Prostitution reichlich aufgewogen würde. Daß hier die anthropologischen Verhältnisse so ziemlich die gleichen sind, hat Pauline Tarnowsky an einer größeren Anzahl von russischen Prostituierten nachgewiesen. Sie fand bei 150 Straßendirnen Petersburgs durchweg kleinere Schädel, bei 82,6% Degenerationszeichen, 82,66% trunksüchtige Eltern, 30,0% Phthisis der Eltern, 56% geschwächte Intelligenz, 44,0% neuropathische Konstitution. Sie bilden das Äquivalent der Frau gegenüber dem Verbrechertum bei den Männern und stehen mit ihm überhaupt in einer innigen Verbindung. Die ausgediente Prostituierte wird mit 30—40 Jahren Verbrecherin, und zwar weniger Eigentumsverbrecherin, als vielmehr Verbrecherin gegen Leib und Leben, zumeist aus sexuellen Motiven — Giftmord. Sehen wir von der Prostitution ab, dann ist das Verbrechertum bei den Frauen geringer, und zwar um so seltener, je einfacher ihre Lebensverhältnisse liegen. Frauen mit Kindern begehen selten Verbrechen, und die meisten Verbrechen sind gegen die eigene Familie gerichtet, Gattenmord. Auch hier verdanken wir der Tarnowsky bestimmte Angaben, indem sie erst ganz vor kurzem an 160 Mörderinnen sehr eingehende Untersuchungen gemacht hat (Les femmes homicides, Paris 1908). Sie kommt dabei zu dem Schlusse, daß man die Tatsachen der kriminellen Anthropologie wohl auf verschiedene Weise erklären, aber nicht mehr in Abrede stellen könne. Ebensowenig könne ein Zweifel darüber bestehen, daß von den beiden ausschlaggebenden Faktoren, den endogenen und den exogenen, den ersteren der Vorrang zuzugestehen sei. Die überaus große Menge von körperlichen und geistigen Entartungszeichen weise mit unwiderleglicher Gewalt darauf hin, daß wir es bei den Mörderinnen mit einer angeborenen abnormen Entwicklung zu tun haben. Wir werden diese Abweichungen in der Entwicklung als ererbt, als angeboren, und nicht als erworben anzusprechen, und in der Verbrecherin das Produkt einer Störung zu sehen haben, die den normalen Gang der biologischen Entwicklung betroffen hat.

Nach alledem, was wir bisher gesagt, wird es kaum wunder-

nehmen, wenn wir die Intelligenz des Verbrechers nicht besonders hoch anschlagen. Gewiß gibt es auch unter ihnen Genies, die unter andern Umständen große Leute geworden wären, und die selbst so, wie sie sind, als Hochstapler und Betrüger die Bewunderung ihrer Fachgenossen erregen. Im ganzen aber sind sie dünn gesät, und der Durchschnittsverbrecher bewegt sich weit unter dem geistigen Niveau der Menschheit im allgemeinen. Mehr schlau als klug, mehr Nachahmer als Erfinder, fehlt es ihm gerade an denjenigen besonderen Eigenschaften, die von der Gesellschaft als unerläßlich für jeden bezeichnet werden, der als zu ihr gehörig betrachtet werden soll. Er ist antisozial, und er ist dies geworden auf Grund eines geistigen Defektzustandes, einer meist angeborenen Minderwertigkeit. Wir werden daher das gewohnheitsmäßige Verbrechertum ebenso wie die ihm verwandte Prostitution lediglich als Symptome dieses geistigen Defektzustandes aufzufassen haben. Damit es hier zu einem Verbrechen kommt, bedarf es der begünstigenden Umstände. Was er oder sie werden, ist dann mehr Sache des Zufalls, und es wächst die Wahrscheinlichkeit für das defekte Individuum, Alkoholist, Vagabund, Verbrecher und Prostituierte zu werden, je schlechter es äußerlich und besonders in erziehlicher Beziehung gestellt war. Wir alle neigen, wie Moebius sagt, zu Verbrechen und würden sie unter Umständen begehen, wenn der Trieb stärker wäre als die entgegenstehenden Erwägungen. Wenn nun die meisten Menschen keine Verbrechen begehen, dann muß beim Verbrecher ein Mehr vorhanden sein, das entweder in einem abnorm starken Motive oder in einer abnorm schwachen Hemmung bestehen wird. Meist ist letztes der Fall. Der Verbrecher ist ein Schwächling und nur selten eine Kraftnatur.

Wie ich in der Einleitung ausgeführt habe, ist das Verbrechen an sich das Ergebnis unzähliger biologischer Faktoren in Verbindung mit ebenso unzählbaren physiologischen und sozialen Umständen. Von den ersten haben wir bisher gesprochen, und die letzten werden wir uns etwas näher anzusehen haben. Hier tritt uns vor allem andern die Erziehung entgegen, und damit zugleich die Erwägung, daß sie meist beim Verbrecher keine besonders lobenswerte sein wird. Das junge Verbrechertum rekrutiert sich fast ausschließlich aus dem alten, es gibt ganze Verbrecherfamilien (die Jukes), und in London werden unter den 350 000 paupers, das heißt der unterstützungsbedürftigen Armen, etwa 40 000 zu Verbrechern und Tagedieben geboren. Hier wird die Erziehung

durchweg in der gleichen Richtung liegen wie die Erblichkeit, die verbrecherischen Eltern sind Zeuger und Erzieher zugleich, und das Ergebnis kann nur ein trauriges sein. Ich habe vorhin den Namen Juke genannt, und ich möchte um so mehr einen Augenblick bei dieser Familie verweilen, weil mit ihr eine persönliche Erinnerung verknüpft ist.

1877 hatte der Amerikaner R. L. Dugdale bei Putnam in New York eine kleine Schrift herausgegeben: The Jukes, a study in crime, pauperism, disease and heredity.

Dugdale hatte den Auftrag erhalten, eine Anzahl von Strafanstalten zu untersuchen, und er fand in einem Gefängnisse sechs Angehörige derselben Familie. Es veranlaßte ihn dies, sich mit dieser Familie etwas eingehender zu befassen, und es gelang ihm, sie bis zu einer gewissen Ada Juke zu verfolgen, die 1740 geboren und zum Anfange des 18. Jahrhunderts gestorben, und welche die Stammutter einer direkten Nachkommenschaft von 834 Personen war. Die Untersuchung wurde ihm durch den Umstand erleichtert und überhaupt ermöglicht, daß die Jukes in einem entlegenen Winkel Nordamerikas lebten, meist untereinander geheiratet und eine Art von Clanwirtschaft gebildet hatten.

So konnte er bei 709 die Verhältnisse genau ermitteln und seinen geradezu entsetzlichen Fund veröffentlichen.

Von diesen 709 waren:

Unehelich 106,
Prostituierte 181,
Bettler und Vagabunden 142,
In Armenhäusern 64,
Verbrecher 76, darunter Mörder 7.

Im ganzen hatten sie 116 Jahre an Gefängnisstrafen verbüßt und 734 Jahre öffentliche Unterstützung erhalten, und in den 75 Jahren, über die sich die Untersuchung erstreckte, hatten sie an Gefängnis, Unterstützung und direktem Schaden dem Staate die Summe von fünf Millionen Mark gekostet. In der fünften Generation waren alle Frauen Prostituierte, alle Männer Verbrecher.

Das hatte ich im Kolleg vorgetragen, und das hatte ein eifriger Zuhörer niedergeschrieben und an eine Zeitung weitergegeben. Was er dabei unterlassen hatte, war die Angabe des Autors, und so kam alles auf meine Rechnung, ich erntete das Lob ein, mußte aber auch unzählige Anfragen beantworten, und darunter sogar eine Drahtanfrage aus Amerika. Und weil verschiedene Berich-

tigungen meinerseits bisher ohne besonderen Erfolg geblieben sind, habe ich die Sache hier zur Sprache gebracht.

Aber auch dann, wenn die öffentliche Fürsorge eingreift, und die elternlosen und verwahrlosten Kinder einer Erziehungsanstalt überwiesen werden, wird diese meist vergebens gegen die vorhandene erbliche Anlage ankämpfen. So konnte die Zwangserziehungsanstalt Steinfeld in der Eifel bei nur 40% ihrer Zöglinge eine einigermaßen befriedigende Führung feststellen, die andern 60% waren zumeist verdorben und verschollen oder der Strafrechtspflege anheimgefallen.

Was hier fehlt ist eben der Instinkt, und der kann durch keine Belehrung ersetzt werden, denn wo das Gefühl, die Empfindung für das Gute, überhaupt nicht vorhanden ist, läßt es sich nicht künstlich schaffen.

Zudem erstreckt sich der Einfluß der Erziehung im wesentlichen nur auf die erste Zeit, und eine gründliche Änderung ist später nicht mehr zu erwarten. Was insbesondere die Schulbildung anbetrifft, so ist diese ohne Einfluß. Alphabet und Moral haben miteinander nichts zu schaffen, und die Statistik beweist wenigstens so viel, daß mit der zunehmenden Bildung die Zahl der Verbrechen nicht abgenommen hat.

Etwas anders verhält es sich mit der Religion, sofern sie aus Religion und Moral besteht und sie ihren Einfluß vom ersten Kindesalter an ausübt. Dann allerdings kann sie mit elementarer Gewalt wirken und den Instinkt ersetzen, so daß der Mensch ihr folgt, unabhängig von der Vernunft. Aber auch hier bildet das Verbrechertum den ungeeignetsten Boden, da ihm gerade das fehlt, was die Religion verlangt, die Fähigkeit des Gefühles, auf das hingewirkt werden soll. Diese Lücke der Anlage kann selbst die Religion nicht überbrücken. Ob es mit der Zivilisation viel anders ist, ist eine vielumstrittene Frage, die mit den andern sozialen Fragen das gemeinsam hat, daß die Verhältnisse ebenso verwickelt, wie ihre Beantwortung schwierig sind. Je größer die Freiheit, um so größer auch die Gefahr des Mißbrauches, und die Kriminalität steigt in den Zeiten der politischen und sozialen Bewegungen. An und für sich sollte die erhöhte Kultur eigentlich dazu führen, sie zu verringern. Indem sie jedoch, wie jede Bewegung, in ihrem Beginne eine große Anzahl von Leidenschaften und Trieben entfesselt und eine Menge von Elementen auf die Bahn des Verbrechens wirft, tritt ihre gute Wirkung anfänglich zurück. Zudem hat die

zunehmende Humanität das Strafmaß herabgesetzt. Das Risiko des Verbrechers ist somit geringer geworden, während ihm der erleichterte Verkehr eine größere Möglichkeit gewährt, sich der Strafe zu entziehen. Vor allem aber ist, dank einer durchaus verwerflichen Sensationspresse, die Gefahr der Nachahmung ins Ungeheuerliche gewachsen. Wenn wir unter Nachahmung diejenige Bewegungsform verstehen, kraft deren sich ein Gedanke von einem Gehirne auf das andere überträgt und in Handlungen umsetzt, dann können wir uns den Einfluß vorstellen, den ein recht drastisch und mit allen Einzelheiten geschilderter Mord auf das schwache Gehirn eines abnorm veranlagten Menschen ausübt, und wie sich der krankhafte Drang unter dem Einflusse der Eitelkeit zu einem unwiderstehlichen Triebe steigern muß. Die bekannte Erfahrung, wonach ein auffallendes Verbrechen zahlreiche ganz ähnliche Schandtaten nach sich zieht, so daß es zu vollständigen Epidemien kommen kann, sind auf diese Ursache zurückzuführen, und die Gefahr der Presse ist wahrlich nicht gering.

Dagegen scheint man den Einfluß des Elends zu überschätzen. Der Behauptung der Kommunisten, mit dem Elende könne man auch das Verbrechen aus der Welt schaffen, möchte ich entgegenhalten, daß kein Zustand der Gesellschaft denkbar ist, durch welchen die Verbrechen ausgeschlossen wären. Zudem ist Mangel ein relativer Begriff, denn wenn wir unter der Bezeichnung des Proletariers alle zusammenfassen, die kein Eigentum besitzen und aus der Hand in den Mund leben, dann läßt sich nicht leugnen, daß es auch Nicht-Proletarier gibt, die mit ihrem Lose unzufrieden sind. Das Maß der verbrecherischen Neigung bleibt unter allen Umständen dasselbe, und nur die zufällige Entäußerung wechselt mit den Bedingungen. Die Statistik läßt uns ein Vorwiegen der unteren Klassen nicht erkennen. Insoweit, als was hier Diebstahl ist, in den höheren Klassen als Betrug, Fälschung und Bankrott in die Erscheinung tritt, können die bestehende ökonomische Ordnung und ihre Schwankungen wohl als Ursachen einer besonderen Verbrecherschaft auftreten, einen Verbrecher aber kann das Elend ebensowenig schaffen als verhindern, daß der mangelnde moralische Instinkt auch ohnedies früher oder später zutage tritt.

So steht der Diebstahl im umgekehrten, die Verbrechen gegen die Person dagegen im direkten Verhältnisse zum Ausfalle der Ernte, und ähnlich verhält es sich mit den Jahreszeiten, indem die Kälte des Winters den Diebstahl, die Wärme des Sommers die Ver-

gehen gegen die Sittlichkeit zeitigt; wie denn überhaupt einem allgemeinen Gesetze nach die Verbrechen gegen die Person nach dem Süden zu-, diejenigen gegen das Eigentum dagegen abnehmen.

Bei Hungersnot, Überschwemmung und Krieg kann der Dieb zum Einbrecher und Räuber werden. Solange die Ehescheidung in Italien unmöglich war, war der Gattenmord an der Tagesordnung, und in der Zeit von 1876—1890 kamen nicht weniger als 700 Gattenmorde zur Kenntnis der Behörde. Jetzt, wo man den unbequemen Gatten auch auf gesetzlichem Wege loswerden kann, sind mit der Ursache auch die Gattenmorde verschwunden.

Überaus groß tritt der Einfluß des Alkohols hervor, und in diesem Einen haben die Abstinenten recht: gelänge es, ihn aus der Welt zu schaffen, dann hätte man die ergiebigste Quelle aller Verbrechen zum Versiegen gebracht. Bär fand bei 32 000 Gefangenen, daß in 41,7% die Tat in betrunkenem Zustande ausgeführt war, und er berechnet den Anteil des Alkohols bei allen Verbrechen auf 50%, bei Sittlichkeitsverbrechen auf 77%, während er sich bei Betrug nur auf 24% beläuft. Volle 34% aller Körperverletzungen und Totschläge fallen auf den Sonntag, und mehr als 50% geschehen von Samstag abend bis Montag früh. Diesen Zahlen gegenüber muß der Anteil der Geisteskranken verschwindend klein erscheinen, obwohl dies nach der Häufigkeit, womit die Verteidigung bei Strafprozessen die Behauptung einer Geistesstörung geltend zu machen sucht, zunächst nicht den Anschein hat.

Nach allem, was wir über die Eigenart des Verbrechers bisher ausgeführt haben, kann uns dieses nicht sonderlich wundernehmen, da sich in der Tat die Bedingungen, die zur Geistesstörung führen, nirgends so wie bei den Verbrechern finden. Der degenerative Charakter der verbrecherischen Klassen, ihre Erblichkeit, Vernachlässigung und Verwahrlosung müssen zur üppigsten Entwicklung der angeborenen Mängel führen, und dies um so mehr, als Kopfverletzungen und Trunksucht das Ihre dazu beitragen und überdies jede Korrektur versagt. Wir stoßen daher bei den Verbrechern auf eine erheblich größere Zahl von Geisteskranken, als bei der nicht verbrecherischen Bevölkerung, indem sie sich auf das Zehnfache, auf 4 vom Hundert gegen 4 vom Tausend, stellt. Wenn man dagegen geglaubt hat, bei den Verbrechern auf ihnen besonders eigentümliche Formen von Geistesstörung zu stoßen, so ist das ein Irrtum, obwohl es nicht zu verkennen ist, daß das Hineinmischen des Defekten, Degenerierten, die Neigung zur Simulation

und vor allem das Moment der Gefangenschaft, der Geistesstörung des Verbrechers ein bestimmtes Gepräge in Form und Verlauf aufdrückt, welches die Entscheidung, ob geisteskrank oder nicht, oft recht schwer und abweichende Gutachten entschuldbar macht.

Die Verurteilung wirklich Geisteskranker ist daher nicht gerade selten, und Garnier konnte in den Jahren 1886—1890 in den Gefängnissen von Paris 225 Fälle nachweisen, in denen unmittelbar nach der Verurteilung Geistesstörung festgestellt wurde. Daß hiervon nicht weniger als 40% paralytisch waren, d. h. an einer organischen Erkrankung des Gehirnes litten, deren objektive Zeichen dem wirklich sachverständigen Beobachter auffallen mußten, erhöht das Frappierende der Beobachtung. Bei der Epilepsie wäre dies schon eher verständlich gewesen, da man längst über die alte Ansicht hinaus ist, nach welcher man nur dann von einem Epileptiker redete, wenn der Kranke an wirklichen Krampfanfällen litt, in denen er zur Erde stürzte und von sich und seinem Verhalten nichts wußte. Ein genaueres Eingehen auf diese Zustände hat uns gelehrt, daß es sich bei der Epilepsie um periodische Störungen des Bewußtseins handelt, die ebensogut ohne Krämpfe auftreten und in der Art eines Schwindelanfalles verlaufen können. Da diese epileptischen Anfälle — psychische Dämmerzustände mit Neigung zu triebartigen Handlungen — ohne jede äußeren Krankheitserscheinungen verlaufen und dabei von längerer Dauer sein können, und der Kranke in ihnen anscheinend gewollte und überlegte Handlungen vollführen kann, von denen er hinterher wenig oder nichts mehr weiß, so gehört schon eine recht genaue Kenntnis dieser Zustände dazu, um den Angeklagten im gegebenen Falle vor einer Verurteilung zu schützen. Unter allen Neurosen nämlich fügt keine dem geistigen und sittlichen Leben des Kranken einen gleichen Schaden zu. Der Epileptiker gehört zu den brutalsten und gefährlichsten Individuen, so daß erfahrene Kriminalisten auf die Zweckmäßigkeit hindeuteten, in einem jeden Falle von unerklärlicher Roheit und Grausamkeit einer Tat die Untersuchung auf Epilepsie zu richten.

Das Erkennen dieser Zustände wird dadurch so erschwert, daß bei der psychischen Epilepsie die Erinnerung keineswegs so ganz und gar erlischt, wie dies bei den Krampfanfällen der Fall ist. So kann einzelnes aus dem Gedächtnisse ausscheiden, anderes wieder darin verbleiben, und noch anderes sich als eine trübe, summarische Erinnerung erhalten. Durch alles dies kann der Verdacht der Lüge

und der Simulation entstehen, während trotz der anscheinenden Überlegung in Wirklichkeit eine krankhafte Störung des Bewußtseins vorliegt. Manche grause Tat findet ihre Erklärung in der Epilepsie des Täters.

Für unsere Kenntnis dieser Zustände sind selbstverständlich solche Beobachtungen von besonderem Werte, bei denen eine strafbare Handlung nicht in Betracht kommt. Bekannt ist der Fall eines Pariser Herren, der sich eines Tages in Bombay wiederfindet, ohne eine Ahnung davon zu haben, wie er dahin gekommen war. Er hatte sich während der längeren Überfahrt nachweislich benommen wie jeder andere Passagier und war höchstens wegen seines einsilbigen und anscheinend schüchternen Verhaltens aufgefallen. Niemand aber hatte eine Ahnung davon, daß und in einer wie großen Bewußtseinsstörung er sich während der ganzen Fahrt befand. Ähnliche Fälle sind keineswegs selten, und das häufige Durchbrennen manches Schülers, zahlreiche Desertionen beim Militär, plötzliches Reisen und ähnliches sind häufig auf epileptische Dämmerzustände zurückzuführen. Für die periodische Trunksucht, die sogenannten Quartalsäufer, wird die gleiche Ursache in Anspruch genommen, und ebenfalls gehört hierher die ebenso läppische wie schier unerklärliche Liebhaberei einzelner Personen männlichen Geschlechtes, sich auf offener Straße zu entblößen und dem empörten Publikum ihre Geschlechtsteile zu zeigen, eine Verirrung, die doch etwas weit abseits vom Wege alles gesunden Empfindens liegt.

Gleiche Schwierigkeiten stellen sich auch der frühzeitigen Erkennung des Altersschwachsinns entgegen. Schon normalerweise ist der Greis in seinem Fühlen und Denken ein anderer geworden, als er es als Jüngling war; er hat die Eigenheiten und Schwächen des Alters, der eine vielleicht etwas mehr, der andere weniger, aber so ganz ohne Spur an Körper und Geist gehen die Jahre nicht vorüber. Meist wird sich diese Veränderung innerhalb der biologischen Grenzen halten. Der Greis wird sparsamer und konservativer werden, ohne sich jedoch zum Geizhalse oder Tyrannen auszuwachsen, und ebenso wird sich diese Veränderung in einer allmählichen Reihenfolge vollziehen und ohne jähe Übergänge sein. Wer sein ganzes Leben hindurch ein ehrenhaftes Leben geführt und dies aus innerem sittlichem Empfinden heraus getan hat, wird nicht am Abend seines Lebens und von heute zu morgen zum Lumpen und zum Verbrecher gegen die Sittlichkeit herabsinken,

es sei denn, daß er geisteskrank geworden sei. Eine solche völlige Umwälzung des Charakters ist ohne Störung des Seelenlebens nicht denkbar und nicht erklärbar, und wenn wir daher hören, wie ein alter Mann sich plötzlich in geschlechtlicher Beziehung Dinge zuschulden kommen läßt, die mit seinem bisherigen Lebenswandel absolut unvereinbar sind, dann müssen wir uns vergegenwärtigen, wie der beginnende Altersschwachsinn seine Schatten lange vorauswirft, und es schon zu einer Zeit zu Defekten auf ethischem Gebiete kommen kann, wo auf intellektuellem noch wenig davon zu bemerken ist.

Bevor ich auf die Zustände eingehe, bei denen dieser Unterschied zwischen ethischer und intellektueller Befähigung besonders grell hervortritt, möchte ich noch einen Augenblick bei dem Schwachsinne verweilen, dem eine ganz besondere Bedeutung für die Strafrechtspflege und eine ebensolche soziale Wichtigkeit zusteht. Geradezu zahllos sind die Wege und Übergänge, die von der offiziell geduldeten Dummheit zum Schwachsinn und weiter zum Blödsinn führen, und für viele gilt die Beschreibung Lichtenbergs: Er war sonst ein Mensch wie wir, nur mußte er stärker gedrückt werden, um zu schreien, er mußte zweimal sehen, was er bemerken, zweimal hören, was er behalten sollte, und was andere nach einer einzigen Ohrfeige unterlassen, unterließ er erst nach der zweiten.

Das was alle Schwachsinnigen miteinander gemeinsam haben, mögen sie sonst auch noch so verschieden sein, ist, daß sie den Ansprüchen des sozialen Lebens nicht gewachsen sind und daher über kurz oder lang mit den Gesetzen in Hader geraten. Sie sind vielleicht gute Kerle, sicherlich aber schlechte Musikanten, die nicht in die Harmonie der Gesellschaft hineinpassen, samt und sonders extra-soziale, und zum Teil wohl auch antisoziale Elemente, und das Heer der Vagabunden setzt sich mit Vorliebe aus ihnen zusammen. Ebenso leicht bestimmbar wie von den äußeren Umständen abhängig, ist der Schwachsinnige auf der andern Seite ebenso leicht reizbar und zu leidenschaftlichen Ausbrüchen geneigt. Er wird sich daher unter Umständen in der Strafanstalt vortrefflich halten, unter andern Verhältnissen aber durch seine große Reizbarkeit zu einer beständigen Quelle von Unordnung und Störung der Hausordnung werden. Ich kenne eine ganze Reihe dieser Art von Schwachsinnigen, die in beständigem Wechsel von der Strafanstalt zur Irrenanstalt, und von dieser wieder zu jener hin und her pendeln, und die mit derselben Berechtigung von der

Irrenanstalt für nicht anstaltspflegebedürftig und von dem Gefängnisdirektor für nicht strafvollzugsfähig erklärt werden. Unter der milderen Disziplin der Irrenanstalt fallen die Reizmomente aus, und der Schwachsinnige fügt sich gerne und fleißig in eine Hausordnung, die sorgsam alles vermeidet, was wie Zwang aussähe und verletzen könnte. Das ist aber in dem Gefängnisse nicht möglich. Der nur schlummernde Sturm bricht dort wieder los, und der in der Irrenanstalt kaum gebesserte Verbrecher ist aufs neue strafvollzugsunfähig geworden.

Unter der großen Gruppe der Minderwertigen finden sich solche, und es sind eigentlich die schlimmsten, bei denen es selbst bei der eingehendsten Untersuchung nicht gelingen will, besondere Mängel der Intelligenz ausfindig zu machen.

Der Engländer Prichard hat zuerst auf diese Zustände aufmerksam gemacht und sie unter der Bezeichnung der moral insanity beschrieben, ein Name, der ihnen seither geblieben ist. Daß ein Mensch verkommt, der von Jugend auf nie etwas anderes gesehen oder gehört hat, als schlechte Beispiele, Laster und Verbrechen, werden wir leicht verstehen, und wir würden uns wundern, wenn es anders wäre. Hier kann die ursprüngliche Anlage sogar eine gute sein, und sie wird trotzdem der schlechten Erziehung nicht standhalten.

Anders liegt die Sache da, wo trotz des guten Beispiels und der besten häuslichen Verhältnisse ein Mensch dennoch verloddert und verkommt. Wir werden hier die angeborene Anlage in Anspruch nehmen, und oft genug auf einen Mangel dieser Anlage und auf eine fehlerhafte oder ganz mangelnde Entwicklung der höchsten Vorstellungen stoßen, während die intellektuelle Seite mehr oder weniger unberührt geblieben ist.

Intelligenz und Moral sind nun einmal in ihrer Entwicklung verschieden, und zwar ist der Altruismus an Jahren der jüngere, und er bedeutet eine vorgeschrittenere Form der Entwicklung. Naturvölker und Kinder sind nicht moralisch, und ebensowenig werden wir die Herrenmoral eines Nietzscheschen Übermenschen als voll in unserem Sinne ansehen. Wohl aber begegnen uns in der Geschichte einzelne Menschen und ganze Zeitepochen, bei denen die höchste Entwicklung auf der einen einem völligen Versagen auf der andern Seite gegenübersteht. Die großen Männer der Renaissance, die Medici und Borgia, sind zum Teil moralische Ungeheuer, und Macchiavellis berühmter Principe ist alles andere eher, als

ein Lehrbuch der Moral. Der große Napoleon war ein solcher Renaissancemensch, der von sich selber sagte, daß die Moral der gewöhnlichen Menschen für ihn nicht vorhanden sei, und so ließe sich noch manches Beispiel von einer ungleichen Ausbildung von Moral und Intelligenz anführen. Nicht die Logik, sondern die Gefühle bestimmen nun einmal unser Handeln. Die Entwicklung dieser Gefühle ist manchem Menschen von Hause aus versagt, und er ist vermöge eines angeborenen Mangels nicht imstande, sich zur Höhe jener Empfindungen und Vorstellungen emporzuschwingen, die wir als die ethischen bezeichnen. Wo aber diese ethischen Gefühle fehlen, findet kein Kampf statt zwischen Trieb und Pflicht, es fehlt die instinktive Unterscheidung von Gut und Böse, und der Wille entscheidet nach rein egoistischen Motiven. Dieser Erfahrung gegenüber können theoretische Bedenken nicht standhalten, und an der Wucht der Tatsachen wird sich der Widerstand der Juristen brechen. Bisher hat der Begriff der moral insanity bei ihnen kein Hausrecht erhalten, und ein Beschluß des Reichsgerichtes hat ihm den Eintritt in ihre Hallen versagt. Doch muß ich der Billigkeit halber hier anführen, daß mit den Namen ein großer Mißbrauch getrieben worden und die Forderung des Reichsgerichtes daher begründet war, daß der moralische Defekt als auf pathologischer Ursache beruhend nachzuweisen sei.

Diese Stiefkinder der Natur bilden mit ihrer Grausamkeit, ihrem Hange zum Lügen und Stehlen, das Elend und den Jammer ihrer Eltern, die sich vergeblich bemühen, die vermeintlich Ungezogenen in Güte oder Strenge auf die richtige Bahn zurückzuführen. Dem übermächtigen krankhaften Drange gegenüber versagt die Strenge ebenso, wie dies Bitten und Tränen getan, für die es an jedem Verständnisse und an jedem Mitleid fehlt. Man kann diesen Kindern die Gebote der Moral wohl eintrichtern und sie auswendig hersagen lassen, ein inneres Verständnis aber und eine entsprechende Empfindung aus einem Boden herauszulocken, der für ein solches höheres Empfinden völlig unfruchtbar ist, wäre ein vergebliches Bemühen. Im Laufe der Jahre wandern sie von Hand zu Hand, von Schule zu Schule, um sich überall durch ihre sittlichen Fehler unmöglich zu machen, bis sie endlich der großen Erziehungsanstalt der Nation, dem Militärdienste, übergeben werden. Wenn nicht schon früher, wird es hier zum ersten ernstlichen Konflikte kommen. Die eiserne Disziplin des Dienstes ist nichts für diese nur mangelhaft im Gleichgewichte liegenden Menschen. Die Folgen sind Insubordinations-

vergehen und Desertion, und manch einen habe ich durch den Nachweis seiner krankhaften Anlage in hartem Ringen von schwerer Strafe loslösen müssen. Gleich unfähig zur Gewinnung allgemeiner Gesichtspunkte, wie zu jeder geordneten Beschäftigung, werden sie alles ergreifen, um es ebenso rasch zur Seite zu schieben. Wehe, wenn von der Ehe ein Besserungsmittel erhofft, und dieses Mittel zur Anwendung gebracht wird. Der haltlose Mensch wird hier nur neues Unheil anrichten und überdies die eigene Entartung auf seine Nachkommen übertragen. Das Elend derartiger Ehen ist geradezu namenlos. Das sind die verbummelten Studenten, die zur Verzweiflung ihrer Eltern auf eine Kellnerin oder Prostituierte hereinfallen, und das sind die geborenen Verbrecher Lombrosos, die ihr Leben früher oder später als Bummler und Vagabunden, als Lumpen, Spieler und Verschwender im Gefängnisse oder in der Irrenanstalt beschließen, je nachdem sie auf ihrem Lebenswege dem Richter oder dem Irrenarzte in die Hände fallen. Bei ihnen sind Laster, Geistesstörung und Verbrechen nur verschiedene Bezeichnungen für ein und dieselbe Sache, für das anthropologische Defizit der Degenerierten, und dieses anthropologische Defizit ist groß genug, um sich ernstlich die Frage vorzulegen, ob es auf dem bisherigen Wege noch weitergehen, oder ob und welche neue Bahnen hier einzuschlagen seien.

Die bisherigen Strafen haben sich als unwirksam erwiesen, und es wächst die Zahl derer, die von dem ganzen Strafsysteme nicht viel und es für einen Wahn halten, in dem Verbrecher das Verbrechen sühnen zu wollen. Zwar gilt hier, wie so oft im Leben, der alte Satz: „Alten Unsinn soll man ehren, weil er's schon so lang gewesen.“ Aber endlich wird auch die weitgehendste Pietät dem Zwange der Notwendigkeit weichen müssen. Der Verbrecher büßt und verbüßt keine Schuld. Diesem falschen Dogma werden jahraus jahrein Millionen an Wert und Tausende von Menschenleben zum Opfer gebracht, und es ist nur eine Frage der Zeit, wie lange noch die Gesellschaft die Kosten für die Versorgung der Degenerierten zu tragen imstande ist. Eine moralische Verantwortlichkeit besteht nun einmal nicht, oder doch in so geringem Maße, daß gerade bei den schlimmsten Verbrechern die milderndsten Umstände vorliegen. Alles verstehen heißt alles verzeihen. Daher die stetig abnehmende Strenge der Strafgesetze und damit der ungenügende Schutz der Gesellschaft. Die Gesellschaft aber bedarf des Schutzes, und sie hat ein Recht, ihn zu verlangen. In diesem Schutze liegt

der Zweck und die Rechtfertigung der Strafe. Die Strafe ist die Reaktion der Gesellschaft gegen antisoziale Handlungen; wer sich der Gesellschaft nicht fügen will, der muß sie verlassen.

Auch hierin ist die Natur unsere Lehrmeisterin gewesen, und sie wäre schon mit ihren invaliden Elementen fertig geworden, wenn wir diesem Bestreben nicht durch eine mißverstandene Humanität auf Schritt und Tritt entgegenträten. Einen ungeheilten Verbrecher zu entlassen ist genau so, als ob man einem wütenden Hunde 24 Stunden lang einen Maulkorb anlegt und ihn dann laufen läßt, weil er in diesen 24 Stunden niemand gebissen hat.

Auf diese Erwägungen gestützt, verlangt die neue Schule die unbegrenzte Ausscheidung des Verbrechers aus der Gesellschaft, die er geschädigt hat. Bis aber an die Stelle des paragraphenfreudigen Strafgesetzbuches der einzige Satz getreten ist: „Jeder gemeingefährliche Mensch muß im Interesse der Gesellschaft so lange als nötig unschädlich gemacht werden,“ ist noch ein weiter Weg zurückzulegen, manche scholastische Idee wird zu überwinden und manches sehr gelehrte, aber sehr unzeitgemäße Haupt zu seinen Vätern zu versammeln sein. Und doch wird die Zukunft der Schule angehören, die den Menschen und die Gesellschaft studiert. An der Gewißheit dieses Sieges kann uns selbst die Beobachtung nicht irremachen, daß es noch immer Leute gibt, denen die Todesstrafe ein Greuel und ihre Abschaffung eine Herzenssache ist. Diese Schwärmer sind einfach unbelehrbar, und wir dürfen nicht einmal die Hoffnung hegen, daß sie ihre Zustimmung von der Bedingung abhängig machen werden, wie es einst ein geistreicher Franzose getan: pourvu que messieurs les assassins commencent (Alphons Karr). Unter Heinrich VIII. sind in dem damals wenig bevölkerten England 72 000 Verbrecher gehängt worden, eine saignée en masse, die den entschiedenen Vorteil hatte, daß keine Zeit so frei von Verbrechen war, als die lange Regierung seiner Tochter, der Königin Elisabeth. Und wer von uns empfindet es nicht wie einen Schlag ins Gesicht, wenn gewisse Verbrecher nicht zum Tode verurteilt und hingerichtet werden? Mag es nun ein Erbteil aus dem Empfinden unserer weniger zart beseiteten Ahnen sein, aber ich meine, wem sich beim Anhören einer Schandtat, wie der eines Lustmordes, wo eine gemeine Bestie Unschuld und Jugend seiner viehischen Begier zum Opfer bringt, wem sich dabei nicht unwillkürlich die Faust ballt und der Wunsch regt, den Mörder wie einen tollen Hund niederzuschlagen, daß diesem sein natürliches Empfinden

überhaupt abhanden gekommen und durch den betreffenden Paragraphen des StGB. ersetzt worden sei. Dieser Art des Empfindens verdankt auch die Lynchjustiz ihr Entstehen und, trotz aller gesetzlichen Maßregeln, ihr Fortbestehen. In den zwölf Jahren von 1884—1895 wurden in Amerika 1281 Personen hingerichtet und 2093 gelyncht, ein Verhältnis von 57 : 100, und zwar waren die Ursachen für das Lynchen: Mord, Vergewaltigung, Brandstiftung und, recht bezeichnend für das Land, Pferdediebstahl.

Man mag ein solch abgekürztes Verfahren mißbilligen, das eine wird man ihm ohne weiteres zugestehen müssen, daß es ebenso einfach wie wirksam ist. Es besteht eine Klasse von Verbrechern, der jeder Zusammenhang mit und jedes Verständnis für die Gesellschaft fehlt, wo das Verbrechen angeboren und der Verbrecher unheilbar ist.

Hier fehlt jede Verpflichtung der Gesellschaft, und die Vernichtung des Verbrechers ist gerechtfertigt. Wir haben ferner gesehen, daß dort, wo sich der Charakter ausgebildet hat, eine Besserung nicht mehr zu erwarten ist. Aus einem alten Verbrecher einen ordentlichen Menschen zu machen, würde ein ebenso vergebliches Bemühen sein, als wollte man einen alten Fuchs in einen Haushund umwandeln, und wenn man ihn trotzdem immer wieder aufs neue auf die Menschheit losläßt, so gehört dies zu den vielen Dingen, die dem gewöhnlichen Menschenverstande unbegreiflich sind.

Derartige alte Verbrecher laufen mit einem Strafverzeichnisse herum, das 10, 20 und mehr Strafen aufweist, was aber den Richter nicht hindert, dem alten Strafverzeichnisse eine, der neuen Tat entsprechende, neue Strafe gewissenhaft hinzuzufügen. Als ob nicht der einfache Akt des einmaligen Verbrechens ein deutlicher Beweis dafür wäre, daß der Täter nicht in die Gesellschaft paßt und es ihm an den Bedingungen fehlt und fehlen wird, die man an ihn stellen muß. Und wenn es mir nicht einfallen kann, hier die Forderung aufzustellen, daß man einen Menschen deshalb hängen solle, weil er zufällig eine Galgenphysiognomie hat, so dürfte es sich doch empfehlen, Individuen einer dauernden Aufsicht zu unterstellen, die sich gegen die Gesellschaft vergangen haben, und die sich durch entsprechende körperliche und geistige Mängel, als unter dem Zeichen des Verbrechertypus stehend, kennzeichnen.

Daß hierdurch auch die strafrechtliche Einschätzung der Geisteskranken eine andere wird, soll kurz erwähnt werden. Die Geistes-

störung kann fernerhin wohl als eine Erklärung, aber nicht mehr als eine Entschuldigung des Verbrechens gelten, und die Gesellschaft muß dem Geisteskranken gegenüber das gleiche Recht des Schutzes, und dies in einem noch höheren Grade deshalb haben, weil der Geisteskranke nicht imstande ist, sich zu beherrschen. Wenn man ihn nicht bestrafen, an die Stelle des Abscheus das Mitleid treten und ein Asyl das Gefängnis ersetzen wird, dann geschieht dies aus der Erwägung heraus, daß er ein Verbrecher durch Zufall ist und nicht die Absicht des Verbrechens vorliegt, ein Verbrechen aber begeht der Geisteskranke ebensogut wie der Nichtirre.

Gegen bestimmte moralische Krankheiten helfen zurzeit nur das Schafott, das Zuchthaus und die Irrenanstalt.

Der Verbrecher der Masse.*)

Bei der Abhandlung über den Verbrecher haben wir schon gesehen, welchen Einfluß die äußeren Verhältnisse auf Art und Form des Verbrechens ausüben. So kann bei Hungersnot und Krieg der Dieb zum Einbrecher und Räuber werden, und bei unterworfenen Völkern — Irländern und Polen und den verschiedenen interessanten Nationen des Balkans — nimmt die Kriminalität mit Vorliebe die Form des politischen Verbrechens an.

Die Erfahrungen nun, die wir von Zeit zu Zeit, wie u. a. aus den Ausschreitungen der Pariser Kommune gewinnen konnten, haben uns den tiefgehenden Einfluß kennen gelehrt, den die Erhebungen der Masse auf die verbrecherische Betätigung des einzelnen ausüben. Man hat an der Hand dieser Erfahrungen das Verbrechen der Masse einer wissenschaftlichen Untersuchung unterzogen und die Unterschiede festzustellen versucht, die es von dem Verbrechen des einzelnen trennen. Daß diese Untersuchungen ebenso interessant wie wichtig sind, wird niemand in Abrede stellen, denn noch nie und zu keiner Zeit ist die Rolle der Masse eine so hervorragende gewesen, wie gerade jetzt. Man braucht nicht gerade ein überzeugter Sozialdemokrat zu sein, um zu verstehen, wie die be-

*) Mit teilweiser Benutzung eines Aufsatzes: Über Fanatismus, Geistesstörung und Verbrechen. Deutsche Revue. Febr. 1906.

stehende Kultur einer Umwandlung entgegengeht, und daß in diesem Prozesse der Masse die Haupttätigkeit zufallen wird. Gewiß ist sie vorderhand erst in der Organisation begriffen, und ebenso gewiß zeichnen sich ihre Ideen nicht gerade durch Richtigkeit aus. Dagegen sind sie um so bestimmter; die Masse weiß, was sie will und daß sie stark ist, und daß es anders werden wird, ist ebenso gewiß, wie ungewiß, wohin uns die Brandung der Bewegung tragen wird. Für uns ergibt sich hieraus die Notwendigkeit, uns mit dem Wesen dieser Masse etwas näher zu befassen, und da tritt uns zunächst die Frage entgegen: Was ist die Masse?

Im allgemeinen ist der Charakter der Aggregate gegeben durch den Charakter der Einheiten, die sie zusammensetzen, wie sich die mineralischen Charaktere des Kristalls in seinen einzelnen Bruchstücken wiederholen. Nach Herbert Spencer, Principles of sociologie, verhält sich die Masse wie die Summe der einzelnen, aus der sie besteht. Ist diese gut, dann ist es auch die Masse. Wenn ich nicht irre, führt H. Spencer dabei das Beispiel einer Mauer an, die stark und kräftig die Jahrhunderte überdauert, wenn die Mauersteine gut waren, und die in sich zerfällt, wenn sie aus schlecht gebrannten und morschen Ziegeln zusammengesetzt ist. Aber dieser Satz Spencers ist nur dort richtig, wo Gleichheit des Wesens, eine organische Verbindung, besteht, und für die Gesellschaft im allgemeinen gilt er nicht. Die Vereinigungen der Masse weichen vielmehr um so mehr von jenem Satze ab, je mehr ihre einzelnen Elemente auseinandergehen. Jede Vereinigung beliebiger Personen ist noch lange keine Masse, und wenn unter Umständen ein Dutzend eine Masse bilden kann, so tun dies Tausende unter andern Umständen vielleicht nicht, zumal dann nicht, wenn sie aus mehr homogenen Elementen bestehen, wie dies bei Sekten, Klassen, Kasten, Aristokraten, Priestern und andern der Fall ist. Bei der Masse sind diese Elemente nicht in gleicher Weise homogen, sondern mehr zufällig zusammengewürfelt. Das Spencersche Prinzip wird unhaltbar, sowie es sich um die heterogenen und unorganischen Einheiten der Masse handelt, bei der sich unter besonderen Bedingungen eine engere Verbindung mit besonderen Strebungen und Ideen bilden kann, in der wir die psychologische Masse zu erblicken haben. Mögen die einzelnen so verschieden sein, wie sie wollen, das eine ist bei dieser psychologischen Masse stets vorhanden, sowie sie eine Masse bilden, denken, empfinden und handeln sie nach einer Richtung hin, wie die Zellen, die sich zu einem Organis-

mus zusammengetan haben. In dieser eingleichenden Gewalt der Masse liegt ihre Kraft, zugleich aber auch ihre Schwäche. Das, was alle zu einem Organismus zusammenschweißt und in der Masse zu einem gemeinsamen Ausdrucke gelangt, ist das Mittelmäßige, während in ihr das zurücktritt, was jeden einzelnen zu einem besonderen Individuum macht. Aus diesem Grunde müssen die Leistungen der Masse auf dem intellektuellen Gebiete minderwertig sein. Max Nordau führt dies in einem seiner Paradoxe aus: Nehmen wir 20 Genies, Helmholtz, Darwin, Pasteur u. a. m., so kommt trotzdem nichts Großes heraus. Denn in dem einen Punkte, wo sie sich gleichen, sind sie gewöhnlich, und dem jedesmaligen einen Genie stehen 19 Mittelmäßigkeiten gegenüber. 20 Genies leisten daher weniger als ein einzelnes, und wirklich Großes ist noch nie von einer Mehrheit geschaffen worden. Die entgegengesetzten Kräfte der einzelnen heben sich gegenseitig auf, anstatt sich zu summieren, und wo der einzelne für sich verständig gehandelt haben würde, kommt oft genug nur Unsinn heraus. Hierüber sagt Schiller: Jeder, siehst du ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig, sind sie in corpore, gleich wird dir ein Dummkopf daraus.

Es ist daher psychologisch nicht recht wahrscheinlich, daß eine Masse verständiger sein soll als ein einzelner, und auch Sokrates war nicht dieser Ansicht. In seinem Gespräche mit Sisyphos äußert er sich über den Unwert aller parlamentarischen Verhandlungen. Denn, sagt er, wie kann eine Anzahl Männer durch gegenseitiges Reden am Ende klüger werden, als sie anfangs war? Man soll nur Sachverständige über ihr Fach fragen, über die Zukunft aber, also über das Nichtseiende zu beraten, sei geradezu unsinnig. Eine nicht viel höhere Meinung von dem Werte der Parlamente ergibt sich aus dem römischen Ausspruche: senatores boni viri, senatus autem mala bestia, und wenn die Gefahr der Masse durch die Fraktionen verringert wird, so sind doch politische Versammlungen im allgemeinen der Ort der Erde, wo sich der Glanz des Genies am wenigsten bemerkbar macht, da der Erfolg des Redners auf einem ganz anderen Gebiete, als dem der Intelligenz liegt. Die Macht des Wortes beruht hier auf der Kenntnis von dem Bedürfnisse der Masse, ihm wird der Redner Rechnung zu tragen haben, und ohne ihre Berücksichtigung kommt die Masse nicht in Bewegung. Es ist somit nicht Sache der Intelligenz, sondern des Gefühls, und will der Redner seines Erfolges gewiß sein, dann muß

er die zündenden Worte beherrschen, wie dies Robespierre u. a. getan. Die erfolgreichsten Reden sind, wenn man sie liest, mitunter recht dürftig.

Nietzsche erklärt aus demselben Grunde die Urteile der Geschworenengerichte für falsch, aus dem die Zensur einer Lehrerschaft über einen Schüler falsch sei. Sie entstehe aus einer Vermittelung zwischen den verschiedenen gefällten Urteilen. Gesetzt den günstigsten Fall, einer der Geschworenen habe richtig geurteilt, so ist das Gesamtergebnis die Mitte zwischen dem einen richtigen und mehreren falschen Urteilen, mithin falsch.

Ich gebe zu, daß sich über alle diese Dinge streiten läßt, und daß dies zumal von den Beschlüssen der Versammlungen, Kongresse und Parlamente gilt. Soviel steht indes fest, daß die Leistungen der Masse auf intellektuellem Wege minderwertig sind und eine ihrer Haupteigenschaften darin liegt, die Vorzüge der einzelnen Persönlichkeit abzuschwächen. Wäre es jedoch dieses allein, dann würde das Zeichen der Masse nichts anderes, als eine gewisse Mittelmäßigkeit sein. Das ist indes nicht der Fall, es kommt vielmehr zur Entwicklung neuer Eigenschaften, und zwar sehen wir, wie die Masse auf der ethischen Seite in ihrem Empfinden weit über das Maß des einzelnen hinausgehen kann.

Lamprecht äußert sich über den Unterschied intellektueller und ethischer Vorgänge bei der Masse, daß alle sozialen und psychologischen Vorgänge, wie z. B. die Entwicklung einer patriotischen Erhebung in der Weise zustande komme, daß in diese allgemeine Strömung von den Einzelindividuen nicht das seelische Empfinden eingehe, das sie scheide, sondern vielmehr nur das, was sie verbinde. Alle kleinen und kleinlichen Motive der einzelnen Individuen fallen dabei hinweg. Darauf beruhe es, wenn sozial-psychologische Strömungen, weil allgemein, so zumeist idealen Charakters seien. Kein schöneres Beispiel kann es hierfür geben, als jene Opfernacht des 4. August 1789, wo der französische Adel in alles niederstimmendem Enthusiasmus auf seine gesamten Vorrechte verzichtete, die jeder einzelne auf Tod und Leben verteidigt hätte. Der gesamte Konvent hatte bisher gegen seine Mitglieder gerast, die im einzelnen Philister waren. Da warf der Vicomte de Noailles die Worte in die Versammlung hinein: das Heil liegt in der Gerechtigkeit, und diese fordert die Gleichheit der Pflichten und Abgaben, die Aufhebung der Privilegien und die Abschaffung der Feudallasten, und alles, alles stürzt, und morgens um 2 Uhr ist das Werk

getan. Die Feudalbarbarei vieler Jahrhunderte ist in wenigen Stunden zerschlagen, vernichtet, für immer verschwunden.

Das ist das Verdienst der Masse, und während auf der intellektuellen Seite stets eine Abschwächung stattfindet, können sich auf der ethischen ihre Empfindungen in das Ungemessene steigern. Allerdings nicht immer nach oben, auch das Gegenteil ist der Fall. Sie ist, wenn auch oft heroisch, so doch mitunter verbrecherisch, und dies sogar bis zur Bestialität.

Wir werden dies verstehen, wenn wir sehen, wie der einzelne in der Masse seine Individualität einbüßt, die in dem Allgemeinen zugrunde geht. Daher die Ursprünglichkeit, aber auch die Unwiderstehlichkeit der Entschlüsse, die im Guten wie im Bösen alles das weit hinter sich zurücklassen, was der einzelne gewagt hätte. Alle Handlungen der Masse tragen diesen Charakter des Unbewußten, Reflexartigen. Der einzelne besitzt die Fähigkeit, seine Reflexe zu beherrschen und er verliert sie in dem Augenblicke, wo er eine Masse bildet, deren triebartige Entäußerungen, mögen sie nun heroischer oder grausamer Natur sein, stets den Charakter des Extremen tragen. So wird die Masse zum Opfer oder Henker, ohne Übergang und ohne Überlegung. Sie läßt sich für eine Idee je nachdem töten, oder tötet für sie, und kann wohl zum Märtyrer, nie aber zum Gesetzgeber werden. Aber mit dem Enthusiasmus wird die Geschichte gemacht, und trügen wir in ihre Annalen nur bewußt Erdachtes ein, würde nicht viel darin enthalten sein.

Durch das Vorwiegen des Unbewußten wachsen das Unberechenbare des Verlaufes und die Schwierigkeit seiner Beherrschung. In jähem Ansturme bricht die Masse jeden Widerstand, und das Bewußtsein ihrer Unverantwortlichkeit drängt unaufhaltsam zur Gewalttat. Die Seele der Masse, d. h. der impulsiv und unvermittelt nach einer bestimmten Richtung hin hervortretende Antrieb, liegt in der Nachahmung, in der dem Geiste inwohnenden Fähigkeit und Neigung, nach äußeren Antrieben zu handeln. So wird die äußere Form einer Bewegung, eines Affektes, bei anderen Individuen dieselbe Bewegungsvorstellung und hiermit denselben Affekt auslösen. Die Form der Bewegung steckt an, und diese ansteckende Kraft ist ebenso bekannt wie gefürchtet. Wie eine erregte Biene den ganzen Schwarm in die tollste Aufregung versetzen kann, kann ein erschreckter Hammel seine Herde in wilder Flucht auseinandertreiben. Die Engländer haben für diese besondere Art des Scheuens bei den Pferden den Ausdruck der

Stampede geschaffen, und zwar tritt diese Stampede um so leichter ein, je edler, d. h. je reizempfänglicher die Pferde sind. Eine der bekanntesten Stampede war die im Biwak des Generals French in Southampton.

Man hatte dort in der Nacht ein verunglücktes Pferd erschossen. Die näher stehenden Pferde rissen sich in jähem Schrecken los und die Panik ging auf die übrigen Schwadronen über, so daß an die 700 Pferde in wilder Flucht davonstürmten. Sie waren viele Meilen weit gerannt und es dauerte Tage, bis man die letzten Flüchtlinge eingefangen hatte. Weit über die Hälfte war schwer verletzt, nicht weniger als 415 mußten in tierärztliche Behandlung genommen und zwölf erschossen werden. Im Militärlager in Athy brachen in einer Nacht 600 Pferde aus, von denen viele verletzt wurden, und 1871 waren es bei Petersburg gar 900 Pferde, wovon jedoch ein Teil durch zeitiges Appellblasen zur Raison gebracht werden konnte. Daß der Verlust der Schlacht bei Colenso durch eine solche Stampede der Maultiere verursacht sei, wird von den Engländern angegeben.

Aber nicht allein bei Tieren und Idioten finden wir diese Macht der Nachahmung. Sie ist uns als ein Überrest unseres Herdenbewußtseins mit in die Wiege gelegt worden. Wir Menschen handeln überhaupt nicht nach Vorstellungen, sondern nach Empfindungen, und wir tun und ahmen nach, was wir bei andern sehen. Wer von uns hat nicht schon eine unangenehme Erfahrung mit der ansteckenden Gewalt eines unzeitigen Gähnens oder des Lachens an ungehöriger Stelle gemacht und mit dem Mißerfolge eines Vortrages oder einer sonstigen Kunstleistung bezahlen müssen? Und ist etwa die Claque etwas anderes, als die praktische Anwendung der gleichen Gewalt? Ganz denselben Gesetzen gehorcht unsere Mimik. Gedanke und Bewegung sind zwei Ausdrucksweisen derselben zerebralen Tätigkeit, sie sind wie die beiden Janusköpfe unzertrennbar miteinander verbunden. Es ist unmöglich, die Miene des Zornes und der Wut anzunehmen und dabei an angenehme Dinge zu denken oder sie gar zu sagen. Eine solche Disharmonie von Gebärde und Stimmung ist ohne eine schwere Schädigung der geistigen Gesundheit nicht denkbar, und wo wir sie, wie bei den Blindgeborenen, finden, wirkt sie auf uns in einer äußerst peinlichen Weise. Miene und Stimmung gehen durchweg Hand in Hand, und ebenso wie Zorn und Wut von ganz bestimmten Gebärden begleitet werden, können diese Stimmungen durch die willkürliche

Nachahmung dieser selben Gebärden hervorgerufen werden. Wir Irrenärzte haben täglich Gelegenheit, etwas Derartiges zu beobachten. Das Wesen der Manie besteht in dem Bedürfnisse des Kranken zu einer motorischen Entäußerung bei einer eigentlich heiteren Stimmung des Gemütes. Und doch kann der Maniakalische durch seine heftigen und mehr der Stimmung des Zornes entsprechenden Bewegungen zu diesem selben Affekte hingerissen werden, ohne daß hierzu die geringste Veranlassung vorliegt, er hat sich eben in die Wut hineingearbeitet. Etwas Ähnliches muß sich in der Psyche des Schauspielers vollziehen, er muß sich selber in den Affekt seiner Rolle hineinmimen, wenn er seine Zuschauer begeistern und mit sich fortreißen will. Von Junius Brutus Booth, dem größten Tragöden, den Amerika je besaß, war dies bekannt. Er spielte seine Rollen nicht, er durchlebte sie, und es war nicht ganz ungefährlich, in seine Nähe zu kommen, wenn er als Richard III. seinen letzten Kampf ausfocht. Eines Tages begegnete er bei einem Ausritte zwei katholischen Geistlichen. Sofort rief er: Gomez und Pescara — die Namen zweier Inquisitoren eines Stückes, das damals viel gegeben wurde — drauf, nieder mit ihnen, und nur mit Mühe gelang es, die beiden bestürzten und auf den Angriff keineswegs vorbereiteten Leute aus seinen Händen zu befreien. Je weniger wir auf uns achten und je mehr der Einfluß des Willens und der Überlegung und die sonst wohl vorhandene Hemmung der entgegenstehenden Erwägungen zurücktreten, wie dies bei Zuständen des Affektes, der Ermüdung und des Rausches geschieht, um so energischer werden sich diese Bewegungen gestalten und um so unvermittelter von Kopf zu Kopf übertragen. Der einzelne muß mitmachen, was er bei der Masse sieht, er gerät in denselben Affekt, dem sein Nachbar Ausdruck verliehen hat, und alles dies um so intensiver, je größer die Menge ist, die sich an dieser Bewegung beteiligt. Wohl nie hat jemand mit mehr Verständnis für diese Psychologie der Masse gearbeitet, als dies die Kirche tut, und ein besseres Beispiel dafür, als wir es in Lourdes besitzen, ist nicht denkbar. Hier haben wir die Massenarbeit in ihrer Vollendung. Ganze Karawanen von Pilgern werden mobil gemacht, und die religiöse Stimmung des Einzelnen wird durch gegenseitige Steigerung zur Ekstase entflammt. Damit der Überlegung gar kein Raum bleibt, wird die Beeinflussung auf alle Sinne ausgedehnt. Der Pomp der Fahnen und Kerzen blendet das Auge, die ständige Wiederholung der Worte Sainte Ste vierge, guérissez nos malades,

läßt den Kopf wirbeln, und die Wolken des Weihrauchs lullen den letzten Rest des eigenen Denkens in eine Art von halbbewußtem Taumel ein. Man muß die Schilderungen Zolas in seinem Lourdes gelesen haben, um einen Begriff von der elementaren Gewalt zu gewinnen, die durch derartige Massenbewegungen ausgelöst wird, zugleich aber auch von der Menge des sonst unverständlichen Unsinns, den man einer auf diese Weise fanatisierten Masse bieten darf.

Aus einem derartig vorbereiteten Boden steigt die Illusion hervor, die das vorgetäuschte Bild ohne jede Kritik für Wirklichkeit hält, und es kann sogar zu wirklichen Sinnestäuschungen, zu Visionen kommen, indem sich die geistige Spannung in bestimmten Bildern Luft macht. So glaubt in der Erregung der Kreuzzüge, in einem Gnadenorte oder bei ähnlichen Massenbewegungen, einer ein Kreuz, die Mutter Gottes oder etwas dem Ähnliches zu sehen, und sofort sehen alle dasselbe und sind bereit, ihre Vision als Wahrheit zu beschwören. Das sind die sogenannten kollektiven Halluzinationen, denen so mancher Gnadenort, so manches Heiligenbild seinen Ruhm verdankt.

Bald nach dem französischen Kriege trat an verschiedenen Orten des Elsaß eine eigentümliche Bewegung auf. Irgend jemand hatte in den Fensterscheiben eines Hauses die Figur eines Kreuzes entdeckt, und diese Entdeckung fand bald an den verschiedensten Orten ihre Bestätigung. Dadurch Ansammlung von Volk vor dem betreffenden Fenster und eine rasch zunehmende Erregung der Gemüter. Von dem Fenster zum Apfelbaum, von dem Kreuze zur Mutter Gottes war nur ein Schritt, und wie immer waren es zuerst Kinder, denen die Mutter Gottes erschien, in der Hand ein Schwert, das sie drohend nach Deutschland hin bewegte, während sie Frankreich mit ihrem Segen bedachte. Genau wie später bei Lourdes strömte das Volk den Orten der Erscheinung zu, und ebenso wie dort fanden sich Gläubige genug, denen die Jungfrau in gleicher Weise erschien. Der Unterschied war nur der, daß die deutsche Verwaltung dem Unfuge nicht das gleiche Verständnis entgegenbrachte und ihm durch die Entsendung von Soldaten ein rasches Ende bereitete.

Daß es nicht bloß die Ungebildeten sind und auch der Gelehrte unter besonders günstigen Bedingungen dem Wahne zum Opfer fallen kann, dafür geben die spiritistischen Experimente einen Beweis, die der bedeutende Psychologe Davey mit einer Zahl ein-

geladener Gäste veranstaltete. Er ließ sich von ihnen ein Schriftstück ausstellen, worin sie die Art der Experimente beschreiben und ihm bescheinigen sollten, daß sie auf natürlichem Wege nicht zu erklären seien. Das Staunenswerte waren nun nicht die Experimente Daveys, sondern die Schilderung der Augenzeugen, die durchweg falsch waren. Sie hatten sich durch das Übergewicht Daveys bestimmen lassen und Dinge gesehen, die er gar nicht gemacht hatte.

Diesen kollektiven Halluzinationen verdankt so manche Seeschlange ihre Existenz, deren Wirklichkeit zu beschwören die gesamte Schiffsmannschaft bereit ist, wenn auch der Irrtum hinterher oft klar zutage tritt, wie dies in einem vielfach erwähnten ähnlichen Falle geschehen ist, über den wir ein offizielles Protokoll besitzen. Die mit der Einholung der Gebeine Napoleons von St. Helena beauftragten Schiffe waren durch einen Sturm getrennt worden und die Fregatte La belle Poule kreuzte auf hoher See in der Suche nach der Corvette Le Berceau. Man war über das Schicksal des Schiffes in der größten Sorge, die dadurch nicht geringer wurde, daß sich von dem verlorenen Schiffe noch immer nichts zeigen wollte. Es war voller Tag und Sonnenschein, als der Ausluger ein entmastetes Schiff meldete. Alle Matrosen wie Offiziere erkennen ein größeres Floß, das von mehreren Barken im Schlepptau gezogen wird, und sie sehen die Notflaggen, die von ihnen wehen. Der Admiral Desfosses läßt sofort eine Barke bemannen, die dem Flosse zu Hilfe eilt. Die Mannschaft der Barke erkennt eine Menge von Menschen, die hilfeflehend ihre Hände ausstrecken, sie hört verworrenes Geschrei und will ihren Augen nicht trauen, als sie nichts anderes findet, als eine Anzahl von belaubten Baumstämmen, die von der nahen Küste abgetrieben waren und auf denen sich eine Menge von Seevögeln niedergelassen hatte.

Diese Suggestibilität der Masse spielt in unzähligen Sensationsprozessen eine Rolle, und es ist oft recht schwer, durch sie hindurch zur Wahrheit durchzudringen. Auch in der Geschichte müssen wir uns hin und wieder bescheiden, von einem Helden nicht das zu wissen, was er wirklich gewesen, sondern nur das, was er der Masse seiner Zeit erschien, und immer noch findet der eine oder andere seinen Retter, der bisher als Bösewicht gegolten hatte. Dabei wendet sich die Gunst der Masse nicht etwa dem zu, der ihr schmeichelt und sie mit Handschuhen anfaßt. Sie will vielmehr beherrscht und geknechtet sein, und dazu bedarf es einer festen Hand und

eines eisernen Willens. Ihr imponiert nicht die Güte, sondern nur die Gewalt, und ihre Lieblinge sind weniger ein Josef II., als ein Cesar Borgia, Heinrich VIII. und Napoleon, der allerdings die Gabe der Beherrschung der Masse im höchsten Grade besaß. Ihm kam dabei der persönliche Zauber, das Dämonische zugute, das ihn umgab, aber er verstand auch wie kein anderer die Kunst, sein Prestige auszunutzen und keinen Widerstand gegen sich aufkommen zu lassen. In seinen Bulletins kämpft er mit der Gewalt der Phrase alles nieder, und ihm gegenüber gilt keine Diskussion, nur gehorchen. Dabei braucht der Führer nicht gerade der verständigste zu sein, um dennoch großen Erfolg auszuüben. Hier tritt, wie bei der Bewegung der Masse überhaupt, die Bedeutung der Intelligenz zurück, und Thukydides hält im Kriege den Verstand überhaupt für schädlich; die Unwissenheit mache verwegen, die Überlegung zaghaft.

Was der Leiter einer Massenbewegung aber unbedingt besitzen muß, ist, daß er von der Wahrheit seiner Ideen überzeugt ist. Nur der kann seine Überzeugung auf andere übertragen, der sie selber teilt, nur der etwas geben, der selbst etwas besitzt, wobei auf den Wert dieses Besitzes oft genug wenig ankommt. Nicht der Inhalt, sondern die Form ist das Entscheidende. Nicht selten sind es die Grenzzustände, aus denen der Leiter emporsteigt, und die Masse folgt, wie dies bei der Kommune mehrfach der Fall war, einem Führer, den sie sich soeben aus der Irrenanstalt geholt hatte. Dem Narrenkönige gehört die Welt. Die Masse liebt nun einmal das Maßlose, Unwahrscheinliche, und ihre Gefühle sind ebenso einfach wie übertrieben. Jeder Zweifel wird zur Gewißheit, jedes Empfinden zum zügellosen Affekt, und es ist lediglich Sache des Anstoßes, ob sich die ungeheure Spannung nach oben oder nach unten entladen wird. Die Stimme eines Einzelnen kann diese Spannung lösen und alle Fäden nach einer Richtung in Bewegung setzen, um unendlich Gutes oder unendlich Böses zu veranlassen, wie u. a. bei einem Theaterbrande ein einziger durch besonnenes Eingreifen die Ruhe und Ordnung bewahren und allen Rettung bringen, während ein anderer durch sein kopfloses Verhalten unsagbares Unglück herbeiführen kann.

In solchen Augenblicken tritt das eigene Denken zurück, die eigene Initiative ist ausgeschaltet, und die innere Leere wird durch den fremden Einfluß ersetzt. Dieser Einfluß wirkt mit elementarer Gewalt, der Wunsch des Einzelnen wird zur Leidenschaft der Masse,

und in der allgemeinen Überzeugtheit wird das Bedenken des Einzelnen erstickt. Er muß „hoch“ oder „nieder“ mitschreien, je nachdem die Woge ihn führt.

Von ganz besonderer Gewalt erweisen sich die sichtbaren Entäußerungen, die Gestikulationen des Redners, sowie äußere Symbole. In feinstem Verständnisse dieser Vorgänge weiß Antonius die innere Spannung seiner Zuhörer auf das höchste zu treiben, um sie dann mit einem Male in alles vernichtender Wut auf die Mörder Cäsars loszulassen, und mit gleichem Erfolge heftete Peter von Amiens das Kreuz auf die Schulter der Kreuzfahrer, die sich bis dahin kühl zurückgehalten hatten. Man will nicht zurückstehen, man möchte keinen Anstoß erregen, und so macht man mechanisch mit, was man am liebsten unterlassen hätte. Auf diese Weise gibt man sich in der Masse Schandtaten hin, man mordet, plündert und brennt, Dinge, die man als Einzelner nie und nimmer begangen hätte.

Denn meist ist es das Schlechte, was bei der Masse überwiegt. Es ist die Hefe des Volkes, die unter besonderen Umständen und zu den Zeiten politischer Erregung an die Oberfläche steigt. Dann steigen die Bassermannschen Gestalten auf die Straße, jene unheimlichen Elemente der großen Städte, die wie die Aasgeier ihren Raub wittern, dann schwingt der Beherrscher der Masse, der Alkohol, seine Geißel, und zu dem Blutdurste gesellt sich die Wollust, der Wahnsinn des Blutes. Die Greuel der französischen Kommune haben uns einen Vorgeschmack von dem gegeben, was wir von einer solchen Erhebung der Masse zu erwarten haben und wie sich die Dinge gestalten werden, wenn der Sklave seine Fesseln bricht.

Einer der Hauptpunkte, worin sich die Verbrecher der Masse von den gewöhnlichen Verbrechern unterscheiden, ist der, daß der Einzelne der Überzeugung ist, recht gehandelt und überhaupt kein Verbrechen begangen zu haben. Die Mörder des Gouverneurs der Bastille, M. de Launeys, waren ebenso stolz auf ihre Tat, wie 60 Jahre später die des Grafen Lamberg in Budapest, oder des Fürsten Lichnowski und des Generals von Auerswald in Frankfurt a. M., und sie hatten wie die Henker der Bartholomäusnacht oder der Septembermorde ein ruhiges Gewissen und die feste Überzeugung, eine Gott oder der Nation wohlgefällige Handlung begangen zu haben.

Es führt uns dies zu dem politischen Verbrecher, und ich werde hier auf das zurückgreifen müssen, was ich über die Natur des Ver-

brechers gesagt habe. Wir hatten in dem Verbrechen die Verletzung der moralischen Gefühle gesehen, die wir zurzeit besitzen, eine antisoziale, d. h. eine dem Allgemeinen, der Majorität schädliche Handlung.

Das Gesetz der Majorität ist ein Naturgesetz, d. h. eine auf einen allgemeinen Ausdruck gebrachte Tatsache, die zudem am 4. Juli 1776 bei der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten ihre offizielle Anerkennung gefunden hat. Dort hatte nämlich Thomas Jefferson bei der Erklärung der Menschenrechte ausdrücklich hervorgehoben, wie dem Volke, d. h. der Majorität, das Recht zugestehe, die ihm nicht passende Regierungsform ab- und eine neue einzusetzen. Aus dieser Berechtigung der Majorität die Befürchtung herzuleiten, daß wir nun alle Tage etwas Neues zu erwarten hätten, hieße ihre Natur verkennen, die im Grunde konservativ und jedem Fortschritte abgeneigt ist. Demokratie und Fortschritt sind zusammen kaum denkbar, und die Majorität folgt hier dem Beharrungsgesetze, das die gesamte Natur durchzieht. Wie wir Epigonen an unserm Leibe eine ganze Anzahl von Körperteilen mit uns herumschleppen, die unseren Ahnen ebenso notwendig waren, wie sie uns überflüssig und zum Teil sogar schädlich geworden sind — ich brauche nur an den Wurmfortsatz zu erinnern, der im günstigsten Falle gar keinen Zweck hat, im ungünstigen aber unter Lebensgefahr entfernt werden muß — so äußert sich dieses selbe Beharrungsvermögen in der moralischen Welt als Misoneismus, als der Widerstand gegen alles Neue. Wie sich das Kind vor jedem fremden Gesichte entsetzt und eine ihm bekannte Geschichte stets aufs neue und zwar mit denselben Worten zu hören verlangt, so hängt der Ungebildete mit starrer Zähigkeit an alter Sitte und Gewohnheit. Was der Bauer nicht kennt, das ißt er nicht, und in diesem Sinne sind wir alle mehr oder weniger Bauern. Bei jedem Neuen gilt es daher, den natürlichen Widerstand der Majorität zu überwinden und den Weltverbesserern wird ihr Metier wirklich nicht leicht gemacht. Im Altertume war ein Verstoß gegen Sitte und Herkommen eines der schwersten Verbrechen, das Sokrates mit dem Tode bezahlen mußte, und ein so klassischer Zeuge wie Mephisto bestätigt, wie man die Wenigen, die dieses Wagnis unternommen, von je gekreuzigt und verbrannt. Noch heute ist ein gewaltsames Attentat gegen den politischen, religiösen oder sozialen Misoneismus der Mehrheit, die ihnen entsprechende Regierungsform und deren Repräsentanten ein poli-

tisches Verbrechen. Wohlverstanden handelt es sich dabei um solche Fortschrittsbewegungen, die sich plötzlich und heftig äußern. Denn trotz allem Misoneismus wäre ein Fortschritt der Zivilisation ohne eine ruhige und allmähliche Umwälzung der Ideen nicht denkbar, und nur in dem regelmäßigen Gange dieser beiden Erscheinungen kann sich die Entwicklung des Menschengeschlechtes vollziehen. Verschließt sich ein Volk jeglichem Fortschritte, und beharrt es eigensinnig beim Alten, dann muß es entweder zugrunde gehen und wie die Naturvölker von der Erde verschwinden, oder es wird als ein verknöcherter Überrest in die neue Zeit hereinragen, wie dies die Chinesen tun. Wo aber gewaltsam in diesen regelmäßigen Gang eingegriffen wurde, wie dies u. a. in den spanischen Republiken Amerikas geschehen ist, tritt ein Zustand der Anarchie ein, der sich schwer oder nie zur Ordnung ausgleichen wird.

Ist unsere Definition des politischen Verbrechens richtig, dann stellen nur diejenigen Bewegungen der Masse ein solches dar, die sich in gewalttätiger Opposition gegen einen normalerweise von der Majorität festgehaltenen politischen Organismus richten. Damit scheiden die Revolutionen aus, und es bleibt als eigentliches politisches Verbrechen nur die Revolte übrig. Mit der Tatsache, daß sie sich gegen den Willen der Mehrheit erhebt, enthält sie eine Rechtsverletzung, sie ist als solche unnatürlich, eine pathologische und eine antisoziale Handlung.

Ihr gegenüber stellt die Revolution einen langsameren, wohl vorbereiteten und notwendigen Vorgang dar, eine große und allmähliche Umwälzung, die von der Mehrheit eingeleitet und gewollt ist. Sie ist somit ein physiologischer Vorgang und kein Verbrechen. Ch. Sealsfield äußert sich in seinem Kajütenbuch über Bolivar und die Revolution in Mexiko: lange dürften Sie die Bände der Weltgeschichte durchblättern, ehe Sie eine Revolution richtiger durchdacht und konsequenter durchgeführt finden würden.

Auch die Revolution ist nicht immer frei von Gewalt. Wer Eierkuchen backen will, muß die Eier zerschlagen, und wer die Gewalt in der Hand hat, tritt selten freiwillig von ihr zurück. Als ein gesetzmäßiges Geschehen aber muß die Revolution stets zum Ziele führen, wenn auch manchmal erst nach wiederholten Bemühungen. So mußte Huß zugrunde gehen, um Luther die Bahn zu ebnen, Garibaldi und die Ungarn im Jahre 1848 geschlagen werden und dem Jahre 1848 eine längere Zeit der Reaktion folgen, bevor die Ziele erreicht wurden, nach denen man damals gestrebt hatte.

Manch einem, den man seinerzeit verbrannte, ist später ein Denkmal gesetzt worden, G. Bruno, Savonarola.

In gleicher Weise wird man der Revolte ihre Berechtigung nicht immer absprechen können. Etienne Marcel, Masaniello, der Lazzaroni, Savonarola und unzählige andere sind an ihren an und für sich berechtigten Bestrebungen zugrunde gegangen.

Etienne Marcel, der Prévôt der Kaufleute in Paris, drang nach der Schlacht bei Poitiers 1356 auf Abstellung der feudalistischen Mißbräuche und der unerhörten Mißwirtschaft, die das Volk schwer bedrängten, indem er die Forderung nach einem Aufsichtsrate über die Finanzen und nach einer Reihe von anderen Verbesserungen aufstellte. Er bemächtigte sich mit Hilfe Karls des Bösen von Navarra der Stadt Paris und wurde bald darauf am 31. Juli 1358 erschlagen.

Masaniellos Aufstand dauerte nur wenige Tage, vom 7. bis 16. Juli 1647. Die Veranlassung waren die unerträglichen Steuern, und in der kurzen Zeit seiner Herrschaft zeigte er seine ungemeine Befähigung durch die Einführung einer ganzen Reihe von vortrefflichen Maßregeln, die mit seinem Tode verschwanden.

Girolamo Savonarola, Dominikaner und Prior von St. Marco in Florenz, greift den zucht- und sittenlosen Klerus seiner Zeit schonungslos an und reißt in seinen Predigten das ganze Volk mit sich fort. Aber ebenso rasch, wie sich ihm die Gunst der Masse zugewandt hatte, ging sie zu seinen Feinden, den Franziskanern, über. Sein Kloster wurde gestürmt und er selbst am 23. Mai 1498 verbrannt.

Wer die Gesetze der Natur, und das Gesetz der Mehrheit ist ein solches Naturgesetz, nur um eine Linie überschreitet, fällt dem Untergange anheim, und wer allzuschnell und unzeitgemäße Fortschritte herbeiführen will, den trifft die in ihrer natürlichen Neigung zum Beharren verletzte Gesellschaft. Dies gilt nicht nur für die Revoltisten von unten, für die Marcel und Rienzi, sondern auch für jene, die vom Throne herab ähnliches versuchten. Der Marquis de Pombal war Minister unter Josef I. von Portugal. Seiner Zeit weit voraus, förderte er den Unterricht und strebte die Befreiung des Volkes von dem Drucke der Kirche an. Er kämpfte gegen Adel und Jesuiten, die er 1759 verbannte. Nach dem Tode Josefs I. stellte ihn die Königin Maria vor Gericht, und sie konnte ihn unter Zustimmung desselben Volkes für schuldig erklären lassen, für dessen Wohl er sich geopfert hatte.

Wie sich aber auf die Dauer kein System, das dem Zeitgeiste widerspricht, halten kann, wird auch eine Reform keinen festen Boden gewinnen, wenn sie ihre Wurzeln nicht in dem allgemeinen Bewußtsein hat. Daher wirken Sozialreformen erst dann, wenn man die Masse von der Schädlichkeit der Mißbräuche überzeugt hat. Die geistige Bewegung muß der politischen vorausgehen. Verkennt man diese natürliche Ordnung der Dinge, wie dies Julian der Abtrünnige getan, oder wartet man ihre Entwicklungen nicht ab, wie allzu feurige Revolutionäre ihre Zeit überstürzen möchten, dann ruft man nur eine Reaktion des verhaßten Prinzips herbei, und dies gilt für alle Bewegungen, mögen sie nun von unten oder von oben kommen. Ein besseres Beispiel hierfür und ein schlagenderer Gegensatz sind nicht denkbar, als wir sie in Friedrich d. Gr. und Josef II. besitzen. Der eine ein praktisches Genie, der andere ein unpraktischer Schwärmer, Friedrich als Vertreter der Mehrheit gegen verknöcherte und abgelebte Formen, der sich in dem Prozesse des Müllers Arnold nicht scheute, die alte Rechtsprechung mit schonungsloser Härte zu durchbrechen, und Josef, der durch seine gutgemeinte Freidenkerei die Mehrheit auf das tiefste verletzt, weil er in seinem Drange nach Aufklärung übersieht, wie diejenigen Gesetze noch lange nicht die besten sind, die am vernünftigsten sind, sondern die, welche dem Gefühle der Masse am meisten entsprechen. Die Masse aber handelt nicht nach den Regeln der Vernunft, sondern nach denen des Gefühls, und Einrichtungen und Gesetze sind nichts anderes als der äußere Ausdruck dieser Gefühle. Sie willkürlich verändern zu wollen, solange nicht der Boden — die Empfindungen des Volkes — genügend vorbereitet ist, ist daher ebenso verkehrt wie gefährlich, und an dem Verkennen dieser Verhältnisse ist Josef II. zugrunde gegangen.

Daß aber Friedrich der Große das Richtige erkannt und in dem Prozesse Arnold zum Ausdrucke gebracht hat, das trug ihm größere Bewunderung ein und ließ ihm die Herzen seines Volkes höher schlagen, als es seine glänzendsten Siege vermocht hatten. Der Müller Arnold besaß in der Neumark eine Mühle in Erbpacht, die dem Grafen Schmettau gehörte. Der Landrat von Gersdorf gräbt ihm das Wasser ab, und Arnold gerät dadurch in die Unmöglichkeit, seine Pacht zu bezahlen und in Schulden. Auf die Klage Schmettaus hin wird die Mühle gerichtlich verkauft. Nach verschiedenen verlorenen Prozessen wendet sich Arnold an den König, der die Sache dem Kammergerichte zur Aburteilung zuweist. Der damaligen

Rechtsprechung gemäß konnte das Kammergericht nur zu einer Bestätigung der früheren Urteile kommen. Der darüber auf das äußerste erbitterte König entbietet im Dezember 1779 den Großkanzler des Gerichts und die drei beisitzenden Räte vor sich. Er läßt sie auf ihre Weigerung hin, ein anderes Urteil zu fällen, in das Stadtgefängnis abführen und bestimmt als Strafe für eine Handlung, die sie kraft ihres Amtes begehen mußten, Kassation, Schadenersatz und einjährige Festungshaft. So viel sich gegen die Gerechtigkeit dieses Urteils sagen ließe, so entsprach es doch dem allgemeinen Empfinden des Volkes, und mehr noch, es gab dem Könige die Veranlassung, die ganze veraltete Rechtspflege umstoßen und durch den Grafen Carmer das allgemeine Landrecht ausarbeiten zu lassen. Das war eine Revolution von oben, wie denn Deutschland überhaupt das Land der großen Revolutionen ist — Luther und die Reformation — während Revolten so gut wie ganz fehlen. In anderen Ländern, wie in Spanien, ist es umgekehrt der Fall.

Übrigens unterscheiden sich Revolution und Revolte noch in einigen andern Punkten, und während in der Revolte der einzelne herrscht, tritt er der Bedeutung der Masse gegenüber in der Revolution nur wenig hervor, und selbst dann, wenn er dies im Beginne der Bewegung getan, reißt sie ihn später mit sich fort und geht über ihn hinweg. Er muß voran oder untergehen, und die Revolution verbraucht ein großes Material an Menschen. Aber sie gibt sich, wie Mignet von Napoleon sagt, wenn sie sich gibt, einem Einzelnen.

Wenn wir der Masse eine konservative Neigung, ein starkes Beharrungsvermögen zugeschrieben und von ihrem Misoneismus gesprochen haben, so finden wir diese Eigenschaft besonders ausgesprochen bei dem weiblichen Geschlechte, das Religion und Sitte weit zäher als der Mann bewahrt und ein geborener Gegner von Revolte und Revolution ist. Trotzdem sehen wir, wie sich Frauen daran beteiligen, und wir werden alsdann eine stärkere individuelle Anlage annehmen müssen, eine größere angeborene Erregbarkeit, die dementsprechend zu einem leichteren Ausschlagen nach der Seite der Grausamkeit und zu Greueln aller Art führen kann. Was Frauen bei Aufständen leisten können, haben uns die Damen der Halle von 1793 und die Megären der Kommune von 1871 gezeigt. Dort wurden Weiber zu Hyänen und trieben mit Entsetzen Spott. Wie stets, tritt alsdann bei der Frau das erotische Element in den

Vordergrund. Nach der Bartholomäusnacht untersuchten die Hofdamen der Königin mit vielem Interesse die Genitalien des ermordeten Barons de Pons, der wegen Impotenz geschieden war, und die Furien der Kommune trugen die abgeschnittenen Geschlechtsteile der Gefangenen und niedergemetzelten Versailler auf Stangen mit. Von 1057 verhafteten Petroleusen waren 246 öffentliche Dirnen.

Wie die Frau ist auch das Alter konservativ, während sich die Jugend zum Neuen hingezogen fühlt. Es ist erstaunlich, wie weit die Anschauungen der Väter und Söhne über Lebensführung im allgemeinen und über Geldausgeben im besonderen auseinandergehen, und wie mit der Zeit aus dem freisinnigen Sohne ein konservativer Vater wird. Revolutionen werden nicht von Leuten mit Brillen gemacht, noch von solchen, die sich eines Hörrohres bedienen müssen. Bei jedem Krawall sind es die jungen unreifen Burschen, die den meisten Lärm machen, und die Nihilisten und Anarchisten rekrutieren sich durchweg aus der Jugend.

Und ebenso marschiert das Genie an der Spitze. In der Natur des Genies ist es bedingt, daß es Neues schaffen muß, und es ist daher seinem ganzen Wesen nach ein Feind des Alten. Wie sich der 26jährige Petöfi, Ungarns größter Dichter, begeistert der Revolution anschloß und nach der Schlacht von Schaßberg von keinem sterblichen Auge mehr gesehen wurde, verschwinden sie, die Rienzi, Savonarola u. a. m. in der von ihnen entfachten oder unterstützten Bewegung, und zweifellos würde Mirabeau, jenes Genie ohnegleichen, dem gleichen Lose anheimgefallen sein, wenn er es nicht vorgezogen hätte, vorher an einer Austernpastete und zwei Schauspielerinnen zu sterben, wie dies wenigstens Heine behauptet.

Daß der Verbrecher, der von Natur und Interesse antimisoneistisch ist, der die bestehende Ordnung haßt und mit ihr in beständigem Kampfe lebt, auch ein beständiger politischer Rebell ist, kann uns nicht in Erstaunen setzen. Sein natürliches Element ist die Revolte, und wenn er sich an der Revolution beteiligt, dann sind es doch die mehr aufständischen Aktionen, und nie in erster leitender Stelle. Es besteht doch ein Unterschied zwischen Robespierre und Marat, zwischen Mirabeau und Jean d'Héron, der das Ohr eines Aristokraten an seinem Hute trug. Fast alle Leiter der Kommune waren Entartete und viele bestrafte Verbrecher. Es führt uns dies zu der Rolle, welche den Entarteten und Geisteskranken bei dieser politischen Massenbewegung zufällt.

Die Revolution kann zwar die besondere Richtung des Wahnes bestimmen, aber sie wird keinen oder doch keinen nennenswerten neuen schaffen. Alle schwachen und exaltierten Naturen gehen in der Bewegung auf, und das vorhandene Material wird entweder in der Bewegung verbraucht oder nachher füsiliert, so daß hinterher eher eine Abnahme der Anstaltsaufnahmen als eine Steigerung stattfindet.

Zu den wunderlichen Blüten, die das tolle Jahr 1848 gezeitigt hatte, wird man auch die Dissertation Grodeks zu zählen haben: De morbo democratico, nova insaniae forma. Grodek, der, wenn ich nicht irre, in späteren Jahren Arzt an einer thüringischen Kaltwasseranstalt war, hatte in dieser Dissertation allen Ernstes die Symptome, Ursachen, Beginn und Verlauf der Demokratenkrankheit abgehandelt und bei ihrer Behandlung auch der Kanonen und Bajonette gedacht. Für jene Zeit bezeichnender, als die Unverschämtheit des jungen Menschen, ist der Umstand, daß diese Dissertation von der Berliner Fakultät angenommen und Grodek zu ihrer öffentlichen Verteidigung zugelassen wurde. Am 12. März 1850 fand die Verteidigung der Thesen in der Aula der Universität statt, die man des großen Zudranges halber genommen hatte. Grodek mußte sich drei Stunden lang, und u. a. auch gegen einen virum novum et obscurum, rubrum democraticum, verteidigen, bis er der Doktorwürde für würdig erachtet wurde. Im übrigen hatte er schon darin unrecht, daß er die Demokratie als eine neue Form des Wahnsinns bezeichnete. Richtiger wäre es gewesen, wenn er von einer antiqua insaniae forma gesprochen hätte, denn sie ist recht alt, diese Krankheit. Satan war Demokrat, als er sich gegen den Herrn erhob und durch die Vorspiegelung: Ihr werdet wie Gott sein, in der Brust Adams und Evas Hochmut und Neid erweckte, und die Athener litten an derselben Krankheit, als sie den Aristides verbannten und Phokion zwangen, den Giftbecher zu trinken.

Nie aber hat der Wahnsinn eine größere Rolle gespielt als bei der Kommune. An sich wird man schon die Zerstörung von allem, was groß, schön und nützlich ist, als ein Symptom der Verrücktheit erklären dürfen, und unter den Anführern dieser sonderbaren Gesellschaft war die Mehrzahl unzweifelhaft geistesgestört. Lullier, früherer Marineoffizier und dann General der Kommune, war schon 1869 für geisteskrank erklärt worden, als er einen Advokaten in öffentlicher Sitzung geohrfeigt hatte. Bei den Sitzungen der Kom-

mune konnte er in eine derartige Erregung geraten, daß man ihn einsperren mußte. Seine Briefe, die er während seines Prozesses in Versailles an die Gottheit richtete, lassen an seiner Krankheit keinen Zweifel. Flourens forderte die von ihm Verurteilten auf, sich nach eigener Wahl durch Gift oder Dolch den Tod zu geben, und er wollte die sich Weigernden herausfordern und töten. Ferré, der durch sein „flambez finances" berüchtigte Führer der Kommune, schoß mit eigener Hand auf die Opfer, die er hinrichten ließ, und Delescluse, der mit Petroleum arbeitete, war in den letzten Tagen vor Alkohol und Erregung ganz von Sinnen, bis er in voller Raserei auf der Barrikade sein Ende fand. Andere, wie Rastout und Babik, mußten der Irrenanstalt übergeben werden, ein Schicksal, das übrigens schon der gefeierten Heldin der großen Revolution, der Lambertine Théroigne, widerfahren war, die unter dem Zujauchzen der Menge den Sturm auf die Bastille und die Invaliden angeführt und dann als verblödete Geisteskranke in der Salpetrière geendet hatte. Vielleicht entgingen Marat und Anastasius Klotz dem gleichen Schicksale nur durch ihren vorzeitigen Tod. Marat, ursprünglich Arzt, war zweifellos geisteskrank. Er hatte, ehe er seine literarischen Fähigkeiten dem Ami du peuple zuwandte, über Physiologie und physikalische Chemie geschrieben. Lavoisier hatte das Verbrechen begangen, die wissenschaftlichen Erzeugnisse Marats unbeachtet zu lassen, und Marat ließ ihn wegen dieses Verbrechens hinrichten. Anastasius Klotz (Baron Klotz) war ein Fanatiker für materialistische Grundsätze. Er verkündigte die Abschaffung der Religion — des Aberglaubens — und er war es, der 1793 das Fest der Vernunft feiern ließ. Zur Unterstützung seiner Überredsamkeit führte er überall eine Guillotine mit sich, bis er ihr 1794 selber zum Opfer fiel.

Eine wesentliche treibende Kraft in dem Organismus der Masse bildet der Fanatismus, das ist diejenige Leidenschaft, die alles Heil und alle Seligkeit von einer bestimmten religiösen oder politischen Meinung abhängig macht und sich gegen alle feindlich stellt, die damit nicht übereinstimmen. Je abstruser dabei die jeweilige Vorstellung, um so begeisterter ihre Anhänger. Wie Lombroso bemerkt, finden sich für einen theologischen oder metaphysischen Satz 100 Fanatiker, für einen geomotrischen Lehrsatz kein einziger. In dieser Wirkung auf alle unklaren Köpfe liegt die Gefahr der Sekte, jener organisierten Masse, die sich auf Grund falscher Ideen, hohler Deklamationen und mehr oder weniger ver-

rückter Theorien zusammenschließt. Sie verarbeiten das Rohmaterial zum Systeme, und indem sie an Ausdehnung und an Einfluß auf die breite Masse zunehmen, bereiten sie die Stimmung vor. Die Klubs von 1792 gingen der Massenerhebung voraus, und die Nihilisten und Anarchisten unserer Tage verfolgen denselben Weg.

Dabei hat sich von jeher der religiöse Fanatismus als der mächtigste erwiesen. Er wirkt auf den mystischen Zug im Menschen, den wir bei den Degenerierten besonders ausgesprochen finden, und er bemüht sich, einen tiefsinnigen Zusammenhang zwischen Dingen herzustellen, die ihn nicht haben. Der religiöse Fanatiker sieht von allen objektiv sinnlichen Anschauungen und von jeder Prüfung der Begriffe ab, und seine religiöse Überzeugung äußert sich in Fanatismus und Intoleranz. Ohne Intoleranz kein Fanatismus, sie ist seine Zwillingsschwester und er ohne sie undenkbar. Es wäre jedoch ein großer Irrtum, wollten wir beides nur bei religiöser Überzeugung suchen. Der Atheismus hat seine Unduldsamkeit ebenso, wie tiefer religiöser Glaube, die Form ist gleichgültig und in der Tiefe steckt stets derselbe Fetischismus. Der Fanatiker, der Gläubige so gut wie der Ungläubige, beide wollen sie überzeugen oder töten. So ist es von je gewesen und so wird es voraussichtlich auch ferner sein, obwohl der religiöse Fanatismus, der früher die Welt mit Hader und Streit erfüllte und die Massen zu den blutigsten Ausschreitungen entflammte, anscheinend an Kraft verloren hat.

Im übrigen ist der Fanatismus durchaus nicht auf diese Art von Vorstellungen beschränkt. Auch der Philister ist nicht frei davon, und wir begegnen im Leben oft genug Fanatikern der Naturheilmethode, des Wollregimes und der Wassergüsse, bis zu der neuesten Modeform, der Alkoholabstinenz. Überall ist es der *eine* Gedanke, der alles beherrscht und erfüllt und der, überwertig geworden, keinen andern Herrscher neben sich duldet.

Es würde nicht ohne Interesse sein, das Verhalten der verschiedenen Völker in Beziehung auf ihre Neigung zum Fanatismus einer Untersuchung zu unterziehen, aller Wahrscheinlichkeit nach würden wir auf überraschende Unterschiede stoßen.

Die leitenden Völker des klassischen Altertums, die Römer und Griechen, waren sicherlich nicht fanatisch, während sich nicht das gleiche von den Juden behaupten läßt.

Unter den romanischen Völkern neigt der Spanier in hervorragendem Maße zum Fanatismus, und in Spanien feierte die Inquisition ihre blutigsten Orgien, während sie in Italien trotz aller

Bemühungen nie rechten Fuß fassen konnte. Die germanischen Völker wird man im allgemeinen ebenso von Fanatismus freisprechen können, wie man die slawischen und hier wieder besonders die Russen als schwer belastet bezeichnen muß.

Die Volksseele des Russen bietet uns überhaupt eine Kette von Rätseln, und es bedarf schon einer genauen Kenntnis ihrer Literatur, um sich einigermaßen darin zurechtzufinden und Erscheinungen zu begreifen, wie sie uns etwa in Tolstoi entgegentreten. So wird uns erst durch die vortrefflichen Memoiren Krapotkins ein Einblick in die revolutionäre Bewegung Rußlands ermöglicht, und man begreift, wie der bessere Teil des Volkes, und hier wieder vor allem die wirklich Gebildeten und denen das Wohl des Landes am Herzen liegt, mit Naturnotwendigkeit zum Nihilismus kommen müssen, in dem wir eine höhere Art der Anschauung zu erblicken haben.

Bei der unglaublichen Versumpfung des russischen Staatslebens bleibt der beherrschten Masse nur der Appell an die Gewalt, und wenn es auch unzweifelhaft Fanatismus ist, der dem Nihilisten die Bombe in die Hand drückt, so hebt ihn doch das Unglück des Vaterlandes weit über die Beurteilung des Anarchisten hinaus, und man wird ihm zum mindesten die mildernden Umstände einer edeln Absicht zugestehen müssen.

Überhaupt ist der Slawe leicht zum Fanatismus geneigt, und zumal für den religiösen Fanatismus finden wir in dem russischen Sektenwesen die besten Beispiele. Der kaiserliche Hofrat Loewenstimm hat uns hierüber in verschiedenen Veröffentlichungen (Aberglaube und Strafrecht, Der Fanatismus als Quelle der Verbrechen) aktenmäßiges Material vorgelegt, das wohl dazu angetan ist, uns mit Entsetzen zu erfüllen. So lehrt die Sekte der „Wanderer" unter anderm, daß man weder Haus noch Heim besitzen und keine Abgaben bezahlen dürfe. Bei Gelegenheit einer Volkszählung im Jahre 1897 beschloß der Bauer Koweleff, sich und die Seinen der verhaßten Maßregel durch den Tod zu entziehen, und es begann eine Reihe von Selbstmorden. Koweleff mußte die Gräber graben, in denen sich seine Angehörigen bei lebendigem Leibe begraben ließen. Sie legten sich ruhig in das Grab, einer neben den andern, und während die Schollen auf sie herabfielen, sprachen ihre zitternden Lippen das Sterbegebet. So begrub Koweleff innerhalb sechs Wochen fünfundzwanzig Personen, und er sah, wie seine Mutter, seine junge Frau mit den kleinen Kindern auf dem Arme, endlich mehrere Nonnen in den Keller unter seinem Hause, wo er die Gräber

gegraben hatte, herunterstiegen. Er selbst wollte mit ihnen sterben, aber man zwang ihn, draußen zu bleiben, um die Öffnungen zu vermauern, und so blieb er allein auf der Welt, nachdem er alles verloren hatte, was ihm teuer war.

Noch ärger trieb es die Sekte der Verneiner, nach deren Meinung der Böse alles Gute auf Erden verdorben hat. 1827 beschlossen sechzig dieser Sektierer, darunter ganze Familien, zu sterben. An dem bestimmten Tage begann ein fürchterliches Morden. Die Männer gingen von Haus zu Haus und erschlugen gegenseitig Weib und Kind. Sie kamen dann in einer Scheune zusammen und legten freiwillig ihre Häupter auf den Block, und auf diese Weise verloren fünfunddreißig Menschen an einem Tage ihr Leben.

Ähnliche Beispiele liefern uns die gerichtlichen Verhandlungen gegen die Sekte der Geißler und mehr noch gegen die der Skopzen oder Eunuchen, jener verschrobenen Fanatiker, die nicht nur den Asketismus als Dogma aufstellen, sondern auch in der Verstümmelung von Mann und Weib ein radikales Mittel dafür ausfindig machten. Das schauderhafteste Mittel für die Propaganda ist die Verstümmelung von Kindern, und auf Grund zahlreicher Prozesse gegen die Skopzen hält sich Loewenstimm zu dem Schlusse berechtigt, daß unter allen fanatischen Sekten in Rußland die der Skopzen die gefährlichste sei. Wenn bei den Verneinern nach vielen Jahren wieder einmal ein Massenmord geschehe, dann sei das ganze Land empört und die Schuldigen treffe stets das Schwert des Gesetzes. Durch die Skopzen aber würden jedes Jahr Hunderte von Menschen verstümmelt, und nur selten ereile die gerechte Strafe die Verbrecher. Diesen widerlichen und dem gewöhnlichen Menschenverstande geradezu unverständlichen Auswüchsen gegenüber wird es schwer, an die geistige Gesundheit der Betreffenden zu glauben, und wir müssen uns immer wieder und wieder vorhalten, daß das für uns Unbegreifliche nicht schon deshalb allein in das Gebiet des Wahnsinns falle, weil es für uns unfaßbar ist, und daß nicht nur Geisteskranke allein sonderbare Dinge und unbegreifliche Handlungen begehen.

Daß es aber auch noch in unseren Tagen an andern Orten als in Rußland zu Taten kommen kann, die den blutigsten Zeiten der Religionskriege an Scheußlichkeit nicht nachstehen, dafür möchte ich noch ein Beispiel anführen.

1857 war eine größere Karawane von Auswanderern unweit des Salzsees von Indianern überfallen und mit Kind und Kegel

niedergemetzelt und skalpiert worden. So hieß es wenigstens, so hatten es die Mormonen verbreitet, und so war es den Indianern auf das Kerbholz geschrieben und mit Zinsen heimgezahlt worden. Allmählich aber verbreitete sich das Gerücht, daß jene Mordtat nicht von den wilden Indianern, sondern von den Mormonen, den Heiligen vom Jüngsten Tage selber, verübt worden sei, und zwar hatten sie dieses grausige Verbrechen auf Anstiften und unter der Leitung ihrer Führer Brigham Young und Bischof Lee ausgeführt, um ihre heilige Stadt vor jeder profanen Berührung zu bewahren, und das entsetzlichste dabei war, daß sie sich den unglückseligen Auswanderern als Führer und Retter angeboten und die Ahnungslosen an einen einsamen Ort geführt hatten, wo sie den Überfall ohne jede Gefahr der Entdeckung ausführen konnten. Der Prozeß gegen die Mörder zog sich lange hin, und erst 1874 fand das Verbrechen insofern eine Sühne, als wenigstens der Bischof Lee gehängt wurde, während sich Brigham Young der irdischen Gerechtigkeit durch einen natürlichen Tod entzogen hatte. Zu einer solchen geradezu unfaßbaren Umwertung aller moralischen Begriffe und humanen Empfindungen konnte der religiöse Fanatismus die Heiligen des Salzsees bringen, die an sich keineswegs roh und ungebildet waren.

Jener Ausfall an religiösem Fanatismus, auf den ich vorhin hingewiesen, dürfte indes durch ein Ansteigen des politischen und sozialen reichlich aufgewogen werden. Es hat den Anschein, als ob sich die jeweilige Menge der zu einer Zeit vorhandenen Torheit stets gleich bliebe und nur in der Form ein Wechsel einträte. Für religiöse Empfindungen ist in unsrer Zeit kein rechter Boden mehr. Da es aber ohne Illusionen nicht geht und jene immanente Menge von Torheit sich nun einmal geltend machen muß, so äußert sie sich in der Form des politischen Fanatismus, und dies hauptsächlich wohl deshalb, weil er zurzeit die einzig mögliche Illusion ist.

Wir stoßen hier auf die gleiche Abweisung jeder Belehrung und auf das unablässige Streben, dem Andersdenkenden die eigne Überzeugung aufzudrängen. Je enger der Kreis der Gedanken, um so gesteigerter das Selbstgefühl dessen, der sich in diesem engen Kreise bewegt, um so größer die Hartnäckigkeit und der Drang nach äußerer Betätigung, die sich besonders zur Zeit einer Verfolgung zur Exaltation steigern. Der Fanatiker wird alsdann zum politischen Märtyrer, und darin liegt eine Gefahr, die man bei der Behandlung dieser Auswüchse wohl beherzigen sollte. Denn gerade

diese Aussicht auf ein Märtyrertum und die damit verbundene Öffentlichkeit durch die Presse üben eine besondere Anziehungskraft auf alle antisozialen und verkommenen Elemente aus.

Lombroso trifft offenbar das Richtige, wenn er darauf hinweist, daß es überall Leute gebe, die ein Faible für das Märtyrertum hätten und ihre Lust darin fänden, als Verfolgte und Opfer der Gewalt zu erscheinen. Unter den politischen Parteien wählen sie die, welche die meisten Gefahren versprechen, wie gewisse Touristen diejenigen Berge, wo die Abgründe am tiefsten und die Felsen am steilsten sind. Auf diese Menschen wirke der Anarchismus als Reiz ein, weil er für sie Reklame mache, und nichts sei gefährlicher, als die Phantasie dieser Menschen durch den Leichnam eines hingerichteten Genossen zu erregen. Sie sinken dann zu gemeinen Verbrechen herab und schrecken vor keinem Mittel zurück, das zur Erreichung ihres Zweckes führt. In ihrem Fanatismus erblicken sie in der Abschlachtung harmloser Opfer die Erfüllung einer heiligen Pflicht, und nichts ist gefährlicher als ein großer Gedanke in einem kleinen Kopfe.

In gleicher Weise, wie sich das Verbrechen der Masse von dem Verbrechen des Einzelnen unterscheidet, wird auch die strafrechtliche Beurteilung eine andere sein. Schon Tacitus bemerkt, daß einen zu bestrafen leicht, viele dagegen schwer sei, und dem Verbrecher der Masse daher oft Straflosigkeit zuteil werde, und Napoleon äußert sich darüber: que les crîmes collectifs n'engagent à rien. Man wird bei der Beurteilung der Schwere des Vergehens zunächst damit zu rechnen haben, daß hier der anthropologische und soziale Faktor, und damit die Schuld, verschieden sind. Meist wird man nur die Absicht zu berücksichtigen haben und nicht die Tat, und bei einer ehrenhaften Absicht für die Tat vieles in Abzug zu bringen haben (Lynchjustiz). Eine ganz besondere Beachtung verdient das milieu social der Schuldigen, und da man dieses nicht bestrafen kann, wird man dem Täter seinen Anteil abziehen und ihm mildernde Umstände zuerkennen müssen. Auf die Gefahren der Presse und des politischen Märtyrertums ist schon hingewiesen worden, und wenn es möglich wäre, die politischen Verbrecher, je nachdem, ohne Sang und Klang in die Gefängnisse oder Irrenanstalten abzuführen, oder wenn man sie, wie es Lombroso für die Anarchisten vorschlägt, kurzerhand wie tolle Hunde totschlagen dürfte, dann würde wahrscheinlich manches besser werden. Daß man bei Volksaufständen weit zweckmäßiger handeln würde, wenn

man den mechanischen und psychologischen Verhältnissen der Masse Rechnung trüge, und mehr auf ihre rege Zirkulation, als auf ihre Absperrung bedacht wäre, sei nebenbei bemerkt.

Einen wirksamen Schutz gegen den Ansturm der Masse kann nur das feste Zusammenstehen der staatserhaltenden Kräfte abgeben, und wehe dem Staate und der Zivilisation, wenn sie hierin versagen oder gar im vollsten Unverständnisse der hier geltenden Gesetze mit ihr kokettieren.

Selbstmord.

Unter allen Trieben, die uns die schaffende Natur in die Wiege gelegt und auf den Lebensweg mitgegeben hat, steht der Selbsterhaltungstrieb, die Lust zum Leben, obenan. Er ist stark genug, uns sogar an ein Leben von Krankheit und Elend zu fesseln, und der Gesetzgeber läßt in richtiger Erwägung dieses übermächtigen Triebes die Vernichtung eines fremden Lebens ungestraft, wenn sie in der Verteidigung des eigenen geschieht. Um so mehr mußte der Selbstmord, die Vernichtung des eigenen Lebens, die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Insofern, als er sich über die angeborene Lust zum Leben hinwegsetzt, mußte man in ihm das Zeichen eines abnormen Geistes sehen, und der französische Irrenarzt Esquirol erklärte alle Selbstmörder ohne weiteres für geisteskrank. Diese Annahme Esquirols war nun ebenso einfach wie falsch, da die Motive des Selbstmordes durchaus nicht nur auf der Seite der geistigen Minderwertigkeit zu liegen brauchen. Im Grunde ist er das Ergebnis einer mathematischen Gleichung, die sich je nach dem Verhältnisse des Selbsterhaltungstriebes zu den Motiven sehr verschieden gestalten wird. Wir sehen, wie er sich bei ein und demselben Volke zu verschiedenen Zeiten und unter veränderten Umständen in weiten Grenzen bewegen kann, und zumal in Zeitläufen, wo das menschliche Leben an sich nur einen geringen Wert hat, die Zahl der Selbstmorde bedeutend ansteigt.

Im Alten Testamente ist von Selbstmorden kaum die Rede, und ihre Zahl wird im Laufe von vier Jahrtausenden auf kaum mehr als auf 8—10 angegeben. Im Mittelalter, im 12. und 13. Jahrhundert, stoßen wir überall auf eine außerordentliche Zunahme

des Selbstmordes, und zwar sind es die Juden, die den andern Nationen vorangehen, deren Leben aber durch die überall ortsüblichen Judenverfolgungen ohnehin äußerst gering im Werte stand. Zu Zeiten, wo die Köpfe der Menschen nur noch lose auf ihren Schultern sitzen, steigt die Zahl der Selbstmorde. Die Philosophen der römischen Kaiserzeit bemühten sich mit der ganzen Kraft ihrer Beredsamkeit sein Lob zu singen, und sie bewiesen die Richtigkeit ihrer Ausführungen zum Teil mit der Tat, und ebenso wurde zur Zeit der französischen Revolution der Selbstmord salonfähig. Die Mitglieder der Gironde suchten auch hierin ihren Vorbildern, den römischen Freiheitshelden, nachzustreben und zu den alten heidnischen Theorien zurückzukehren, wo, wie in den Tagen der Kleopatra, in einer besonderen Akademie zu Alexandria, dem Synapothanumenon, Vorträge über den Selbstmord und die Mittel gehalten wurden, wie man sich am besten um das Leben bringe.

Wie gegen viele andere heidnische Gebräuche war das Christentum unter der Führung des heiligen Augustinus auch gegen den Selbstmord angegangen, und verschiedene Konzilien (Conc. Bracarense und Arelatense) hatten sich dagegen erklärt. Da aber auch im Christentum Theorie und Praxis nicht immer überall Hand in Hand gingen, und dies zumal im Punkte der christlichen Nächstenliebe so wenig der Fall war, daß es zu den blutigsten Verfolgungen Andersgläubiger kommen konnte, von denen ich hier nur die Judenverfolgungen anführe, so hat sich auch das Christentum stets ohnmächtig erwiesen, den Selbstmord aus der Welt zu schaffen, und es hat vielmehr den Anschein, als ob die Zahl der Selbstmorde mit der Zunahme der Kultur nicht abgenommen, wohl aber zugenommen hätte. Allerdings ist diese Frage schwierig zu entscheiden, und so massenhaftes Material uns hierüber vorliegt, so unzuverlässig erweist es sich, da selbst die beste Statistik nur einen Teil der wirklichen Selbstmorde enthalten wird. Die meisten Fälle (Vergiften) entziehen sich von vornherein der Beobachtung, ein anderer Teil wird von den Angehörigen verheimlicht oder doch die näheren Umstände und die Ursachen unrichtig angegeben. Daher ist die Selbstmordstatistik zurzeit nicht viel mehr, als die jeweilige Rechnungsablage über die Zahl der Unglücklichen, die in dem aufreibenden Kampfe ums Dasein zu dem Entschlusse einer jähen Selbstvernichtung gelangt sind, sei es nun, daß das Maß des Elendes zu groß, oder die Kraft zu klein war, dieses Elend zu ertragen.

Es gibt weich gesinnte, träumerische und melancholische Naturen, die im Augenblicke von einer solchen Mutlosigkeit ergriffen werden, daß sie den Tod suchen, und oft genügt die einfache Steigerung dieser gewohnten Seelenzustände, um die Last des Lebens abzuschütteln. Es hat sogar den Anschein, als ob dies in dem Maße zunehme, wie sich anderseits das Bestreben nach einer Verlängerung des Lebens in einer rastlos fortschreitenden Hygiene geltend macht und sich ihre dahin gehenden Maßregeln vervollkommnen.

Man hat nun versucht, die unzulänglichen Angaben der Statistik durch die eigenen Aufzeichnungen der Selbstmörder zu ergänzen und zu berichtigen, und verschiedene Forscher haben die hinterlassenen Schriftstücke von Selbstmördern daraufhin einer Untersuchung unterzogen. So hat u. a. der Pariser Irrenarzt Brierre de Boismont die Briefe und Aufzeichnungen von 1857 Selbstmördern zusammengestellt, um auf diese Weise einen Einblick in ihre letzten Gesinnungen zu gewinnen. Aber auch hier erweisen sich Eitelkeit und Rachsucht oft stärker als die Majestät des Todes, und ein Teil der Selbstmörder wird durch sie zu Angaben von Gründen bestimmt, die sich als durchaus unwahr erweisen; sie lügen bis in den Tod und darüber hinaus. Viele von diesen hinterlassenen Schriften waren mit voller Klarheit abgefaßt und bei vollem Bewußtsein dessen geschrieben, was die Verfasser vorhatten, und sie beweisen wenigstens, daß man sich den Tod auch bei vollem Bewußtsein geben kann. Andere unterlagen dem Drucke der Verhältnisse oder ihrer Krankheit, und während die einen ihr Begräbnis und ihre anderen Angelegenheiten auf das sorgfältigste anordnen, ist dies den andern offenbar gleichgültig. Unvergeßlich werden mir die Verse bleiben, die sich in dem Rocke eines Selbstmörders fanden, bei dem niemand eine solche Tat vermutet hatte, und die offenbar unmittelbar vor seinem Tode geschrieben waren:

Immer enger wird mein Denken,
Immer blinder wird mein Blick,
Mehr und mehr erfüllt sich täglich
Mein entsetzliches Geschick.

Kraftlos schlepp' ich mich durchs Leben,
Aller Lebenslust beraubt,
Habe keinen, der die Größe
Meines Elends kennt und glaubt.

Doch mein Tod wird euch beweisen,
Daß ich Jahre, Jahre lang
An des Grabes Rand gewandelt,
Bis es jählings mich verschlang.

Im übrigen ergab sich eine große Verschiedenheit in der Art der Ausführung und in der Klarheit und dem Mute, womit die Tat vollbracht wurde. Oft waren es die kleinsten Veranlassungen, die den entscheidenden Schritt auslösten, und hin und wieder stößt man auf einen geradezu widerwärtigen Zynismus, womit der Selbstmörder seine Handlung zu begründen sucht. Ein junges Ehepaar, das bis dahin in Saus und Braus gelebt und nie um den andern Tag gesorgt hatte, sah sich plötzlich vis à vis de rien. Rasch entschlossen legten sie sich in vollem Hochzeitsanzuge, er in Frack und Lackstiefeln, sie im ausgeschnittenen Kleide, auf das Bett und gaben sich gleichzeitig mit dem Revolver den Tod. Kurz vorher hatte er einem Gläubiger geschrieben, daß er leider seinen Verpflichtungen nicht nachkommen könne:

Denn störend hier wie überall,
Wirkt der eigene Todesfall.

Diese Art der Pose ist sonst eine Besonderheit der Hysterischen, die jede Verstümmelung nach Möglichkeit meiden und daher gerne zum Gift greifen, während der Melancholiker meist im Affekte handelt und in der Wahl seines Mittels wenig wählerisch ist. Aber auch die Wahl des Mittels gibt uns keine sicheren Anhaltspunkte, um hieraus den Schluß auf eine Geistesstörung zu machen. Wohl wird die Wahrscheinlichkeit um so größer, je ungewohnter, grausamer und schmerzhafter die gewählte Art ist, aber oft hat der Selbstmörder gerade kein anderes Mittel zur Hand und die Notlage läßt ihn zu dem absonderlichsten greifen. Die römischen Schriftsteller berichten von einem Germanen, der in der Arena mit wilden Tieren kämpfen sollte. Er läßt sich vorher auf den Abort führen und gibt sich den Tod, indem er sich die Abortbürste in den Hals steckt. Ein Arbeiter in Leeds kommt abends in eine Kneipe und setzt sich ruhig an den Ofen, wo er sich mit der Kohlenzange zu tun macht. Als er diese glühend gemacht, steckt er sie in aller Ruhe in den Hals, und ganz ähnlich verfuhr ein englischer Admiral, der in Falmouth mit seiner Frau längere Zeit am Kamin saß, dann plötzlich die glühende Kohlenzange ergriff und sie sich in den Leib stieß. Aus naheliegenden Gründen wird der Selbstmörder mit Vorliebe zu dem Mittel seines Metiers greifen. Der Mann erhängt oder erschießt sich, oder er schneidet sich den Hals ab, die Frau ertränkt und vergiftet sich, oder sie stürzt sich aus dem Fenster. Dienstmädchen, Ärzte und Apotheker greifen zum Gift, 67% der Selbstmörder beim Militär bedienten sich der Schußwaffe, und der Anarchist Lingg,

der 1887 in Chikago zum Tode verurteilt wurde, entzog sich dem Urteile, indem er eine Dynamitpatrone in den Mund nahm und anzündete. Ein Hutmacher stürzte sich einen engen Seidenhut über das Gesicht und erstickte, und ein junger Mediziner, dem das genommene Morphium zu langsam wirkte, versuchte sich das Herz herauszunehmen. Man findet ihn tot und auf dem Tische die blutüberströmten pathologischen Beobachtungen, die er bis zu seinem letzten Augenblicke fortgesetzt hatte.

Daß eine Veranlagung zum Selbstmorde vorliegt, ist bekannt, und in manchen Familien liegt die Neigung so nahe unter der Oberfläche, daß ein Teil ihrer Mitglieder ihrem Leben mit eigener Hand ein Ende macht. Ich konnte einzelne dieser Familien bis in die dritte Generation verfolgen und bei ihnen die Beobachtung machen, wie der Selbstmord ganz plötzlich und wie aus heiterem Himmel einsetzte. Auch über die Gefahr der Ansteckung liegen zahlreiche Beobachtungen vor, von den Mädchen von Milet bis zu der Tour St. Jacques in Paris, die im Jahre 1772 geschlossen werden mußte, um den fast täglichen Selbstmorden durch Herabspringen von dem Turme ein Ende zu machen. Aus gleichem Grunde mußte der Gouverneur des Hôtel des Invalides in Paris die Türe eines dunklen Durchganges zumauern lassen, da sich in kurzer Zeit 13 Invalide dort aufgehängt hatten.

Selbstverständlich wird sich die Macht der Ansteckung dort am stärksten erweisen, wo sich die meiste Veranlagung findet, und das ist in den Irrenanstalten der Fall. Hier gehen täglich Dutzende mit dem Gedanken um, sich das Leben zu nehmen. Noch schwanken sie zwischen dem krankhaften Triebe und der angeborenen Liebe zum Leben, kommt aber dann ein Fall gelungenen Selbstmordes zu ihrer Kenntnis, dann siegt der Trieb, und man kann sich mit Sicherheit auf neue Versuche gefaßt machen. In dieser Weise wirkt auch die Presse nachteilig ein, indem sie durch eine möglichst ausführliche Schilderung interessanter Fälle die Aufmerksamkeit aller Selbstmordkandidaten auf sich zieht und sie dadurch zum Selbstmorde anregt. Diese sogenannte Duplizität der Fälle ist ebenso bekannt wie gefürchtet. Im Juli 1885 erschoß sich in Cattaro ein Artillerieleutnant, indem er sich vor eine Kanone stellte, und bald machte ihm dieses ein Unteroffizier nach, und selbst Matteo di Casale, der sich selber ans Kreuz schlug, fand seine Nachahmer.

Wie schon bemerkt, weist unser Wissen über den Selbstmord noch große Lücken auf, und dies gilt zumal für den Anteil, den

man den Geisteskranken dabei anzuweisen hat. Die neueste Statistik der Selbstmorde in Preußen gibt für das letzte Berichtsjahr (1903) 7470 Fälle an (5878 Männer, 1592 Frauen). Von diesen war bei 25% der Männer und bei 18% der Frauen ein Grund zur Tat überhaupt nicht zu ermitteln, und von den übrigen hatten wiederum 25% der Männer und nahezu die Hälfte der Frauen (44,7%) den Selbstmord im Zustande der Geistesstörung verübt. Eine große Rolle spielt selbstverständlich der Alkohol, und mancher Trinker sucht und findet seinen Tod im Rausche oder im Alkoholdelirium. Die Statistik ist auch hier die gefällige Dienerin dessen, der sich ihrer zu bedienen weiß, und die grimmigen Gegner jedes Alkoholgenusses tragen ihm einen tüchtigen Posten in sein Schuldbuch ein. Hier wird eine gewisse Vorsicht am Platze sein, und das gleiche gilt nicht minder für eine Zusammenstellung, die Ferrero über das Verhältnis der Selbstmorde aus Liebesschmerz gemacht hat. Nach ihm kommen in Frankreich auf 50 Ehemänner, die sich aus Kummer darüber das Leben genommen hatten, daß ihre Frauen sie verlassen, und auf 41 Witwer, die dies wegen des Todes ihrer Gatten getan, nur 14 Frauen, die wegen Verlassen und Tod des Gatten Hand an ihr Leben gelegt hatten. Für Frankreich und französische Ehegatten dürfte sich hieraus der auch sonst wohl nicht anzuzweifelnde Schluß ergeben, daß wir Männer von der Liebe tiefer ergriffen werden, und wir, wie Heine bei dem Anhören des „Fliegenden Holländers“ bemerkt, durch die Frauen im günstigsten Falle zugrunde gehen.

Eine besondere Erwägung verdienen die Schülerselbstmorde. Eulenburg konnte aus den 24 Jahren 1880—1903 nicht weniger als 1152 Fälle zusammenstellen und darunter 873 unter 15 Jahren. Um so weniger in diesem Alter äußere Schädlichkeiten auf die Psyche des Kindes eingewirkt haben, um so höher werden wir den Anteil der inneren Motive einzuschätzen haben. Erbliche Anlage und fehlerhafte Erziehung treten uns hier in erster Linie entgegen. Eulenburg hat sicherlich recht, wenn er in der Abschätzung der Frage, ob dem Hause oder der Schule die größere Schuld an den Schülerselbstmorden beizumessen sei, die Wagschale tief zuungunsten des Hauses herabsinken läßt. Gewiß sei die Schule von Schuld nicht freizusprechen, wenn auch das Anstoßgebende mehr in der ungeeigneten Persönlichkeit einzelner Lehrer, als in der Schule selbst zu suchen sei. Es könne nicht die Aufgabe der Lehranstalt sein, dem Hause die eigentliche erzieherische Pflicht abzunehmen.

In viel zu zahlreichen Fällen zeige sich das Haus dieser Aufgabe nicht gewachsen. Und das ist in der Tat der Fall. Die Kinder kommen bereits minderwertig in die Schule, und sie gehen an dem ersten Konflikte zugrunde, dem sie nicht gewachsen sind. Ein allzu großes Vertrauen auf ihre Zukunft würden wir daher nicht hegen dürfen, da kaum zu erwarten wäre, daß sie den Stürmen des Lebens standgehalten hätten, die später in noch ganz anderer Weise auf sie eingedrungen wären.

Der Vollständigkeit halber füge ich zum Schlusse bei, daß der Selbstmord, felo de se, früher mit weltlichen und geistlichen Strafen belegt und dem Morde gleich erachtet wurde. Diese harten Strafen haben einer anderen Auffassung weichen müssen, während wir in unserer Therapie nicht wesentlich über die des heiligen Chrysostomus hinausgekommen sind, der folgende drei Mittel dagegen empfiehlt:

Erstens: sich der Traurigkeit nicht mit Neigung zu überlassen.

Zweitens: sich mit einer Familie zu umgeben.

Drittens: einen Beruf auszuüben.

Königsmörder.

Wenn man schon bei dem gewöhnlichen Mörder eine individuelle und überdies abnorme Anlage zu finden glaubte, ohne die er nicht zum Mörder geworden wäre, so muß diese Annahme in einem weit höheren Maße bei einer besonderen Klasse von Mördern gelten, die man als Königsmörder zu bezeichnen pflegt. Nicht als ob das Opfer in jedem Falle ein König sein müßte, das ist nicht der Fall, und unter 197 Attentaten, die in den Jahren 1800—1900 zur Ausführung kamen, und die von 155 Personen in 89 Fällen den Tod des Opfers zur Folge hatten, zählen wir 9 Präsidenten von Republiken, 2 Könige, 1 Kaiser, 2 Fürsten, 1 Sultan und 1 Schah. Immerhin aber war das Attentat gegen Personen gerichtet, die an der Spitze eines Staates standen oder sonst eine hervorragende politische Stellung einnahmen und bei denen die gewöhnlichen Motive eines Mordes nicht in Betracht kamen, denn von diesen, von Raub und Rache, kann hier wohl kaum die Rede sein. In weitaus den meisten Fällen haben die Mörder ihr Opfer nie gesehen,

dieses Opfer weiß nichts von ihrer Existenz und hat dem Mörder wissentlich nie etwas zuleide getan. Und ebensowenig kommt das Motiv des Gewinns in Betracht. Denn als einziger und sicherer Gewinn erwarten den Mörder Gefängnis und der eigene Tod, der allerdings auch den Erfolg bedingt, und schon zu Zeiten Friedrichs II. und Ezzelinos stoßen wir auf das geflügelte Wort: „wer sterben will, ist Herr über das Leben des Königs". Dieser Art waren die Assassinen, jene unheimlichen Gesellen, die der Alte vom Berge auf die Fährten der von ihm dem Tode Geweihten setzte und die nach Art der Bluthunde unentwegt und unermüdlich den Spuren ihres Opfers von Land zu Land und über Berg und Tal folgten, trotzend dem Hunger und der Not, der Kälte und selbst dem Tode, bis das Wild zu ihren Füßen lag. Solch ein nachgeborener Assassine war auch Louvel, der den Herzog von Berri, den Sohn des Grafen von Artois, des späteren Karl X. von Frankreich, am 13. Februar 1820 in Paris nach der Oper erstach. Louvel war 1783 in Versailles geboren. Seines Zeichens Sattlergeselle, war er im übrigen ein enragierter Bonapartist und Fanatiker. Nachdem er im Jahre 1814 den Vorsatz gefaßt, die Bourbonen auszurotten, hatte er von diesem Vorhaben nicht abgelassen, und ohne Unterbrechung war er seitdem ihren Spuren wie ein Schatten gefolgt. Er war ihnen auf die Jagd, ins Theater und selbst in die Kirche nachgegangen, unablässig auf die Gelegenheit spähend und wartend, ihnen sein Messer in die Brust zu stoßen, und als er dies getan, gesteht er alles ruhig ein und geht mit dem Bewußtsein in den Tod, eine gute Tat getan zu haben.

Wenn nun jene Motive bei der Erklärung dieser Handlungen ausfallen, werden wir uns nach andern umsehen und bei dem Mangel an äußeren auf die inneren (endogenen) zurückgreifen müssen. Der Königsmörder wird uns demnach von vornherein als ein absonderliches Individuum entgegentreten, das an sich aus dem Rahmen des gewöhnlichen Mörders heraustritt, und bei dem eine Reihe von gemeinsamen Zügen auf eine gewisse innere Verwandtschaft hinweist.

Und das ist in der Tat der Fall.

Allerdings werden wir, ebenso wie wir soeben den Begriff des Königsmörders erweitert haben, hier eine Einschränkung vornehmen müssen. Nicht jeder, der ein Attentat auf einen König verübt hat, ist deshalb ein Königsmörder, zum wenigsten kein Königsmörder im engeren Sinne, und eine Reihe von ihnen fällt

ohne weiteres aus. Dies gilt zunächst für die sogenannten falschen Königsmörder, d. h. für solche Individuen, die das Attentat lediglich zu dem Zwecke verüben, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und die Behörden zu zwingen, sich mit ihnen zu beschäftigen. Dieser Art waren die Attentate Mariottis gegen den Präsidenten Freicinet, des Eugène Marie François auf den Präsidenten Felix Faure im Juli 1896, von Oliva y Mancuo 1878 auf den König Alfons von Spanien.

François war ein an Verfolgungswahn leidender Weltverbesserer, unpraktisch und zu nichts zu gebrauchen, der auf den Präsidenten einen blinden Schuß abgab, um auf diese Weise den Präsidenten zu zwingen, sich mit ihm über die Gründe seiner Entlassung auseinanderzusetzen. Ähnliche Motive hatten Mancuo und Mariotti geleitet, und ihnen allen lag die Absicht des Mordes fern. Sie, wie so viele ihresgleichen, waren Quärulanten, mehr oder minder Geisteskranke, deren Rechtsgefühl in irgend einer Weise verletzt wurde, und die nun mit der ganzen Wucht ihres krankhaft gesteigerten Selbstgefühls in die Verteidigung ihres vermeintlichen Rechtes eintraten. Jede neue Abweisung führt sie zu neuer Betätigung ihrer Kampfeslust, bis sie endlich zu diesem drastischen Mittel greifen, das sie wenigstens dem einen Ziele näher bringt, daß sich nämlich das Gericht mit ihnen und ihrem vermeintlichen Rechte befassen muß. Bei anderen ist das Motiv, wenn auch in gleicher Weise von krankhafter, so doch in seiner Begründung von verschiedener Natur. So schoß Hadfield am 15. Mai 1800 im Drury Lane Theater auf den König von England, um für diese seine Tat mit dem Tode bestraft zu werden. Er war als Soldat in der Schlacht von Lincelles schwer am Kopfe verwundet worden und infolgedessen periodisch geisteskrank. In diesem Zustande war er des Lebens müde, und er beging die Handlung, weil er dadurch sein Ziel erreicht und sein Leben verwirkt habe, ohne die Sünde des Selbstmordes auf sich zu laden. Nach der damals in England gültigen Rechtspflege, und weil er seines Verstandes und seiner Erinnerung nicht vollständig beraubt war, sollte der arme Teufel gehängt werden, und es bedurfte der ganzen Beredsamkeit Erskines, um die Freisprechung eines Mannes zu erwirken, dessen Geistesgestörtheit niemand bezweifelte.

In diesen und ähnlichen Fällen hatte der Attentäter gar nicht die Absicht, einen Mord zu begehen, und selbst wenn die von ihm gewählte Person ein Herrscher und dieser Herrscher seiner Hand-

lung zum Opfer gefallen wäre, so würde man eigentlich nicht von einem Königsmörder reden können. Aber auch von den wahren Königsmördern, d. h. von denen, die ihr Attentat mit Absicht und Überlegung verübten, werden wir wiederum einen Teil von vornherein aus unserer Betrachtung auszuscheiden haben, und zwar sind dies die unzweifelhaft Geisteskranken. Mehr oder minder von zweifelhafter Geistesbeschaffenheit sind sie ja wohl alle, und wir begegnen fast überall der für uns Irrenärzte nicht gerade erfreulichen Erscheinung, daß sich die Anschauungen der Sachverständigen widersprechen und ein Teil auch da Geistesstörung vermutet, wo dies nach der Überzeugung der anderen nicht der Fall ist. Immerhin aber tritt die Geistesstörung des Täters in einer Anzahl von Fällen so deutlich hervor, daß daran nicht zu zweifeln und der Täter für seine Tat nicht verantwortlich zu machen ist. Wenn Margarete Nicolson einen Mordversuch auf Georg III. von England verübt (1786), weil die Krone ihr gehöre, und Roderic Mc. Lean die Königin Viktoria töten will (1882), weil ihn das englische Volk hasse und verspotte, so lag ihre Geistesstörung ebenso offen zutage, wie dies bei Anna Neil der Fall war, die wegen vermeintlicher Benachteiligung an dem Präsidenten Johnson Rache nehmen wollte, oder bei John Bellingham, der den ersten Lordschatzmeister Spencer Perçival 1812 deshalb erschießt, weil seine vermeintlichen Ansprüche eine Zurückweisung erfahren hatten. Wenn er trotzdem, und obwohl niemand an seiner Geistesstörung zweifelte, hingerichtet wurde, so geschah dies in Übereinstimmung mit den damals gültigen englischen Rechtsanschauungen, weil er Gutes von Bösem unterscheiden konnte und wußte, daß er ein Verbrechen begangen hatte. Hingerichtet wurde auch Abbé Verger, der am 3. Januar 1857 in der Kirche St. Etienne du Mont zu Paris den Erzbischof Siebour erstochen hatte. Verger hatte, als er den Bischof erdolchte, gerufen: „keine Göttinnen mehr, nieder mit den Göttinnen". Offenbar hatte ihm das Dogma von der unbefleckten Empfängnis den Rest gegeben. Er hatte gegen dieses Dogma, den Papst und den Erzbischof Pamphlete geschrieben und durch sein Vorgehen seine Vorgesetzten gezwungen, ihn zu exkommunizieren. Zur Erklärung seiner Tat gab er an, daß er den Erzbischof nur wegen des Dogmas der unbefleckten Empfängnis habe töten wollen. Die Schuld läge am Zölibat, weshalb lasse man die Priester nicht heiraten? Von seiner Tat und ihrer Verworfenheit hatte er offenbar keine Vorstellung. Nach Art der Quärulanten benutzte er die mündliche

Verhandlung lediglich dazu, um bei jeder Gelegenheit von seinen Büchern zu sprechen. Hierin ließ er sich nicht unterbrechen. Er brüllte und tobte und mußte mit Gewalt entfernt werden. Vergers Mutter und einer seiner Brüder waren durch Selbstmord zugrunde gegangen. Er selber hatte nirgends gut getan und sich überall durch Schmähschriften und Verleumdungen unmöglich gemacht. Daß es sich hier um einen Geisteskranken handelte, lag auf der Hand, und der Verteidiger hatte dies auch geltend gemacht. Aber aus politischen Gründen glaubte man diesem Antrage keine Folge geben zu können. Er wurde zum Tode verurteilt und mußte eine Handlung mit dem Tode büßen, für die er schwerlich verantwortlich war. Und ebenso fiel einer politischen Erwägung der 17jährige Friedrich Staps zum Opfer, der am 13. Oktober 1809 in Schönbrunn ein Attentat auf Napoleon ausgeführt hatte. Er hatte kurz vorher an seinen Vater geschrieben: „Erst diese Nacht ist Gott mir erschienen, seine Gestalt war wie die des Mondes, seine Stimme sagte mir, gehe grade aus, dein Unternehmen wird glücken, du aber wirst sterben", und gehorsam dem Befehle ging er gradeaus und er ist daran gestorben.

Dagegen wurde der 18jährige Edward Oxford, der 1840 ein Attentat auf die Königin Viktoria verübte, wegen Geistesstörung freigesprochen, da es sich bei der ärztlichen Untersuchung herausstellte, daß er ein geistesschwacher Mensch war, und ebenso mußte Seveloge, der auf den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen geschossen hatte, 22. Mai 1850, wegen Geistesstörung einer Anstalt überwiesen werden, deren Direktor — Damerow-Halle — von ihm sagt, daß er keinen anderen Mitschuldigen habe als seinen Wahnsinn. Seveloge war aus dem Militärdienste als Invalide entlassen worden und seit 1847 ein verrückter Halluzinant, der sich in seinem Wahne als der Souverän Preußens bezeichnete.

Auch Passanante, der im Jahre 1879 den König Humbert zu erstechen versuchte, war krank. Zwar hatten ihn drei der bekanntesten italienischen Irrenärzte, unter denen sich auch Lombroso befand, zuerst für geistesgesund erklärt, und er war verurteilt worden. Im Gefängnisse aber begann er sofort zu schreien und die Nahrung zu verweigern. Er sei Messias und der Reformator der Welt, und er rief die Völker der Erde an, ihrem Apostel zu helfen. Die Sachverständigen mußten seine Überführung in eine Irrenanstalt beantragen, wo er als unheilbarer Geisteskranker verblieb.

Caserio, der 1894 den Präsidenten Sadi Carnot erstach, erinnert Zug um Zug an Passanante.

Aber auch unter den andern, die zum Teil nach eingehenden Untersuchungen für gesund oder doch nicht für geisteskrank befunden wurden, und die ihre Freveltat mit dem Tode bezahlen mußten, befinden sich höchst merkwürdige Gesellen, die man mit Fug und Recht unseren Grenzzuständen zuweisen wird. Die Analyse eines dieser Fälle dürfte hierfür der beste Beweis sein. Am 2. Juli 1881, vier Monate nach seinem Dienstantritte, wurde der Präsident Garfield durch zwei Schüsse in den Rücken getötet. Als der Täter wurde ein gewisser Guiteau ermittelt, der nach längeren Verhandlungen am 30. Juni 1882 durch den Strang hingerichtet wurde.

Guiteaus Vater war ein Fanatiker, er selbst war von Jugend auf geistig krankhaft beanlagt, hatte schlecht gelernt und es in seinem Leben zu nichts gebracht, obwohl er sich mit allem möglichen beschäftigt hatte. So hatte er zeit seines Lebens haltlos hin und her geschwankt. Schon früh nahm er Anteil an den Orgien einer Sekte, die ihren Einfluß auch in sein späteres Leben hineintrug. Es folgte dann eine wüste und unfruchtbare Zeit, ohne Zweck und Ziel, und der Widerspruch zwischen der offenbaren geistigen Unfähigkeit und der maßlosesten Selbstschätzung tritt immer greller hervor. Zeitungen herauszugeben, die niemand las, Bücher zu schreiben, die keiner kaufte und Reden zu halten, die in dem Gelächter der spärlichen Zuhörer untergingen, das war jahrelang sein Beruf, und er tauchte bald hier bald dort als Kommis, Prediger und Wanderapostel auf, um kurz darauf für eine Zeitlang zu verschwinden, wobei er mit besonderer Gewissenhaftigkeit seine Gasthofrechnungen schuldig blieb. Er sei Kommis von Jesus Christus und Cie., der im Weinberge des Herrn arbeite und nicht bezahle, wie Jesus Christus diese Gewohnheit auch nicht gehabt habe. In dieser Zeit war er auch an Garfield mit Ansprüchen herangetreten, die dieser nicht gewähren konnte, was alsdann in weiterer Folge zum Morde führte, als dessen Motiv Guiteau vor Gericht Selbstrache wegen Kränkung seiner Ehre angab. Sein Benehmen vor Gericht war ein seltsames Gemisch von Unverschämtheit, Reizbarkeit und Gemeinheiten aller Art, womit er Richter und Zeugen überschüttete. Er reagierte während der richterlichen Verhandlungen bei jedem Einwurf in der unpassendsten Weise, und es konnte wohl den Anschein haben, als ob er sich des Ernstes seiner Lage und dessen,

was für ihn auf dem Spiel stand, nicht bewußt sei. Über allem aber schwebte die maßlose Eitelkeit, die sich noch kurz vor seinem Tode in den Worten äußerte, „er habe im Dienste Gottes gearbeitet und keinen Grund, seine Tat zu bereuen".

Über die Ermordung Lincolns durch Booth schreibt Schurz in seinen Lebenserinnerungen (II. 400): Das bekannte phantastische Wesen des hübschen, jungen amerikanischen Schauspielers John Wilkes Booth, des Organisators und Anführers des Mordanschlages, hätte die öffentliche Meinung wohl überzeugen können, daß diese ebenso abscheuliche wie törichte Tat nur die Ausgeburt eines kranken Hirnes sein konnte. Aber die öffentliche Meinung war erregt, leidenschaftliches Gefühl hatte die Oberherrschaft. Eine schnelle Rache ereilte den Mörder Lincolns. Der Tod Booths war so theatralisch, wie er selbst nur hätte wünschen können. Nach einer rasenden Flucht über den Potomak nach Virginia, während welcher sein auf der Reise gebrochenes Bein ihm die furchtbarsten Qualen bereitete, wurde er am Abend des 23. April 1865 in der Tabakscheune eines virginischen Freundes von seinen Verfolgern entdeckt. Man rief ihm zu, sich zu ergeben, er lehnte nicht nur ab, sondern forderte mit der Flinte in der Hand seine Verfolger zum Kampfe heraus. Die Scheune wurde in Brand gesteckt und im flatternden Scheine der Flammen empfing er trotzig die Kugel, die seinem Leben ein Ziel setzte. In dem Tagebuch, das er als vermeintlich wichtige öffentliche Persönlichkeit geführt hatte, erörterte er grübelnd und in krankhaftem Gedankengange die Frage, warum er wie ein Wild gehetzt würde, während Brutus und Wilhelm Tell als Helden der Weltgeschichte gefeiert würden. Und 20 Jahre nach Garfield wurde ein anderer Präsident der Vereinigten Staaten, Mc. Kinley, das Opfer eines Attentates, und bei der Betrachtung des Mörders, Cholgosz, drängt sich uns die Ähnlichkeit mit Guiteau auf. Hier wie dort ein in sich haltloser und zu jähen Übergängen geneigter Mensch, ein Mystiker, dem die Mission geworden ist, den Präsidenten zu töten, und der, mit seinem Werke zufrieden, jede Verteidigung zurückweist, da er seine Mission erfüllt habe. Ursprünglich Katholik, verläßt er seinen Glauben, da er im Gebete nicht erhört worden war. Vergeblich sucht er in der Bibel nach neuem Anhalt, und als er ihn dort nicht findet, wendet er sich dem Unglauben und sozialistischen Ideen zu. Auch mit den Anarchisten hatte er es versucht und ihre Versammlungen besucht, ohne jedoch rechten Anklang zu

finden. Sie schienen ihn vielmehr für einen Spion gehalten zu haben.

In beiden Fällen hatte der Ausgang des Prozesses eine allgemeine Erregung hervorgerufen. Es hatte nicht an Sachverständigen gefehlt, die sich gegen die Zurechnungsfähigkeit der Mörder erklärt hatten, und zahlreich waren die Stimmen, welche die Todesurteile als Justizmorde verurteilten. Es ist gewiß im Sturme der allgemeinen Empörung nicht leicht, das richtige Maß der Beurteilung des Für und Wider einzuhalten, und der Vorschlag eines der amerikanischen Sachverständigen verdient daher unsere Beachtung, daß es besser sei, diese Untersuchung nach dem Tode des Betreffenden anzustellen, da ihr zu Lebzeit des Mörders die allgemeine Meinung allzusehr im Wege stehe.

Aber bei allen Zugeständnissen, die man Guiteau und so manchem seinesgleichen machen, und bei dem ganzen und großen Einflusse, den man der angeborenen krankhaften Anlage, der Erziehung und anderen Umständen zugestehen muß, als geisteskrank im eigentlichen Sinne wird man sie trotzdem nicht bezeichnen können. Wohl aber werden wir bei ihnen eine ganze Reihe gemeinsamer Züge finden, welche die Annahme eines bestimmten Typus nahelegen, so daß man auch hier von typischen Königsmördern sprechen kann. Sie besitzen durchweg das, was man als mangelndes Gleichgewicht bezeichnet und das wir überall dort antreffen, wo wir es mit einer angeborenen oder erworbenen Minderwertigkeit zu tun haben. Sie sind intellektuell nicht gerade schlecht veranlagt, aber unstät und ohne Ausdauer, und ihre Grundstimmung ist der Mystizismus als Teilerscheinung der Entartung, jenes Hereinragen übernatürlicher Mächte in das Leben und ganz besonders in das eigene Leben, worauf sich die Neigung zu einer exaltierten Auffassung religiöser und politischer Verhältnisse, der Fanatismus, aufbaut. Daher die vorherrschende Idee einer glorreichen Mission, wie wir sie so oft bei den Königsmördern antreffen.

So schleuderte Kaporali 1889 einen Stein auf den Ministerpräsidenten Crispi, weil er berufen sei, eine Mission zu erfüllen und Retter seines Volkes zu sein, so ersticht John Felton am 23. August 1628 den Herzog von Buckingham in der Überzeugung, seinem Lande einen Dienst zu tun und Poltrot den Herzog von Guise, 18. Februar 1563, weil ihm das Paradies versprochen sei, wenn er den Feind der Protestanten beseitige.

Dieselben mystischen Vorstellungen, die Idee des Märtyrertums läßt sie die Folter mit der größten Standhaftigkeit ertragen, wobei indes zu erwägen ist, daß, wenn sie selbst unter den Qualen der Folter keinen Mitschuldigen nennen, dies deshalb nicht geschieht, weil sie keinen solchen haben. Der Einfluß der erblichen Anlage ist u. a. auch daraus ersichtlich, daß es sich vielfach um jugendliche Individuen handelt, wie andererseits Vorbedacht und Überlegung daraus ergehen, daß als Art der Ausführung meist dem sicheren Messer der Vorzug gegeben wird. Daß es vornehmlich politisch oder religiös erregte Zeiten sind, in denen sich der Königsmörder seine Opfer sucht, ist leicht erklärlich, und nirgends waren die Bedingungen hierfür günstiger, als in einem Lande, wo die Bartholomäusnacht als ein heiliges Unternehmen angesehen werden, und zu einer Zeit, wo man sie als eine rettende Tat durch öffentliche Dankprozessionen feiern konnte. Wenn sich das Empfinden und Denken selbst unter den Besten so weit verirren konnte, daß John Knox, der schottische Reformator, die Ermordung des Kardinals Botraun und des Günstlings der Königin Maria Stuart, des Italieners David Riccio, durch protestantische Verschwörer billigte, Männer wie Beza und Coligny die Erschießung des Herzogs Franz von Guise durch den Hugenotten Poltrot für eine Wohltat Gottes preisen und anerkannte Autoritäten der Wissenschaft, wie der spanische Jesuit Mariand und der protestantische Niederländer Grotius die Rechtlosigkeit der Tyrannen verkündigten, die man als schädliches Raubzeug abschießen dürfe, dann durfte man sich nicht wundern, wenn die große Menge dem Mörder des großen Oraniers, Balth. Gerard, zujauchzte und ihn als Märtyrer und Vater des Vaterlandes verherrlichte.

Zu jener Zeit war ganz Paris ein Feuermeer von Wut, Haß und Begeisterung. Tausende zitterten vor Lust, den König zu morden. Eine Prozession von 100 000 Menschen durchzog Paris mit Kerzen in der Hand unter dem Rufe: „Gott vertilge das Geschlecht der Valois“. Geistliche stellten auf dem Altare Wachsbilder des Königs auf, die sie während der Messe mit einer Nadel durchstachen, und sie steigerten so die Schwüle des allgemeinen Hasses und der allgemeinen Erregung bis zur Gluthitze. Was Wunder, wenn unter dieser ungeheuren Erregung jene an sich haltlosen und impulsiven Naturen vollends jeden Halt verloren und in der festen Überzeugung zu dem Mordstahle griffen, damit ein gottgefälliges Werk zu tun.

Dieser Art sind die zahllosen Attentate aus jener Zeit — allein auf Heinrich IV. 18 — und wir werden bei der Beurteilung der Mörder dem Einflusse des Milieu volle Rechnung zu tragen haben. So hatte der Mörder Heinrichs III., der 25jährige Dominikaner Jacques Clement, Visionen, und am Tage vor dem Morde, 31. Juli 1569, war ihm ein von Gott gesandter Engel in einer Strahlenkrone erschienen, der an sein Bett trat und ihm ein bloßes Schwert zeigte mit den Worten: „Frère Jacques, ich bin der Bote des allmächtigen Gottes, ich komme dir zu verkünden, daß durch dich der Tyrann von Frankreich in den Tod gesandt werden muß". Ihn selbst traf man in der Nacht vor dem Morde in tiefem Schlafe und neben ihm lag sein Brevier aufgeschlagen an der Stelle, wo von der Ermordung des Holofernes durch Judith die Rede ist. Am 1. August 1589 wurde er vor den König gelassen, der ihn nach der damaligen Sitte auf dem Nachtstuhle sitzend empfing; auf diesem hat er ihn erstochen, und er ist unmittelbar darauf erschlagen worden, während sich Paris in rasendem Freudentaumel bewegte.

Chatal, einer der vielen, die einen Mordversuch auf Heinrich IV. machten, war 19 Jahre alt. Er wollte seine ewige Strafe durch den Mord des der Religion feindlichen Monarchen mildern.

Auch der Mörder Heinrichs IV., Ravaillac, war ein Schwärmer, der sich in die Kreise der heiligen Märtyrer versetzt sah, die ihre Arme verlangend nach ihm ausstreckten. Hierdurch wurde bei ihm der Entschluß reif, selbst ein solcher Märtyrer zu werden. Er war früher Mönch gewesen und es scheint, als wenn man ihn aus dem Orden entfernt habe aus Angst vor dem düsteren Schwärmer, dessen Schwärmerei sich zuweilen bis zum Wahnsinne steigerte. Er war nach der Tat, 14. Mai 1610, unbeweglich neben dem Wagen stehen geblieben, das blutige Messer in der Hand und in der festen Überzeugung, daß man ihm und seiner Tat zujauchzen werde. Selbst die entsetzlichsten Folterqualen konnten ihm keine Mitschuldigen entlocken. Es war eben die Tat des Fanatismus, der Eingebung und nicht der Berechnung. Er war ein Schwärmer, ein geistesbeschränkter Mensch, der seinem fanatischen Drange nicht widerstehen konnte.

Und ähnlich waren sie alle, die Mörder aus jener blutigen Zeit, die Poltrot und Balthasar Gérard, und nicht zum mindesten Guy Fawkes, der Held der Pulververschwörung gegen Jakob I. von England. Er war ein Fanatiker, der vom Protestantismus zum Katholizismus übergetreten war und in Spanien gedient hatte,

und wenn sich auch die Zeiten seitdem geändert und die Sitten vielfach gemildert haben, so hat es doch den Anschein, als ob dies nicht überall, und besonders nicht für den Königsmord gelte. Nach Jahrhunderten tritt uns in Karl Ludwig Sand ein Bild entgegen, das wohl dazu angetan ist, die Erinnerung an jene düsteren Vorgänge aufs neue wachzurufen.

Sand war 1795 geboren. Er war als Freiwilliger in die Freiheitskriege gegen Napoleon gezogen und seit 1814 Student der Theologie in Erlangen, wo er der allgemeinen deutschen Burschenschaft beigetreten war. Es war die Zeit der Schwärmerei und des Wartburgfestes, und Sand, der sich lebhaft an dieser Bewegung beteiligte und schon den Versuch gemacht hatte, die allgemeine deutsche Burschenschaft in patriotischem Sinne zu reformieren, hatte in Eisenach ein von ihm verfaßtes Glaubensbekenntnis an die Teilnehmer des Festes verteilt. Dabei war er ganz unter den Einfluß Follens geraten. Follen hatte die Freiheitskriege ebenfalls mitgemacht und war freiwilliger Jäger gewesen, dann Stifter einer Studentenverbindung, der „Schwarzen“, so genannt nach ihrer Studententracht. Er gründete ferner die geheime Gesellschaft der „Unbedingten“, die man heute als Intransigenten bezeichnen würde und die sich zu dem Prinzip der „unbedingten Hingebung an die Idee“ bekannten, d. h. zu der keine Konzession gestattenden Durchführung der Idee, wobei jedes Mittel erlaubt war, dem sogenannten Messer- und Gabelgrundsatz. Follen hatte seine Anschauungen und Grundsätze in Liedern niedergelegt, die für die damalige Zeit und für Sands Tat zu bezeichnend sind, um sie hier unerwähnt zu lassen. Sein großes Lied schließt mit den Worten: Nieder mit den Thronen, Kronen, Fronen, Drohnen und Baronen, Sturm! Ein anderes Lied bewegt sich in den maßvollen Versen: „Freiheitsmesser gezückt, hurra, den Dolch an die Kehle gedrückt“, ein drittes endlich: „Fach an zum Flammenbrand die deutschen Hochgebirge, dann Volk die Molochpriester würge, würge, Stürz in starken stolzen Meeressprudeln, Hin auf Knecht und Zwingherrn, die dich hudeln, sei ein Volk, ein Freistaat, werde heiß.“ An diesen Mustern formte und entflammte sich Sand, der nach dem Inhalte seines Tagebuches ohnehin ein unklarer Schwärmer war und alles Heil Deutschlands von den Studenten erwartete.

Einer der bestgehaßten Männer war damals Kotzebue. Nicht etwa seiner schlüpfrigen literarischen Erzeugnisse halber, wohl aber stand er, und nicht mit Unrecht, in dem Verdachte, ein russischer

Spion zu sein, und, schlimmer noch als dieses, er hatte über die politischen Bestrebungen der Jugend gespottet und sich in seinem „Politischen Wochenblatte“ über sie lustig gemacht. Das konnte ihm nicht verziehen werden, und er galt bei den Studenten als der Inbegriff aller undeutschen Gesinnung und von Niedertracht. Als Luden in seiner „Nemesis“ einen Bericht Kotzebues nach Petersburg veröffentlichte, und ihn dadurch gezwungen hatte, Weimar zu verlassen und nach Mannheim überzusiedeln, gab dies Sand den Rest und er beschloß, ein Rächer und Märtyrer der heiligen Sache zu werden. Seit Ende 1818 ergeht er sich in überschwenglichen Tagebuchsergüssen und Tell- und Winkelriedlieder begleiten ihn überall. Durch anatomische Studien und durch Stoßübungen übte er sich für die Tat planmäßig ein, und er verläßt Ostern 1819 Jena mit zwei Dolchen auf der Brust, um Kotzebue zu töten und ihm „den Dolch in die Kehle zu stoßen“. Bei aller seiner Torheit war Sand im Grunde keine Mordnatur, und es wäre ihm allem Anscheine nach nicht unangenehm gewesen, wenn ihn ein Zufall an der Ausführung seiner Tat verhindert hätte. Er hatte schwülstige Briefe mit der Angabe seines Planes zu Hause gelassen, und die geringe Eile, mit der er sich von Jena nach Mannheim begab, läßt der Vermutung Raum, daß er gehofft habe, man werde sie finden und seinen Plan vereiteln. Das war jedoch nicht der Fall und Sand kommt endlich in Mannheim an, läßt sich bei Kotzebue melden und ersticht ihn auf dem Fleck am 23. März 1819. Er wäre unerkannt entkommen, wenn nicht der 4jährige Sohn des Ermordeten durch sein Geschrei Leute herbeigerufen und so die Verhaftung Sands veranlaßt hätte. Eine Wunde, die er sich beigebracht hatte, heilte nach 14 Tagen und er wurde am 20. Mai 1820 hingerichtet mit dem Bewußtsein, daß der Mord eine tugendhafte und gottgefällige Handlung gewesen und er selber ein Märtyrer gewesen sei.

Und hier, wie vor Jahrhunderten in Frankreich, wiederholte sich dasselbe Schauspiel. Der Eindruck der Tat war ein ungeheurer, und nicht wenige von den besten Männern seines Volkes beeilten sich, dem Mörder nicht nur ihr Mitleid, sondern auch ihre Bewunderung zu zollen. Man sprach von Wilhelm Tell und Brutus, von Hermodes und Aristogeiton, und noch lange nachher hieß der Ort, wo er hingerichtet wurde, Sands Himmelfahrtswiese. Der Berliner Theologe de Wette erklärte die Tat des Jünglings für ein schönes Zeichen der Zeit: „Er hielt es für sein Recht und so hat er

recht getan, ein jeder handle nach seiner besten Überzeugung und er wird das Beste tun", und selbst Görres schreibt in Börnes ,,Wage": ,,Es seien des Himmels Zeichen als warnende Boten und die Folgen der Ablehnung der billigsten und gerechtfertigtsten Forderungen der Zeit". Nur schade, daß die maßgebenden Gewalten diese Himmelszeichen nicht deuten oder nicht beachten wollten. Die Karlsbader Beschlüsse waren die nächsten Folgen von Sands Tat, und die Jugend wurde mit rauhem Arme aus dem Reiche ihrer Träume herausgerissen und jahrelang lastete das Gewicht der Demagogenriecherei schwer auf der deutschen Studentenschaft.

An Sand erinnert in manchen Zügen der Student Oskar Becker, der in Baden auf König Wilhelm schoß. Hatte sich schon bei dem ausgesprochen eiteln Sand nach einer Bezeichnung Treitschkes die Todsünde des 19. Jahrhunderts, der impotente Größenwahnsinn, bemerklich gemacht, so war es bei Becker maßlose Eitelkeit, Ehrgeiz und Selbstüberschätzung, die ihm die Pistole in die Hand drückten. Von jeher ein unklarer Kopf, der sich mit Vorliebe in Extremen bewegte und dessen unverstandene Ideen nahe an Verrücktheit streiften, schwärmte er unter anderem für die Einheit Deutschlands, und da er dem Könige Wilhelm nicht das Zeug zutraute, dieser Aufgabe gewachsen zu sein, so faßte er den Entschluß, ihn zu töten. Anfang Juli kaufte er sich eine Pistole, und wie Sand sich mit dem Dolche geübt hatte, so schoß er sich ein. Am 13. Juli 1861 begab er sich nach Baden, wo er den Tag darauf das Attentat auf den König verübte. Überhaupt ist die Eitelkeit eines der gefährlichsten Motive, und die Aussicht, eine Zeitlang im Mittelpunkte des öffentlichen Interesses zu stehen, ist mehr, als die Attentäter vertragen können und schon manchem gekrönten Haupte verhängnisvoll geworden. In dieser Beziehung kann das Verhalten der Presse nicht scharf genug verurteilt werden. Je höher die Stellung des Opfers, mit einer um so größeren Ausführlichkeit werden Mord und Mörder behandelt. Das Bild des Mörders prangt an der Spitze der Blätter, und wie er sich räuspert und wie er spuckt, tönt uns aus den Spalten aller Zeitungen entgegen, und das ist gerade das, was jene aufgeblasenen und maßlos eiteln Gesellen erhofft und ersehnt haben, ein Genuß, für den sie den Einsatz des Lebens nicht zu hoch erachten.

Kullmann schießt in Kissingen auf Bismarck als seinen politisch religiösen Gegner, und der 21jährige Hödel, ein Landstreicher, Dieb und Bettler, bestellt vor dem Attentate auf Kaiser Wilhelm

zahlreiche Abdrücke seiner Photographie, da sein Name bald weltbekannt sein und der Photograph gute Geschäfte machen werde. Dieselbe Eitelkeit tritt uns in der theatralischen Pose der Attentäter entgegen. Der Kommis Alibaud schießt am 25. Juni 1836 auf der Place de la Concorde auf Louis Philipp. Seine Kugel habe keiner Person, sondern einem Prinzipe gegolten, und Schauspieler bis zuletzt, spielt er seine Rolle noch auf dem Schafott. Martin Merino, der am 2. Februar 1852 die Königin Isabella von Spanien durch einen Dolchstoß leicht verwundete, hüllte sich von Anfang an in ein durchaus unbefangenes Verhalten, als ob ihn die ganze Sache nichts anginge. Bei dem furchtbaren Vorgange der Ausstoßung aus dem Priesterstande bleibt er unbewegt und unberührt. Als ihm die Haare abgeschnitten werden, äußert er: „schneiden Sie, bitte, weniger ab, es ist kalt und ich möchte mich nicht erkälten"; und noch auf dem Wege zum Schafott scherzt er über den Esel, auf den man ihn gesetzt hatte. Die Frage der Zurechnungsfähigkeit ist übrigens bei ihm, wie bei vielen andern, wohl infolge und in Berücksichtigung der politischen Stimmung nicht erhoben worden, und ich habe sie zu meiner besonderen Freude hier nicht zu entscheiden. Bei vielen von ihnen würden sich wie bei Guiteau die Meinungen der Sachverständigen gegenüber stehen. Wahrscheinlich wäre dies schon bei Damiens der Fall gewesen, der am 5. Januar 1753 Louis XV. mit einem Federmesser leicht verletzte. Damiens hatte von jeher nicht viel getaugt. Er war ein Lump und Herumtreiber, auch hatte er seinen Dienstherrn bestohlen, dabei war er von unklaren melancholischen Vorstellungen verfolgt und hatte sich verschiedentlich so auffallend benommen, daß es den Anschein hatte, als ob er nicht in Ordnung sei. So hatte er an den König geschrieben, daß der Erzbischof von Paris die Ursache aller Verwirrungen sei wegen der Sakramente, die er verweigern lasse. Daß man mit Ludwig XV. und seinem Treiben nicht überall zufrieden war, ist am Ende verständlich, und als er hörte, daß man von allen Seiten auf den König schimpfte, faßte er den Plan, ihn zu ermorden, einen Plan, den er in der albernsten Weise in Szene setzte.

Am 28. Juli 1835 war zur 5jährigen Feier der drei Julitage auf dem Boulevard du Temple zu Paris eine große Heerschau über die Nationalgarde, und Louis Philipp war dazu mit einem großen Gefolge erschienen, als plötzlich eine gewaltige Explosion den Boden mit Toten und Verwundeten bedeckte. Der König selbst war ver-

wundet, Marschall Marmontel tot und 14 Personen tödlich verwundet. Beim Eindringen in das Haus, von wo die Schüsse gefallen waren, fand man eine sogenannte Höllenmaschine. 24 Flintenläufe waren in starke Querbalken eingeschnitten, von denen die hinteren Balken zum Zielen beweglich waren, und die 24 Zündlöcher waren durch einen Pulverfaden verbunden. Vier Läufe waren beim Losfeuern geplatzt und der Attentäter, ein gewisser Fieschi, dadurch an der Hand und am Kopfe verwundet worden. Fieschi war ein Korse und am 13. Dezember 1790 zu Morato geboren. Sein Vater war Straßenräuber gewesen, sein Bruder taubstumm und ein Sohn geisteskrank. In seinem Vaterlande hatte er Vieh gestohlen und andere Dinge verübt, die ihm den korsischen Boden verleideten. In Paris war er völlig verlumpt; er war Polizeispion geworden und verschiedentlich, darunter auch mit Zuchthaus, bestraft worden. Er war der Typus eines vollendeten Lumpen, ein aufgeblasener und dabei unklarer Mensch, der geschworen hatte, den König zu töten. Über die Rolle, die er in allen Zeitungen spielte, war er entzückt und er unterschrieb seine Briefe mit Fieschi, der Königsmörder. Im übrigen hatte der König sein Leben einer momentanen Regung Fieschis zu verdanken. Als er seine Höllenmaschine auf den König eingestellt hatte und im Begriffe war, das Pulver zu entzünden, sah er unter den Bedrohten einen Freund. Er zögerte, dann ergriff ihn ein Bedauern, so viele verdiente Generäle zu töten, und nochmals zögerte er. Endlich aber gedachte er seines Schwures, und als er nunmehr seine Höllenmaschine entlud, war der König gerettet. Aus der Beschreibung, die wir über Fieschi besitzen, erfahren wir, daß er eine größere Anzahl von Degenerationszeichen an sich trug und sein Gehirn Anomalien der Windungen enthielt, die in zwei schönen Abbildungen in dem Hirnatlas von Leuret und Gratiolet wiedergegeben sind.

Was wir bisher von den Königsmördern gesehen haben, läßt eine gewisse Familienähnlichkeit nicht verkennen, und trotz der Verschiedenheit der Zeiten und Länder geht durch sie ein gemeinsamer Zug. Der typische Königsmörder, wie er uns bisher entgegengetreten ist, war ein halb unzurechnungsfähiges Individuum; ein Entarteter, bei dem sich die Stigmata mit einer Reihe von anderen Zügen zu einem mehr oder weniger einheitlichen Ganzen, zu einer Art von Typus, verbinden. Von Jugend auf unstet, reizbar und eitel, wechselt er Beruf und Aufenthalt, wie andere Leute ihren Rock. Er ist von dem impulsiven Drange erfüllt, mit eigner Auf-

opferung eine große Tat zu vollbringen, und er ist davon überzeugt, daß er mit dieser Tat eine ihm von Gott übertragene Mission erfüllen werde. Daher die Anrufung Gottes um Beistand, daher sein Stolz über seine Tat und sein Mut in der Ertragung von Martern. Fügen wir noch die Abwesenheit von Mitschuldigen hinzu und berücksichtigen wir das meist sehr jugendliche Alter der Verbrecher, dann haben wir die typischen Königsmörder der vergangenen Zeiten.

Ich hebe mit Absicht die vergangenen Zeiten hervor, da uns die neueste Zeit unter anderen Erfindungen auch mit einer durchgreifenden Neuerung auf diesem Gebiete beschenkt hat. Auch der Königsmord ist aus der Hand des einzelnen in den Großbetrieb übergegangen und das, was wir früher als eine charakteristische Eigentümlichkeit kennen lernten, der Mangel an Mitschuldigen, hat sich zum geraden Gegenteile verkehrt. Von Italien aus entwickelten sich die geheimen republikanischen Gesellschaften, die sich dort unter Mazzinis Leitung noch auf nationalen Bahnen bewegten, sich aber in anderen Ländern nach allgemein gültigen Gesetzen zu jenen ungeheuerlichen Entartungen umgestalteten, wie sie uns jetzt in den anarchistischen und nihilistischen Bestrebungen entgegentreten. Der politische Mord hat sich zum sozialen Verbrechen ausgestaltet. Nicht mehr die Häupter allein sind es, die getroffen werden sollen, am liebsten würde man mit der ganzen heutigen Gesellschaft aufräumen, und die Orgien der Pariser Kommune legen Zeugnis davon ab, daß die Poesie der Volksseele: „entblöße die Arme, o Volk, und tauche sie bis an die Schultern in die Eingeweide deiner Henker“ (Aufruf der Gesellschaft der Volksrechte 1835) gelehrige Schüler gefunden hat. Überall sind, wie sich von Bezold ausdrückt, die Chemiker der Revolution und die Bombenwerfer an der Arbeit und die blutige Propaganda der Tat ist es, die unter den gekrönten Häuptern ihre Opfer sucht. Dieser Art sind die Caserio und Luccheni, Rubino und Bressi und die andern alle, die in der jüngsten Zeit in dieser Weise hervorgetreten sind. Auch sie sind meist unreife Jünglinge, dabei unklare Köpfe, unstet und ohne jedes psychische Gleichgewicht und daher geneigt, sich nach extremen Richtungen hin zu bewegen. Nun ist aber in unserer Zeit für religiöse Empfindungen kein rechter Boden mehr, um so mehr aber ist dies für soziale und politische Bestrebungen der Fall, und daher drängen sie diesen zu, wie die Motte nach dem Lichte. Ihrem engen Verständnisse prägen sich die Tiraden von der Un-

gerechtigkeit und der Unverbesserlichkeit der bestehenden Gesellschaftsordnung als unumstößliche Wahrheiten an, und aus dem unentwickelten und von Geburt an verkehrten Empfinden taucht keine Spur von Bewußtsein auf, wie falsch und jedem menschlichen Gefühle zuwider ihre Bestrebungen tatsächlich sind. In ihrem Fanatismus erblicken sie in dem Abschlachten harmloser Opfer die Erfüllung einer heiligen Pflicht, während der Heroenkultus, der mit den erbärmlichsten Mordbuben getrieben wird, sie jede Gefahr vergessen läßt. Nichts ist gefährlicher, als diese Art und ihre Taten an die große Glocke zu hängen und in Wort und Schrift für sie Reklame zu machen, und es wäre sicherlich am zweckmäßigsten, wenn man sie wie die tollen Hunde behandeln, kurzerhand totschlagen und ohne über sie ein Wort zu verlieren am Orte ihrer Untat einscharren dürfte.

Wohl kaum hat je ein Attentat jedes mitfühlende Herz so tief erschüttert, wie dies die Ermordung der Kaiserin Elisabeth von Österreich getan (10. September 1898). Der Mörder Luccheni war als uneheliches Kind am 22. April 1873 in Paris geboren. Der Vater war Trinker. Von seiner Mutter in das Findelhaus gebracht, war er in seinen jungen Jahren von Hand zu Hand gewandert und zum Betteln angehalten worden. Später hatte er ein unstetes Leben geführt und meist in elenden Verhältnissen gelebt. Dabei war er impulsiv und von maßloser Eitelkeit. Er wünschte einen Posten in der italienischen Verwaltung zu erhalten, und als er auf seine Eingabe von der Behörde keinen Bescheid erhielt, geht er zu den Anarchisten. Luccheni hält sich nach der Tat für einen Märtyrer der guten Sache. „Ich habe meine Pflicht getan, tötet einen Anarchisten und ihr laßt zehn andere dafür erstehen. Ich wollte irgendeine hochstehende Persönlichkeit töten und mein Leben rächen.“ Diese lächerliche Eitelkeit Lucchenis drückt sich in den letzten Worten aus, die er bei seiner Abführung in lebenslängliche Gefangenschaft ausrief: „Es lebe die Anarchie, Tod der Gesellschaft, ich täte es noch einmal“. Und seine Impulsivität zeigt sich in einem Mordanfalle auf den Gefängnisdirektor, der sich durch irgendeine Maßregel die Unzufriedenheit des Mordgesellen zugezogen hatte. Da die Schweiz die Todesstrafe bekanntlich abgeschafft hat, muß dieser Musterjüngling leider der Nachwelt erhalten bleiben.

Im November 1902 hatte Rubino auf den König der Belgier geschossen. Rubino ist in Bittonto (Bari) am 24. November 1859

geboren und schon als Soldat zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt worden, weil er in einem Blatte, das den Umsturzideen huldigte, einen Artikel veröffentlicht hatte. Später hatte er wegen Fälschungen vier Jahre Zuchthaus erhalten. In Mailand war er Lehrer der französischen Sprache gewesen und in London wurde er von den Anarchisten ausgeschlossen, weil sie ihn in dem Verdachte der Spionage hatten. In den Verhandlungen zu Brüssel am 5. und 6. Februar 1903 äußerte er sich als überzeugungstreuer Anarchist. Er habe den Anschlag auf den König ausgeführt, um sich an der Gesellschaft zu rächen, die ihn und seine Familie darben ließe, und er bedaure nur, daß er durch einen Riß in seinem Rockfutter den Revolver nicht rechtzeitig herausziehen konnte und dadurch an der Ausführung seiner Tat verhindert worden sei. Er schmäht auf Richter und Geschworene, die nicht den Mut hätten, ihn unparteiisch zu beurteilen und nur dazu da seien, um ihn zu verurteilen. Er erkenne keinen andern Richter an, als sein Gewissen. Um endlich die lange Reihe zu schließen, Gaetano Bressi, der 29. Juli 1900 den König Humbert von Italien erschoß. Bressi war am 10. November 1869 in Toskana von armen Eltern geboren. Mit 16 Jahren wohnte er einigen anarchistischen Vorträgen in seiner Vaterstadt Ponto bei, die ihn so tief berührten, daß er von da ab ruhelos und gereizt wurde und öffentlich erklärte, daß er das Wohlleben der Reichen nicht schweigend mit ansehen könne, während so viele arme Leute Hunger litten. Seine Gereiztheit steigerte sich durch eine Gefängnisstrafe, die er wegen Beschimpfung von Gendarmen erlitten hatte. Er verweilte dann drei Jahre in Amerika, um dann in Italien das wohl überlegte Attentat auf den König auszuführen. Hatte er doch sogar Kerben in seine Kugeln geschnitten, um sie auf diese Weise todbringend zu machen.

Es sind unerquickliche Aussichten, die uns durch diese Betrachtungen nahegelegt werden, und welche Überraschungen uns in dieser Beziehung die Zukunft noch bringen wird, läßt sich zurzeit nicht voraussagen. Das eine werden wir aber als sicher anzunehmen haben, daß sie nämlich den Anarchisten und ihren Bestrebungen nicht angehören wird, daß die Welt auch hierüber, wie über so manches andere zur Tagesordnung übergehen und sich in ihrer weiteren Entwicklung nicht durch Minderwertige aufhalten lassen wird.

Cäsarenwahnsinn.*)

An einer andern Stelle (Verbrecher) habe ich von den Professionstypen gesprochen und darauf hingewiesen, wie bestimmte Berufsarten der Gefahr einer geistigen Erkrankung in einem besonderen Maße ausgesetzt seien, und jede geistige Beschäftigung leicht die Wirkung habe, irgendein geistiges Gebrechen hervorzurufen.

In diesem Sinne spricht man von Berufspsychosen, und wie man hin und wieder den nicht gerade besonders geschmackvollen Äußerungen von dem Vogel des Volksschullehrers und dem Apothekerklapse begegnet, so glaubte man anderseits in dem Irresein die Berufsneurose des Genies zu erblicken. Daß die lange und ausschließliche Beschäftigung innerhalb eines und desselben Berufes zu einer gewissen Übereinstimmung in dem äußeren Gebaren, zu einem besonderen Typus bei den Betreffenden führen kann, unterliegt keinem Zweifel.

Zu diesen Berufspsychosen könnte man auch den „Cäsarenwahnsinn" zählen, insofern man in ihm eine Psychose der Herrschenden, und zwar nur der Herrschenden zu erblicken hätte, die ihrem Wesen nach durch den cäsarischen Beruf entwickelt wurde. Dem Begriffe des Cäsarenwahnsinns begegnen wir meines Wissens zuerst bei Champigny, der in seinem Werke „Les Césars", das im Jahre 1841 in Paris erschien, von einer Manie impériale spricht. Johannes Scherr überschreibt in seinem famosen „Blücher und seine Zeit", das in den Jahren 1862 und 1863 erschien, ein Kapitel (VIII, 1) über Napoleon mit „Kaiserwahnsinn", während G. Freytag wohl als der erste angesehen werden muß, der 1864 in seiner „Verlorenen Handschrift" in einer eingehenden Schilderung der Bezeichnung und dem Wesen des Cäsarenwahnsinns gewissermaßen das Bürgerrecht verlieh. Daß für die Entwicklung eines Charakters nichts gefährlicher ist als unumschränkte Herrschermacht, wo der Einzelne nicht auf die Hilfe seiner Nebenmenschen angewiesen ist und keinerlei Rücksichten auf sie zu nehmen hat, ist leicht verständlich, und der Schaden wird um so größer, um so unvermeidlicher sein, als das große Heilmittel der Erziehung gerade hier meist kläglich versagt.

Der Philosoph Carneades von Cyrene und nach ihm Montaigne hatten schon die Bemerkung gemacht, daß die Fürstensöhne, unter

*) Mit Benutzung eines Aufsatzes in der „Deutschen Revue", Juni 1907.

deren Berührung sich alles binsenhaft biege und beuge, nur von den Pferden, die sie bestiegen, rücksichtslos abgeworfen würden und daher meistens nur das Reiten gründlich lernten. Selbstverständlich gilt das nur für jene Zeit. Auch hierin ist gewiß manches anders und besser geworden, aber nach wie vor wird die Schmeichelei auf die persönliche Anschauung verderblich wirken und zu einem Verluste des Urteils über Gut und Böse führen, bis endlich der eigene Wunsch jede andere Erwägung unterdrückt, jede Laune Befriedigung erheischt und jeder Widerspruch als eine Kränkung und persönliche Feindseligkeit empfunden wird.

Von da ab wird das Bild des Cäsarenwahnsinns eine rasche Entwicklung erfahren und nach der jeweiligen Anlage zu Argwohn und List, zur Heuchelei und Verstellung oder zur brutalsten Entäußerung von Blutdurst und Grausamkeit führen, deren ersten Anstoß meist die eigne Familie auszuhalten hat.

Den Hauptschauplatz dieser Vorgänge hat wohl von jeher die unumschränkte Herrschermacht des Orients dargeboten; nirgends aber zeigte diese Krankheit eine gewaltigere Entwicklung als in dem römischen Staate, weil dort die Entfaltung der Menschen in Tugend und Verkehrtheit am gewaltigsten war, und dies besonders dann, als J. Cäsar den letzten Rest der alten römischen Einfachheit mit orientalischen Anschauungen und Sitten durchsetzt hatte.

Zu diesen allgemeinen Ursachen trat noch eine besondere, persönliche, hinzu.

Nach Cäsars Tode hatten sich die alten und entarteten Geschlechter der Julier und Claudier miteinander verbunden. Hierdurch wurden die bisher getrennten beiderseitigen Schädlichkeiten vereint auf ihre Nachkommen übertragen, bei denen sich die bis dahin latente Kränklichkeit zur vollen Krankheit entwickelte.

Was drei geniale Herrscher — Cäsar, Oktavianus und Tiberius — mit gewaltiger Kraft aufgerichtet hatten, das wurde nunmehr von drei Wahnsinnigen niedergerissen — Gajus, Claudius, Nero.

Gajus Cäsar, den die Soldaten Caligula nannten, des Germanicus (Julier) und der Claudia Sohn, war bei dem Tode seines Großonkels Tiberius 25 Jahre alt. Eine Schwäche der unteren Gliedmaßen hatte er als ein Erbteil des Augustus überkommen, und die Mängel seiner moralischen Veranlagung waren dem scharfen Auge seines Großonkels nicht entgangen. „Ich lasse den Gajus zu seinem und der andern Unglück am Leben,“ so hatte sich Tiberius über ihn ge-

äußert; „ich erziehe in ihm eine Schlange für das römische Volk und einen Phaeton für die Welt,“ und Sueton nennt ihn krank an Körper wie an Geist.

Gleichwohl jauchzte ihm das römische Volk wie einem Erlöser aus schwerer Not entgegen, und seine ersten Handlungen als Kaiser ließen bessere Tage hoffen. Aber nicht lange und es war mit dieser Hoffnung vorbei. Caligula konnte den Gedanken, Beherrscher der Erde zu sein, nicht ertragen. Er wurde daran wahnsinnig, und zwar wurde er ein wahnsinniger Dämon.

Von jeher war er ängstlich und allerhand nervösen Störungen unterworfen gewesen. Er litt an Gewitterangst, und wenn er donnern hörte, kroch er in seiner Not unter das Bett. Alles dies steigerte sich jetzt zum Maßlosen, Ungeheuerlichen. Durch seine Ausschweifungen hatte er sich wenige Monate nach seiner Thronbesteigung eine akute geistige Erkrankung zugezogen, und es scheint, als ob er die Verfolgungsideen, die ihn damals beherrschten, nie wieder losgeworden sei. Jedenfalls zeigte er von da an eine Unruhe und Rastlosigkeit und eine Lust am Zerstören ohne Ziel und Zweck, während sich anderseits ein komödiantenhafter Zug bemerkbar macht und seine Selbstüberhebung zur Selbstvergötterung ansteigt.

In recht charakteristischer Weise und nicht ohne Humor schildert dies Philo in seinem Berichte über eine Audienz, die er bei dem Cäsar hatte.

Die Juden in Alexandria wurden von den heidnischen Bürgern der Stadt in ihren Rechten bedroht und sollten von der Bürgerschaft ausgeschlossen werden. Sie sandten deshalb den Philo mit einer Gesandtschaft nach Rom, die von dem Kaiser gleichzeitig mit ihren Gegnern zu einer Audienz befohlen wurde.

Diese Audienz fand in der Villa des Maecenas statt, deren sämtliche Zimmer der Kaiser sich hatte öffnen lassen. Sowie der Kaiser die Gesandten erblickte, fuhr er auf sie los und schnauzte sie an, weshalb sie ihm keine göttlichen Ehren erwiesen, da er doch ein Gott sei? Ohne eine Antwort abzuwarten, läuft er durch alle Zimmer, Befehle gebend und Anordnungen treffend. Ebenso unvermittelt wendet er sich wieder an die atemlos hinter ihm her keuchenden Juden: „Warum eßt ihr kein Schweinefleisch?“ und wieder dasselbe Abspringen und dieselbe tolle Jagd, treppauf, treppab, bis er endlich die Gesandtschaft, ohne daß sie überhaupt zu Worte gekommen ist, mit dem Bescheide entläßt: „Ich sehe ein, sie sind

nicht schlecht, sondern unglücklich und dumm, weil sie mich nicht als Gott verehren, der ich es doch bin.“

Als Gott nimmt er nacheinander die Abzeichen und Namen der sämtlichen großen Götter an. Er unterhält sich im Kapitol mit seinem Bruder Jupiter, den er gelegentlich auch wohl bedroht: „Töte mich doch, sonst werde ich dich umbringen,“ und dessen Blitze er während eines Gewitters durch Steine erwiderte, die er durch eine Maschine gegen die Wolken schleudern läßt, während das Rollen des Donners durch dumpfes Brummen nachgeahmt wird.

Sein Wesen findet seinen besten Ausdruck in seinem Ausspruche: „Ich habe das Recht, alles zu tun, was mir beliebt, und ein Recht über alle.“ Und in diesem Sinne wenigstens hat er seinem Worte alle Ehre gemacht. Nichts war ihm je so heilig, das er nicht unter die Füße getreten, nichts so hoch, das er nicht in den Schmutz gezogen hätte.

Ob ihn bei diesem wahnwitzigen Gebaren die bestimmte Absicht leitete, die Bestrebungen J. Cäsars wieder aufzunehmen und den von der Kleopatra überkommenen orientalischen Königsbegriff, d. h. die unumschränkte Herrschergewalt, auf römische Verhältnisse zu übertragen, ist immerhin möglich, jedenfalls säumte er nicht, den Begriff in die Tat umzusetzen.

Zu diesem orientalischen Königsbegiff gehörte auch die Vielweiberei und die Geschwisterehe; Caligula heiratet seine Schwester Drusilla, und nach ihrem Tode entriß er zwei römische Damen ihren Gatten und heiratete sie, wie ja auch Julius Cäsar in Rom gleichzeitig mit der Cauponia und der Kleopatra verheiratet war.

Jene beiden Frauen hat er bald nachher verstoßen und in die Verbannung geschickt, während er die tote Drusilla unter die Götter versetzte.

Von nun an reiht sich Verbrechen an Verbrechen, und es wurde immer gefährlicher, in seine Nähe zu kommen. Als seine hochgesinnte Großmutter Antonia es wagte, ihm ernsthafte Vorwürfe zu machen, läßt er sie vergiften, sein früherer Gönner Marco, dem er zu großem Danke verpflichtet war, der Silanus u. a., die ihm unbequem waren, werden ohne weiteres aus dem Wege geräumt, und die Bewunderung des Volkes oder sein eignes Mißfallen waren eine genügende Ursache, um ein Todesurteil auszusprechen, bis ihm das Morden an sich zur Wollust wurde und er dem Henker die Anweisung gab: „Triff den Mann, daß er den Tod wirklich fühlt.“

In der Arena ließ er den ersten besten unter den Zuschauern den wilden Tieren vorwerfen, Quästoren und Senatoren wurden gefoltert, und seinem innersten Empfinden gab er in dem entsetzlichen Wunsche Ausdruck: „Ich wollte, ihr hättet alle nur einen Hals!“ Was das aber besagen sollte, geht aus einer andern Äußerung hervor, die er einst unter Kosen und Lachen der von ihm geliebten Cäsonia gegenüber tat: „Ich brauchte nur ein Zeichen zu geben, dann würde auch dieser reizende Kopf fallen!“

Mit diesem Schwelgen in Grausamkeit und Wollust verband sich die unsinnigste Verschwendung. Eines seiner Gelage kostete über zwei Millionen Mark, und in seiner unsinnigen Baulust, seinen schwimmenden Villen und zumal in der Schiffbrücke, die er über den Golf von Bajä nach Puteoli baute, hatte er schon nach Ablauf von zwei Jahren die gewaltige von Tiberius ersparte Summe verschwendet, so daß er sich genötigt sah, sich nach einer Ergänzung seiner Einkünfte umzusehen. Um die Mittel war der Cäsar nicht verlegen. Er führte Steuern aller Art ein, verurteilte reiche Leute zum Tode, um ihr Vermögen einzuziehen, und verlangte, daß ihm bei allen Testamenten ein Teil der Erbschaft zugesichert werde. Ließ ihn alsdann ein solcher Erblasser zu lange auf den Antritt des Legates warten, so schickte er ihm wohl Gift, um ihm zu bedeuten, daß er sich beeilen möge, seiner Pflicht nachzukommen.

Auf einen andern Einfall, seine Einnahmen zu vermehren, verfiel er gelegentlich eines Aufenthaltes in Lyon, wo er in allerhöchster Person alten Plunder aus dem Nachlasse der Cäsaren auf den Markt brachte und versteigern ließ, wobei natürlich der historische Wert in Anrechnung kam.

Eines Tages war einer der Anwesenden eingenickt, und Caligula bedeutete dem Ausrufer, auf den alten Herrn besonders achtzuhaben und jedes Nicken als eine Zustimmung anzunehmen. Als der unglückliche Schläfer endlich erwachte, befand er sich im Besitze von neun Gladiatoren, wofür er dem Kaiser die Kleinigkeit von zwei Millionen Mark zu bezahlen hatte.

Auch auf kriegerischen Ruhm stand sein Begehr, obwohl er von Natur feige und nichts weniger als ein Held war.

So zog er im Jahre 39 an den Rhein, um den Grenzstrom zu überschreiten. Als sich aber das Gerücht von einem Anmarsche der Germanen verbreitete, war es mit der Kriegslust des Cäsars sofort vorbei, und er versuchte in rasender Eile über Hals und Kopf das linke Ufer zu erreichen.

Um so verwunderlicher war es daher, als er einige Tage nachher wirklich zur Bekämpfung des Feindes auszog und am Abend als glücklicher Sieger mit einer Anzahl Gefangener zurückkehrte. Daß diese Gefangenen sich bald nachher als Angehörige seiner deutschen Leibwache entpuppten, die sich auf des Kaisers Befehl zu dieser Rolle hergeben mußten, hinderte ihn nicht, dem Senate zu schreiben und ihn zu schmähen, daß die Senatoren in allen Freuden der Residenz schwelgten, während er, ihr Kaiser, sich den Gefahren und Mühen des Krieges aussetze.

Zu seinen militärischen Heldentaten zählt auch sein Zug nach Britannien.

Mit ungeheuern Rüstungen in Szene gesetzt, verlief er im eigentlichen Sinne des Wortes im Sande, indem er seine in Boulogne angesammelten Truppen die Muscheln des Strandes aufsammeln hieß, die er als die dem Ozean entrissene Beute im Kapitol aufbewahren werde.

Bis dahin hatte niemand, weder in Rom noch in der Armee, eine Hand gegen dieses Treiben eines Wahnsinnigen erhoben, von dem Seneca sagte, daß er aufgetreten sei, um der Welt zu zeigen, welchen Umfang zügellose Freveltat bei der höchsten Machtstellung zu erreichen vermöge.

Solange er nur den Adel verfolgte und seine Opfer unter den Reichen ausgesucht hatte, blieb das Volk stumm, und erst als er die Steuerschraube anzog, war es mit der alten Freundschaft getan.

Noch aber hatte er die Armee auf seiner Seite, und wenn die Soldaten auch über die albernen Possen lachten, die ihnen der Kaiser vorspielte, so ließen sie sich doch die Geschenke gefallen, womit er sie begleitete. Es ist ein weiterer Beweis für seine wahnsinnige Verblendung, daß er sein blindes Wüten endlich auch gegen die Soldaten richtete. Damit hatte er sein Schicksal beschworen. Es bildeten sich verschiedene Verschwörungen, denen er am 24. Januar 41 zum Opfer fiel, nachdem er drei Jahre und zehn Monate lang regiert hatte, ein Mensch, den nach Senecas Ausspruch die Natur zur Schande und zum Verderben für das menschliche Geschlecht hervorgebracht hatte.

Am 13. Oktober 54 bestieg Claudius Nero, 17 Jahre alt, den römischen Kaiserthron, der Sohn der Agrippina, einer Schwester des Caligula, und des Domitius Ahenobarbus, der ihm bei seiner Geburt die Worte mit auf den Weg gab: „Von der Agrippina und mir kann nur ein Scheusal kommen, das der Welt zur Geißel wird.“

Und in der Tat hätte er in der Wahl seiner Eltern vorsichtiger verfahren können, denn der Vater Domitius war ein roher und wüster Geselle, ein Betrüger und Blutschänder, und von der Mutter sagte man, daß sie ihren ersten Gatten vergiftet habe; eine Tat, deren man sich bei ihr, nach ihrem späteren Verhalten zu urteilen, wohl versehen konnte.

Er selber war nach einem Ausspruche Rénans ein wahnsinniger Gamin, der sich an dem Beifalle der Straßenhefe berauschte, nicht gerade der verrückteste noch auch der schlechteste Souverän, den der römische Staat auf seinem Thron gesehen, wohl aber der eitelste und lächerlichste, den ein böses Geschick je an die Spitze der Welt gestellt hatte.

Es war eine tolle Zeit, wie sie uns am besten aus den Schilderungen des Petronius Arbiter in seinem Satyrikon entgegentritt, und Nero gab sich ihren Verlockungen im tollsten Übermute und mit einer alle Schranken überschäumenden Genußsucht hin.

Noch kümmerten ihn nicht die Regierungsgeschäfte, die er seiner Mutter und seinem Erzieher Seneca überließ, während er eine Bande gleichgesinnter Wollüstlinge, die „Ritter des Augustus", um sich versammelte, mit denen er die Nächte durchtobte und die Straßen Roms zum Schauplatze der wüstesten Orgien machte.

Der Geschmack des Zeitalters war verdreht. Die Kunst des Deklamierens beherrschte alles, und lebende Bilder waren in der Mode, aber alles gleich geschmacklos und übertrieben.

Und mitten hinein in dieses Chaos von Unverstand und Schrankenlosigkeit drängte sich die Schauspielernatur eines Nero, das tolle Treiben durch noch tolleres Gebaren überbietend, das Maßlose zum Ungeheuerlichen steigernd.

Mit seinen Gefühlen spielend, gestaltete sich alles bei ihm zu Versen, mit deren Vortrag er seine Umgebung oft tagelang beglückte. Niemand durfte während dieser Vorträge das Theater verlassen, und es kam wohl vor, daß Frauen dort ihre Niederkunft durchmachen mußten. Er selber gönnte sich dabei kaum Zeit zum Essen.

Für den Beifall sorgten fünftausend stramme Soldaten, die für eine dreifache Beifallsbezeugung eingeschult waren, den Brummschall, den Hohlziegelschall und den Scherbenschall. Und wehe dem, der diesen Beifall versagte oder zu lau darin war, der Tod war ihm gewiß. So ließ er einst einen Sänger erdrosseln, der seine Stimme nicht genügend gedämpft und ihn seiner Meinung nach nicht zur gehörigen Geltung hatte kommen lassen.

Bei alledem hatte sich sein Tatendrang bis dahin vorzugsweise auf Raufhändel beschränkt, und er war als Maler, Sänger, Versemacher, als Wagenlenker und in allen Arten von Sport und Jagd eigentlich nur seinen Intimen gefährlich geworden. Hier konnte ihn allerdings ein Nichts verletzen und den Tod des Unbedachten herbeiführen.

Das wurde nach dem Tode seiner Mutter anders. Schon lange war ihm Agrippina durch ihr Einmischen in seine und des Staates Angelegenheiten lästig geworden. Jetzt wurde sie unerträglich, und er beschloß ihren Untergang. Ein Versuch, sie durch ein zerfallendes Schiff in Bajä zu ertränken, mißlang, und rasch entschlossen läßt er sie noch in derselben Nacht ermorden.

Um diese Zeit scheint eine psychische Erkrankung eingesetzt und ihn bis zu seinem Tode nicht mehr verlassen zu haben, zum wenigsten lassen sich von nun an Perioden der Erregung nachweisen, die mit Zeiten einer mehr melancholischen Verstimmung abwechseln, in denen er seine tote Mutter sah und sich, von innerer Angst gequält, rastlos umhertrieb. In den Zeiten der Erregung schleppte er alle Kunstgegenstände zusammen, deren er habhaft werden konnte, und errichtete Paläste von fabelhafter Pracht und Ausdehnung. Sie strotzten von Marmor und Edelgestein, von Perlmutter und Gold, und den Fußboden bedeckten babylonische Teppiche, die er bis zu 600 000 Mark das Stück bezahlte. Die Wände eines Zimmers waren ganz aus Perlen hergestellt. So meinte er, daß er anfinge, wie ein Mensch zu wohnen.

Alles war von Gold und edeln Gesteinen, die Hufe seiner Maultiere waren von Gold, und in seinem Gefolge befanden sich nie unter tausend Wagen. Tacitus gibt die Summe, die er für die Prätorianer, Komödianten und Freigelassenen ausgab, auf 330 000 000 Mark an, und dessen, was er für seine Bauten verbrauchte, war unendlich viel mehr. In dieser unsinnigen Verschwendung rannen ihm die Millionen nur so durch die Hände, und dabei hatte er nicht wie Caligula einen ererbten Schatz zu seiner Verfügung.

Trotzdem träumte er von noch Höherem, noch Unerhörterem; denn: „bis zu mir hat niemand gewußt, was alles einem Herrscher erlaubt ist."

Ob er den Brand Roms im Jahre 64, wobei von den vierzehn Regionen der Stadt nur vier verschont blieben, wirklich veranlaßt hat, ist nicht erwiesen, daß er dazu gesungen, wohl eine Legende. Man wußte, daß er sich mit Bauplänen trug und an Stelle des alten

ein Neronisches Rom setzen wollte, und man kannte ihn gut genug, um ihm derartiges zuzutrauen. Sicherlich war er nicht der Mann, um vor einem solchen Frevel zurückzuschrecken, wenn es sich darum handeln würde, sich auf dem Wege der Brandstiftung billige Bauplätze zu verschaffen.

Jedenfalls schob ihm die allgemeine Meinung den Brand zu, und bei dem massenhaften Elend, bei dem fast völligen Untergange des alten Rom war die Bewegung eine gewaltige. So mag er wohl selbst das Bedürfnis empfunden haben, den Verdacht von sich abzulenken, und er beschuldigte die allgemein verhaßten Christen, dieses odium generis humani. Deshalb ließ man sich die Verfolgung gefallen, zumal dann, wenn sie Veranlassung zu schönen Schaustellungen abgab, wie sie die Fackeln des Nero waren.

Und bei alledem war Nero, trotz seiner brutalen Roheit, nicht eigentlich grausam.

Er suchte und fand den Genuß mehr in der Schmeichelei seiner tollen Eitelkeit durch das Außergewöhnliche, nie Dagewesene des von ihm Dargebotenen, und eine Hinrichtung war zu jener Zeit ein öffentliches Volksfest. Zudem stand das menschliche Leben damals so gering im Werte, das Vergießen von Blut war ein so gewöhnliches Schauspiel, daß die nichtigsten Gründe, oft genug nur die Laune des Augenblicks, genügten, um den Kaiser zu einem Todesurteil zu veranlassen. Daß es dann bei wirklichen und ernstlicheren Veranlassungen, wie sie die angebliche Verschwörung des Piso war, zu massenhaftem Würgen kam, ist leicht verständlich.

Mittlerweile steigerte sich der Größenwahn des Kaisers immer mehr und mehr. Daß er von seiner Kunst leben könne, war seine Überzeugung. Ganz Italien hatte dem göttlichen Sänger in Bewunderung zu Füßen gelegen und ihm mit Lorbeeren und Kränzen zu Tausenden von Malen zugejauchzt. Nun beschloß er, die Griechen mit seiner Kunst zu beglücken, da nur die Griechen seiner und seiner Anstrengung wert seien.

Anderthalb Jahre durchzog er im Triumphe das Land, und sein Gefolge war ein ganzes Heer. Im Triumphe kehrt er nach Italien zurück. Vor ihm her schreiten 1808 Herolde, welche die in Griechenland erworbenen Kronen und Kränze vor ihm hertragen und laut die Namen der Orte und der Sänger verkünden, wo und über die er gesiegt hatte. In Rom riß man die Mauern des Zirkus Maximus nieder, um ihn einzulassen, und die 1808 Siegestrophäen wurden dort zu seinen Füßen hingelegt.

Unterdes tobte in Gallien der Aufstand des Vindex, und unter den Soldaten begann es sich zu regen.

Aus dieser Zeit besitzen wir genaue Mitteilungen, und nie tritt uns die Komödiantennatur des Cäsar greller und unverhüllter entgegen als in diesen letzten Tagen.

Bald will er in feigem Verzagen entfliehen, bald seine Feinde mit seinen Liedern und seiner Stimme besiegen. Er komponiert die Siegeslieder und trägt sie den wenigen vor, die noch an seiner Seite stehen; er jammert, daß man einen so beschäftigten Mann in dieser Weise störe, und er tröstet sich, daß noch nie ein Fürst ein so großes Reich verloren hätte, um in grellem Umschwunge der Stimmung den Senat mit dem Untergange, ganz Rom mit Brand und Mord zu bedrohen.

Am 8. Juni 68 rufen die Prätorianer den Galba zum Kaiser aus, und Nero plant, wie er in Trauerkleidern das Volk anreden und seine ganze schauspielerische Kraft aufbieten will, um die Masse zu seinen Gunsten umzustimmen. Aber während er noch seine Rede aufschreibt, findet er sich in der Nacht allein und seinen Palast von Wachen entblößt. Diesmal bleibt ihm nur die Flucht, und er flieht verkleidet in die Villa des Phaon, wo er sich im Gehölze versteckt. Auch jetzt noch, in der Todesnot, überwiegt der Komödiant. Er ergeht sich in klassischen Zitaten und rhetorischen Wendungen. In der Situation sieht er nur das Drama, und er merkt, daß er das Drama diesmal auf eigne Rechnung spielt.

So zitiert er aus dem „Oedipus“:

> Meine Gattin, meine Mutter und mein Vater
> Sprechen mein Todesurteil aus,

und wenn er sein Los beklagt, so tut er dies mit den Worten: „Welch ein Künstler geht mit mir zugrunde!“ Da hört er das Pferdegetrappel der nahenden Verfolger, und während er den vergeblichen Versuch macht, sich mit dem Dolche zu erstechen, spricht er die Verse der Ilias: „Der Schritt schwerer Rosse schlägt an mein Ohr,“ bis ihm sein Begleiter den Dolch in die Kehle stößt (9. Juni 68).

So starb mit 31 Jahren nach fast 14jähriger Regierung ein Mensch, von dem Rénan mit Recht sagen kann, daß er eine in Blut ausgeprägte Karikatur gewesen sei.

Und doch muß etwas in seinem Wesen gelegen haben, das auf die große Menge wirkte, denn lange noch erwartete das Volk seine Wiederkehr, da er nicht umgekommen sei, sondern in Persien lebe, und wiederholt traten falsche Neros auf, die Anhang und Unter-

stützung fanden. Auch hatte man den Otho zum Kaiser ausgerufen, weil er dem Nero gliche. Mit Nero endet die Familie der Julier; das Geschlecht der Cäsaren verschwindet von der Erde. Der Born war erschöpft, der Baum trägt keine Früchte mehr und die entartete Rasse findet ihr Ende in Mord und Streit.

Nero hatte zu gründlich für den Untergang seiner Familie gesorgt und nicht weniger als 24 Mitglieder einem gewaltsamen Tode überliefert.

Dem Cäsarenwahnsinn hat er damit kein Ende gemacht, und von Beispielen ließen sich innerhalb und außerhalb des Römischen Reiches im Laufe der Jahrhunderte noch manche anführen, obwohl sich unter den römischen keiner mehr zu der Höhe seiner Vorfahren aufschwang, und sie uns wie Karikaturen jener großen Meister ihres Faches anmuten.

Der Sohn des großen Marc Aurel, Commodus, war trotz der sorgfältigsten Erziehung nichts weiter als ein wildes Tier mit Cäsarengewalt, und Heliogabalus übertrug die Verkehrtheiten des Ostens, die dort im Harem verborgen blieben, auf die offene Straße. Dieser Typus eines Entarteten, dessen Büsten geradezu eine Musterkarte von Entartungszeichen darstellen, war mit 14 Jahren der Herr der Welt. Für einen römischen Kaiser seiner Zeit bedurfte es keiner besonderen Sehergabe, um sein Schicksal vorauszusehen, und so klug war Heliogabalus auch, um zu wissen, daß ihm ein gewaltsamer Tod beschieden sei. Aber er wollte von seinem Tode, daß er groß und kostbar sei, und so ließ er goldene Stricke und Schwerter anfertigen und parfümierte Gifte bereiten, und er errichtete einen kostbaren Turm, um sich von dort herabzustürzen.

Ich übergehe die Tyrannen des Mittelalters, die Malatesta und Sforza, obwohl sich aus ihnen manch prächtiges Beispiel herausnehmen ließe, um bei Iwan dem Schrecklichen, dem grausen Moskowiter Zaren (1530—1584), etwas länger zu verweilen.

Es war eine rauhe, eine mitleidlose Zeit, und Rußland damals noch ein durchaus barbarisches Land. Von dem Vater Iwans wird berichtet, daß er in hohem Grade reizbar und fast nie im psychischen Gleichgewichte war. Ein Bruder Iwans war imbezill und mehrere seiner Kinder epileptisch. Nach dem frühen Tode seines Vaters wurde er von seiner Mutter Helena erzogen, und ob diese Erziehung besonders dazu angetan war, die vom Vater ererbte psychische Anlage in gesundere Bahnen zu leiten, möchte ich bezweifeln, da sie drei Oheime ermorden ließ. Sie selbst wurde von den Bojaren

ermordet, als Iwan sieben Jahre alt war, und wenn die Uneinigkeit der Mörder sie auch davon abhielt, dem jungen Zaren das gleiche Schicksal zu bereiten, so taten sie doch alles, um ihn systematisch zugrunde zu richten. Sie ermordeten seine Günstlinge, und er selber hat jahrelang in Todesgefahr und Not geschwebt. Trotzdem waren die ersten Jahre seiner Regierung erträglich, bis er sich allmählich zu einem Leviathan von Grausamkeit und Blutgier auswuchs, der nicht seinesgleichen hatte, und unter dem Rußland 26 Jahre lang unsagbares Leid erduldete.

Zuerst wandte sich sein Grimm gegen die Bojaren, an denen er blutige Rache nahm und die er wie wilde Tiere zu Tode hetzte. Überall hatte er seine Spione, und ihm wurde jedes Wort hinterbracht, das gegen ihn geäußert wurde. Wehe alsdann dem Unvorsichtigen, und niemand war mehr seines Lebens sicher. Einem Bojar, der sich vor dem auf dem Throne sitzenden Zaren verbeugt, schneidet er das Ohr ab, einem anderen, der sich ihm mit einer Bitte naht, durchbohrt er mit seinem eisenbeschlagenen Stabe den Fuß, und beide dürfen keine Miene verziehen und müssen sich bei dem Zaren für die ihnen erwiesene Gnade bedanken. Bei seinen Festen reitet er mit seinem Gefolge über das auf der Erde hingestreckte Volk hinweg und läßt Hunderte von Gefangenen hinschlachten. Frauen und Kinder werden auf seinen Befehl vor seinen Augen ermordet, und sein ganzes Leben ist eine ununterbrochene Folge von Grausamkeit und Mord.

Schon lange war ihm die Tätigkeit der Hansa und ihre blühende Niederlassung in Naugart (Nowgorod) ein Dorn im Auge, und er suchte nur nach einem Vorwande, um sie zu zerstören. Es genügte ihm daher die durch nichts verbürgte Anzeige eines Landstreichers, daß Naugart Verrat beabsichtige, um mit seinem Heerbanner gegen die Stadt zu ziehen und sie dem Erdboden gleich zu machen (1570). An 60 000 Einwohner fanden dabei ihr Ende, indem er jeden Tag 500—1000 verbrennen, pfählen und ertränken ließ. In den späteren Jahren seiner Regierung steigerte sich dieses Wüten zur völligen Raserei. In einem solchen Anfalle ist er auch mit 53 Jahren gestorben, nachdem er noch unmittelbar vorher die Hinrichtung der Sterndeuter befohlen, die seinen Tod vorhergesagt hatten.

Sein schwachsinniger Sohn Feodor, von Boris Godunoff beherrscht, stirbt ohne Erbe, und seinen zweiten Sohn, Demetrius, hatte er in einem seiner Wutanfälle mit eigener Hand erschlagen, als er zehn Jahre alt war. Da dieser Demetrius epileptisch war

und überdies die grausame Natur seines Vaters geerbt hatte — das Hauptvergnügen des Knaben bestand in dem Quälen und Töten von Tieren, von Hühnern und Tauben — war sein Tod an sich kein großer Verlust.

Zweihundert Jahre später spielte sich in Rußland ein ähnliches Drama ab, oder richtiger, eine Karikatur jenes Dramas, da Iwan bei allem Gräßlichen doch ein großartiges Scheusal gewesen ist, während man in Paul I. im Grunde kaum etwas anders, als einen albernen Narren erblicken kann.

Ein Urenkel Peters d. Gr. und der häßlichste Mann seines Reiches, bestieg der damals 42jährige Sohn der Kaiserin Katharina nach dem Ableben seiner Mutter den russischen Kaiserthron. Daß der Kaiserin Katharina durch die Art und Weise, wie sie ihren Sohn erziehen und von ihren Günstlingen mißhandeln ließ, an den Charaktereigenschaften desselben, die sich später auf eine so unheilvolle Art entwickelten, eine gewisse Schuld beigemessen werden muß, ist unbestreitbar. Ebensowenig kann man auch Peter den Großen von der Schuld, seinen Sohn Alexej schlecht erzogen zu haben, freisprechen. Aber es darf auch nicht unbeachtet gelassen werden, daß gewisse Naturanlagen, geistige und moralische Defekte, vorhanden gewesen sein müssen, die den despotischen, rachsüchtigen und störrischen Charakter Pauls wenn auch nicht entschuldigen, so doch einigermaßen begreiflich machen. „Die despotischen Allüren Pauls trugen schon in der ersten Zeit seiner Regierung den Stempel des Cäsarenwahnsinns, der sich alsbald maßlos steigern sollte,“ sagt Turgenjew in seinen Aufzeichnungen. „Schon während der letzten Stunden, als Katharina mit dem Tode rang, hegten alle die Besorgnis, daß man einer Zeit entgegengehe, da niemand werde frei atmen können. Die erste Heldentat der neuen Regierung war ein erbitterter, schonungsloser Kampf gegen die schlimmsten Feinde des russischen Staats: die runden Hüte, die Fräcke und die Gilets. Zweihundert Polizeisoldaten und Dragoner rannten in den Straßen umher und rissen allen Vorübergehenden die runden Hüte ab, den Fräcken wurden die Krägen abgeschnitten, die Gilets in Stücke zerrissen. Wer sich wehrte, wurde mit Faust- und Stockschlägen mißhandelt. Den Schergen war ausdrücklich eingeschärft worden, rücksichtslos vorzugehen. Am ersten Tage seiner Regierung ritt Paul an einem hölzernen Theater vorüber, das Katharina hatte erbauen lassen. Er befahl, es niederzureißen, und wenige Stunden später war von dem großen Gebäude keine Spur mehr zu erblicken.“

Dieser Vorgang, bemerkt Turgenjew, gab mir Gelegenheit, zu erkennen, wie weit sich die Macht der russischen Regierung erstrecke. Die Fälle von Verbannung vom Hofe, aus der Hauptstadt, über die Grenze und nach Sibirien wurden so häufig, daß man schließlich kaum noch darauf achtete. Dem russischen Gesandten in London wurde der Befehl erteilt, keinem nach Rußland reisenden Ausländer einen Paß zu verabfolgen. Buturlin berichtet, starr vor Entsetzen, es sei alle Einfuhr ausländischer Bücher verboten worden. Bekannt ist, daß Kotzebue, in der Absicht, Verwandte in Estland zu besuchen, unterwegs in brutaler Weise aufgegriffen und nach Sibirien geschleppt wurde. Nach seiner Begnadigung erfuhr er, es sei deshalb geschehen, weil er ein Schriftsteller sei.

Während seiner ganzen Regierungszeit, die vier Jahre und vier Monate währte, schuf er nichts Wesentliches; seine Haupttätigkeit bestand in der Vernichtung oder Verunstaltung alles dessen, was seine Mutter geschaffen hatte. Pauls Regierungszeit zeichnete sich unter anderem auch dadurch aus, daß er nicht nur alle Günstlinge seiner Mutter, sondern auch alle verdienstvollen Mitarbeiter an den Reformen und Großtaten der nordischen Semiramis mit seinem unverhüllten Haß beehrte und sie seine Animosität rückhaltlos fühlen ließ. Ein Schilderer dieser schrecklichen paulinischen Regierungszeit sagt: „Mit Entsetzen sah die russische Aristokratie, daß der Kaiser seinen Ausspruch: ‚On n'est grand seigneur en Russie, que quand on me parle et pendant qu'on me parle' buchstäblich in Ausführung brachte, daß er unterschiedslos alles niedertrat, was ihm in den Weg kam, und alle bisherigen Gewohnheiten so vollständig auf den Kopf stellte, daß schließlich nur noch diejenigen sich einer gewissen Sicherheit an Freiheit und Leben erfreuten, die ihre Tage außerhalb des Glanzes der Hofsonne verbrachten und zu unbedeutend waren, um bemerkt zu werden. Wer gestern die Spitze der Leiter erklommen hatte, wurde heute in ein bodenloses Nichts zurückgeschleudert und war froh, wenn er einen anderen Weg als denjenigen in die bekannte große Landschaft jenseit des Ural antreten durfte. Schweigend packten die großen Herren ihre Koffer, in aller Stille ließen sie vor ihre Karossen Bauernpferde spannen, um so unbemerkt als möglich in die Einsamkeit ihrer Landgüter zu verschwinden und ihre Tage in Müßiggang zu verbringen."

Die höchsten Stellen erhielten Leute, welche kaum lesen konnten, welche ganz ungebildet waren und nie Gelegenheit gehabt hatten,

irgend etwas das Gemeinwohl Förderndes zu sehen; sie kannten nur Gatschina und die dortigen Kasernen; sie hatten nichts anders getan, als auf dem Paradeplatz exerziert, nichts anderes gehört als die Trommel und die Signalpfeife.

Der Lakai Kleinmichel wurde beauftragt, Feldmarschälle in der Kriegskunst zu unterrichten. Sechs oder sieben damals in Petersburg befindliche Feldmarschälle saßen an dem Tische unter dem Vorsitze des ehemaligen Lakaien, welcher den in vielen Feldzügen ergrauten Heerführern in gebrochenem Russisch die sogenannte Taktik beibrachte!

Paul gefiel sich in solchem wertlosen Garnisondienst, wobei die Soldaten ob geringfügiger Versehen totgeprügelt wurden, in Wachtparaden, in den kleinen Kunstgriffen der Kaserne, in Soldatenspielen, in lauter abgeschmackten Äußerlichkeiten des Militärwesens.

Der schwedische Gesandte schrieb seinem Könige: „Paul pflegt die Offiziere fortzujagen, als habe er es mit Lakaien zu tun. Der letzte Rest von esprit de corps geht bei diesem Stande dadurch verloren. Wer irgend etwas Ehrgefühl hat, wird den Hof und die Armee fliehen. Jede allzu große Spannung, wie die gegenwärtige, muß eine Erschlaffung zur Folge haben."

Ssablukow, ein russischer General, berichtet in seinen Memoiren: „Alles, was an point d'honneur in dem Offizierkorps unter Katharina vorhanden gewesen war, stand auf dem Spiele. Die Strafen wurden so häufig, daß sie alle Wirkung verfehlten. Alle Polizeihäuser und Wachtstuben waren überfüllt bei der Unzahl der Arrestanten."

Und Turgenjew meldet: „Jeden Morgen gingen alle, vom General bis zum Fähnrich herab, zur Wachtparade wie zum Blutgerüste. Niemand wußte, welches Schicksal ihn dort ereilen werde."

Nach Turgenjews Angaben hat Paul 12 000 Offiziere und Beamte nach Sibirien geschickt.

In den vier Jahren seiner Regierung hat er eine Unmasse von Ukasen erlassen, in denen sich das Groteske mit der äußersten Tyrannei verband, und seine innere wie auswärtige Politik spiegelt in ihrer dilettantenhaften und überstürzten Form seine augenblicklichen Launen und Anwandlungen wider. So hatte seine ganze bisherige Aufgabe darin bestanden, gegen die in Frankreich herrschende revolutionäre Staatslehre anzukämpfen, und er hatte deshalb den Walzer, französische Kostüms und Bücher, ja sogar das Aussprechen der Worte Patrie und Citoyen im ganzen Umfange

des russischen Reiches verboten. Daß er in Napoleon den Vertreter dieser Ideen sah und ihn als solchen haßte, verstand sich von selbst. Der große Korse aber war ein Menschenkenner, und seinem Scharfblicke blieb Paul kein Rätsel. Er wußte, daß er sich seiner bemächtigen könne, wenn er ihn mit Schmeicheleien und Huldigungen umgebe, und Paul ging leicht in die Falle. Der erste Konsul sandte ihm einige Tausend Gefangene, neu gekleidet und gerüstet, ohne Lösegeld oder Auswechslung zurück, übermachte ihm den Degen des berühmten Malteser Großmeisters L'Isle Adam und bot ihm die Anerkennung als Großmeister und den Besitz von Malta in dem Augenblick an, wo die Briten diese Insel bald ausgehungert hatten. Paul gewann an Bonaparte Geschmack, sein bisheriger Widerwille schlug in volle Bewunderung um, der Genius des Bändigers der Revolution blendete den Legitimisten. Paul erblickte in Bonaparte den größten Mann der Zeit, in dem Gebieter Frankreichs den künftigen Zaren von Westeuropa.

Im strengsten Winter, Januar 1801, jagte Paul die Bourbonen aus dem Reiche, pries Bonaparte als seinen Freund, umgab sich mit seinen Bildern und feierte ihn maßlos; mancher Emigrant wurde ausgewiesen.

Diese und unzählige Narrheiten und Brutalitäten, vor denen selbst die nächsten Familienmitglieder, die eigene Frau und Kinder, nicht sicher waren, reiften schließlich den Gedanken, daß diesem unheilvollen Treiben ein Ende gemacht werden müsse, und Paul wurde in der Nacht des 23. März 1801 von einer größeren Anzahl von Verschworenen überfallen und erdrosselt.

Nach seinem Tode begegnete man überall in Petersburg und in dem ganzen russischen Reiche dem Ausdrucke der unverhohlenen Freude. Man umarmte und beglückwünschte einander, und es war, als sei jeder einzelne aus persönlicher Gefahr und von einem schweren Alp erlöst.

Mit diesem Narren auf dem Throne Ludwig II. von Bayern in eine Parallele zu stellen, hieße diesem bitteres Unrecht antun, und doch gehört er hierher. Er ist ein Beweis dafür, daß es selbst in einem konstitutionellen Staate zur Ausbildung eines Cäsarenwahnsinns kommen kann. Allerdings sind hier die Vorbedingungen weit weniger gegeben, als dies bei der absoluten Selbstherrschaft der Fall ist, und jene gewaltige Entwicklung, wie wir sie bei den Cäsaren gesehen haben, werden wir hier nicht mehr finden. Was jene ungehindert in die Tat umsetzen konnten, Mord und Verwüstung,

das blieb hier in der Phantasie und mußte sich in den Träumereien des Tagebuches verstecken. Das Milieu social ist ein anderes geworden, und wir werden daher die individuelle Veranlagung höher bewerten müssen.

In der Familie der Wittelsbacher war von alters her der Kunstsinn erblich. Schon Gustav Adolf hatte 1632 bei seinem Einzuge in München gefragt, wer der Baumeister sei, der alle die schönen Gebäude errichtet habe, da er ihn gerne nach Schweden senden würde, und die Verdienste des ersten Ludwig um die Verschönerung seiner Hauptstadt sind bekannt. Aber neben der künstlerischen Begabung hatte der junge König einige andere, weniger günstige Eigenschaften mit auf den Weg erhalten, und schon früh zeigte er sich exzentrisch und leicht verletzlich. Bismarck, der ihn im Jahre 1863, also in seinem achtzehnten Jahre sah, schreibt darüber in seinen „Gedanken und Erinnerungen“: „Bei den regelmäßigen Mahlzeiten, die wir während des Aufenthaltes in Nymphenburg am 16. und 17. August 1863 einnahmen, war der Kronprinz, später Ludwig II., der seiner Mutter gegenüber saß, mein Nachbar. Ich hatte den Eindruck, daß er mit seinen Gedanken nicht bei der Tafel war und sich nur ab und zu seiner Absicht erinnerte, mit mir eine Unterhaltung zu führen, die aus dem Gebiete der üblichen Hofgespräche nicht herausging. Gleichwohl glaubte ich in dem, was er sagte, eine begabte Lebhaftigkeit und einen von seiner Zukunft erfüllten Sinn zu erkennen. In den Pausen des Gespräches blickte er über seine Frau Mutter hinweg an die Decke und leerte ab und zu hastig sein Champagnerglas, dessen Füllung, wie ich annehme, auf mütterlichen Befehl verlangsamt wurde, so daß der Prinz mehrmals sein leeres Glas rückwärts über die Schulter hielt, wo es zögernd wieder gefüllt wurde.

Er hat weder damals noch später die Mäßigkeit im Trinken überschritten, ich hatte jedoch das Gefühl, daß die Umgebung ihn langweile und er den von ihr unabhängigen Richtungen seiner Phantasie durch den Champagner zu Hilfe kam. Der Eindruck, den er mir machte, war ein sympathischer, obwohl ich mir mit einiger Verdrießlichkeit sagen mußte, daß mein Bestreben, ihn als Tischnachbar angenehm zu unterhalten, unfruchtbar blieb. Es war das einzige Mal, daß ich den König von Angesicht gesehen habe.“

Diese Mitteilung des großen Kanzlers ist von um so höherem Interesse, als uns aus der Zeit vor der Thronbesteigung wenig Zuverlässiges bekannt ist.

Wohl aber wissen wir, daß die Erziehung nicht dazu angetan war, die angeborene krankhafte Veranlagung des Prinzen in gesunde Bahnen zu leiten.

Sie war eine außergewöhnlich strenge, und die königlichen Prinzen wurden zumal im Punkte des Taschengeldes so kurz gehalten — eine Mark die Woche —, daß der jüngere Prinz, der jetzige König Otto, sich ernstlich mit dem Gedanken trug, sich einen Vorderzahn ausziehen zu lassen, da er davon gehört hatte, daß er dafür zehn Gulden erhalten könne.

Diese unangebrachte Strenge von oben wurde reichlich durch Schmeichelei von unten aufgewogen und das gekränkte Selbstgefühl der jungen Prinzen durch die übertriebenen Lobpreisungen des Dienstpersonals gefördert und bestärkt.

Mit 19 Jahren wurde Ludwig König (1864), und bald trat jene unglückselige Abgeschlossenheit ein, die ihn dem Verständnisse seiner Untertanen entfremden mußte. Je weniger er sich mit der Regierung befaßte, um so eifriger hing er seinen romantischen Neigungen und seinem Kunstsinn nach.

Nur wenigen war es vergönnt, mit dem jungen Herrscher zu verkehren, und von diesen wenigen hat der eine oder der andere einen für die Entwicklung des Königs geradezu unheilvollen Einfluß ausgeübt. Es soll dies in erster Linie für Richard Wagner gelten, und als man den widerstrebenden König im Jahre 1865 zu dessen Entlassung zwang, empfand er dies als eine schwere Beleidigung, die er nie verwunden hat. Er schloß sich seitdem noch mehr von der Außenwelt ab, um sich ganz in seine romantischen Träumereien zu versenken.

Aus jener Zeit drangen hin und wieder wunderliche Mären nach außen, wie sich der König in seinem Schlafzimmer einen Mond anbringen ließ, dessen Schein ihm den erwünschten Schlaf verschaffen sollte, und wie er bei Nacht und unter Fackelbeleuchtung im Schlitten durch die schneebedeckten Wälder fuhr, um sich nach einem seiner einsam gelegenen Schlösser zu begeben.

Unter anderm hatte er auf dem Dache seines Schlosses in München einen See anlegen lassen, in dem er in einem von einem Schwane gezogenen Kahne einsam als Lohengrin umherfuhr. Da ihm die Farbe des Wassers nicht genügte, ließ er die mangelnde natürliche Bläue durch Kupfervitriol ersetzen und den fehlenden Wellenschlag durch ein Mühlenrad hervorbringen. Aber eines Tages warfen die Wellen den Kahn um und der König fiel ins Wasser,

und bald nachher hatte die Schwefelsäure den Zinkboden des Sees durchfressen und das Wasser ergoß sich in die untenliegenden Gemächer.

Dann wandte sich seine Neigung der Baukunst zu, und es entstanden jene wunderbaren Königsschlösser, Zeichen seines hoch entwickelten Kunstsinns, zugleich aber auch seiner maßlosen Verschwendung.

Auf diesen Schlössern konnte er seinem Hange nach Vereinsamung nach Herzenslust nachgehen. Er nimmt seine Mahlzeiten an einem Tische ein, der aus der Tiefe hervorsteigt und jede Bedienung überflüssig macht. Im Theater darf außer ihm kein anderer Mensch der Vorstellung beiwohnen und die Schauspieler müssen vor dem leeren Hause spielen, und ob hinter den geschlossenen Vorhängen der Königsloge der König zugegen ist oder nicht, wissen sie nicht. Dabei bewegen sich die von ihm befohlenen Stücke zunächst in der Zeit Ludwigs XIV., dessen Person und absolutistische Richtung seine Bewunderung erregte. Später wendet er sein Gefallen mehr den Blutdramen zu.

Juli 1870 schreibt der spätere Kaiser Friedrich in sein Tagebuch: „König Ludwig ist merkwürdig verändert, nervös in seinen Reden, wartet keine Antwort ab, fragt nach den entlegensten Dingen."

In dieser Einsamkeit und nur den eignen Gedanken und Neigungen ohne jedes Gegengewicht hingegeben, mußte sich die angeborene krankhafte Anlage des Königs zur vollen Krankheit entfalten.

Wann seine eigentliche Geisteskrankheit angefangen hat, ist schwer zu bestimmen. In wachsender Menschenscheu war er schließlich nur von Dienern umgeben, und auch diese durften ihm zuletzt nur in Masken nahen. Der Kammerdiener Mayer berichtet, daß er ein Jahr lang nur in einer schwarzen Maske servieren durfte, weil der König, wie er sich ausdrückte, sein Verbrechergesicht nicht sehen wollte. Sein letzter Kabinettssekretär, Schneider, hat ihn nie gesehen. Er antwortete ihm bei den seltenen Vorträgen hinter einem Vorhange her und später nur noch durch einen Diener.

Aus seinen eignen Aufzeichnungen, die man nach seinem Tode fand und die man dem Staatsarchive übergeben hat, geht deutlich hervor, daß er ein völliges Traumleben, und zwar schon seit Jahren führte. Seine ungezügelte Phantasie spiegelte ihm die wunderlichsten Bilder vor, die sich bei ihm zur Wirklichkeit ge-

stalteten und nach Art von Fieberphantasien zu völligen Romanen ausgesponnen wurden.

So verurteilte er seine Minister und andere ihm mißliebige Personen zum Tode. Er ließ diese Urteile vollziehen und malte die verschiedenen Todesarten ausführlich aus. Eine besondere Abneigung hegte er gegen den späteren Kaiser Friedrich, und ihm ist ein großer Teil des Tagebuches gewidmet.

Nach dem Vorbilde des Monte Christo hatte er den Kronprinzen in Italien durch Banditen aufheben und in einer Höhle einsperren lassen, wo er einem langsamen Tode durch Verhungern geweiht war. Zur Erhöhung seiner Leiden befiehlt er, ihm die Zähne einzeln auszuziehen und ihn andern Mißhandlungen zu unterwerfen, und er läßt sich täglich über die Ausführung seiner Befehle und von dem Verhalten des unglücklichen Kronprinzen Bericht erstatten, während er aus den Zeitungen wissen mußte, daß der Kronprinz in München sei, wo er die bayrische Armee inspizierte.

Um der immer drohenderen Geldnot zu entgehen, organisierte er Banden, welche die großen Banken berauben sollten, und er plant, sein Land zu verkaufen.

Diese Absicht und der Wunsch, sich auf einer Insel ein Reich zu gründen, wo nichts seinen absolutistischen Neigungen entgegenstehen, kein Minister und kein Parlament seine Pläne stören könnte, veranlaßte ihn, Franz von Löher auf die Suche nach einer solchen Insel auszuschicken. Daß Franz von Löher diesem Auftrage gefolgt ist, hat man ihm vielfach verdacht. Einen Teil seiner Schuld hat er durch die prächtigen Schilderungen abgetragen, welche dieser Reise ihre Entstehung verdanken.

Was Bismarck über die Mäßigkeit des Königs im Trinken gesagt hat, trifft für die spätere Zeit nicht mehr zu. Seine zunehmende Verrohung und Grausamkeit legen den Verdacht des Mißbrauches geistiger Getränke nahe, und dieser Verdacht wird durch bestimmte Angaben bestätigt, wonach sich der König dem Genusse schwerer Weine und von Likören hingab.

Er mißhandelte seine Diener, die ihm zuletzt nur knieend nahen durften, und bei seiner Verhaftung fanden sich 32 Personen seiner Dienerschaft verletzt.

Dieses zügellose Verhalten mußte den Gedanken an eine geistige Störung des Königs immer näher legen.

In dem „Züricher Sozialdemokrat“ vom 21. Februar 1884 findet sich schon eine Beschreibung seines Wahnsinns, und diese Über-

zeugung, verbunden mit der zunehmenden Geldnot, machten ein Einschreiten von seiten der Regierung unvermeidlich.

Im Juni 1886 sprechen sich vier Ärzte gutachtlich für die Geisteskrankheit des Königs aus, und man erkannte das Unvermeidliche eines Schrittes, der diesem Treiben ein Ende machen sollte. Von nun an nahmen die Geschicke einen raschen Verlauf.

Am 9. Juni begab sich eine Kommission nach Hohenschwangau, wo sich der König aufhielt. Durch ein unverzeihliches Versehen war die Schloßwache von München aus ohne Bescheid geblieben, und sie weigerte sich daher, den Befehlen der Kommission zu gehorchen. Der König aber erteilte mit eigner Hand den Befehl, „den Verrätern die Haut abzuziehen und sie Hungers sterben zu lassen.“

Und das war ihr Glück.

Hätte der König der Schloßwache den Befehl gegeben, die Kommission zu erschießen, so wäre dieser Befehl aller Wahrscheinlichkeit nach ausgeführt worden, wie dies der Kommission gegenüber von der Wache bestätigt wurde. So Ungeheuerliches auszuführen, dazu konnten sich die königstreuen Bayern nicht entschließen.

Nichtsdestoweniger verlebte die Kommission einen recht ungemütlichen Tag, bis ihr endlich eine Depesche von München die Erlösung und die Erlaubnis zur Abreise brachte und sie, froh, einer großen Gefahr entronnen zu sein, aus dem unwirtlichen Schlosse abzogen, wo sie den Tag über nicht einmal etwas zu essen erhalten hatten.

Zwei Tage später wurde das Unternehmen unter günstigeren Vorbedingungen wiederholt und glücklich zu Ende gebracht. Der König wurde in Gewahrsam genommen und tags darauf nach Berg gebracht. Dort ereilte ihn am folgenden Tage in den Fluten des Starnberger Sees der Tod. Er hatte mit B. von Gudden um 6 Uhr 25 Minuten nachmittags einen Spaziergang in den Park gemacht, und des Königs Uhr war um 6 Uhr 54 Minuten stehengeblieben.

Etwa 20 Jahre früher hatte Theodor von Abessinien seine blutige Laufbahn vollendet, ein Tyrann, der an die blutige Größe Iwans erinnert. Er hatte eine harte Lehrzeit durchmachen müssen, bis es ihm in den Parteikämpfen, die sein Land durchtobten, gelang, sich zum Bandenführer aufzuschwingen und sich dem Könige Ras Ali als Rebell furchtbar zu machen. Ras Ali gab ihm eine seiner Töchter zur Frau, in der Hoffnung, in seinem nunmehrigen

Schwiegersohne eine Stütze zu gewinnen, eine Hoffnung, die Theodor dadurch gründlich vereitelte, daß er seinen Schwiegervater des Thrones beraubte und sich im Jahre 1855 zum Negus aufschwang. Als solcher konnte er seiner Schlächternatur freien Lauf lassen, und Abessinien war 13 Jahre lang der Schauplatz von Taten, die selbst in jenem barbarischen Lande das gewohnte Maß des Schrecklichen weit überschritten. Die Unsicherheit seiner Stellung und die beständige Furcht, daß ihm das gleiche Schicksal bevorstehe, das er seinem Schwiegervater bereitet hatte, umgaben ihn mit Mißtrauen und riefen einen Verfolgungswahn bei ihm hervor, der es gefährlich machte, in seine Nähe zu kommen. Der leiseste Widerspruch machte ihn rasend, und massenhafte Hinrichtungen waren an der Tagesordnung. Seine Neigung zum Trinken trug auch das ihre zur Erhöhung seiner Blutgier bei, und so ließ er im Jahre 1860 die ganze Gefolgschaft seines Vetters Gared, etwa 1600 Mann, ohne jede Veranlassung niedermetzeln und ihre Weiber und Kinder in die Gefangenschaft führen. Diese Bluttat ohnegleichen brachte ihm übrigens einen Glückwunsch der Königin von England ein, da Gareds Untergang im Interesse Englands gelegen hatte.

Mit den Jahren wird Theodor immer rasender, und sein Erscheinen bedeutet Tod und Verderben. Auf den bloßen Verdacht von Desertion hin läßt er 670 Mann seiner eigenen Truppen hinrichten (1867) und auf Grund einer Prophezeiung 10 000 Kühe seiner Untertanen erschießen und ihre Kadaver verwesen. Aber diese Rasereien des Negus würden ohne das Eingreifen Englands kaum Veranlassung zu seinem Ende geworden sein. Englands Königin hatte nämlich mittlerweile Gelegenheit gehabt, sich zu überzeugen, daß eine allzu große Liebenswürdigkeit unzivilisierten Vettern gegenüber nicht immer am Platze sei. Jene Glückwünsche der Königin hatten Theodors Selbstgefühl maßlos gesteigert und ihm die Überzeugung der Gleichstellung beigebracht. In diesem Sinne hatte er an seine königliche Schwester geschrieben und war ohne Antwort geblieben. Das war ein Verbrechen, das er mit der Einkerkerung der englischen Gesandten beantwortete. Verschiedene Versuche von seiten des englischen Kabinetts, die fatale Sache aus der Welt zu schaffen, scheiterten an dem tollen Treiben des Negus, und so blieb der englischen Regierung schließlich nichts anderes übrig, als einen Krieg zu führen, der ihr nichts eingebracht, wohl aber ungeheures Geld gekostet hat. Am 13. April 1868 er-

stürmte Napier die Feste Magdala, und der in der letzten Zeit meist rasende Negus erschießt sich mit eigener Hand, nachdem er unmittelbar vorher noch 307 Gefangene in die Tiefe stürzen ließ.

Um dieselbe Zeit hatte sich in einem anderen Weltteile ein ähnliches Drama abgespielt, die Regierung des Diktators Francisco Solano Lopez in Paraguay. Aus der ehemaligen Jesuitenmission Paraguay hatte der Diktator Francia die absoluteste Selbstherrschaft gemacht, indem er mit eiserner Faust das Land als unumschränkter Herr und Gebieter beherrschte und alle Richter- und Regierungsgewalt in seiner Hand vereinigte. Sein Nachfolger Carlos Antonio Lopez hatte sich zwar bemüht, den Staat im Geiste der Neuzeit durch Reformen und Unterrichtsanstalten zu heben, im übrigen aber war die einherrliche Gewalt dem Volke so sehr zur andern Natur geworden, daß er die Präsidentenwürde bis zu seinem Tode in diktatorischer Weise fortführen und die Nachfolge auf seinen Sohn Francisco Solano Lopez übertragen konnte (1862). Von dem neuen Präsidenten wird berichtet, daß er in seiner Jugend sittenlos und herrschsüchtig gewesen sei.

Seine ausschweifenden Pläne verwickelten ihn bald in einen Krieg mit dem ihm weit überlegenen Brasilien, den er mehrere Jahre mit großer Tapferkeit durchführte. In diesen wilden Jahren beständigen Kampfes entwickelte sich die Raubtiernatur des überdies dem Trunke ergebenen Mannes, der schließlich in jedem seinen Feind sah und gegen alle wütete, die sich ihm nahten. Im Anfange seiner Regierung hatte er zahlreiche Europäer und namentlich Preußen in sein Land gezogen, die, gewonnen durch den guten Ruf, den sein Vater besaß, seinen Anerbietungen gefolgt waren. Gegen diese richtete sich in erster Linie sein Argwohn. Er ließ sie gefesselt und wie Kälber über ein Gewehr gebunden wochenlang auf seinen Märschen mit sich führen, täglich ihre Hinrichtung befehlend und den Befehl wieder zurücknehmend. Daß er Tausende von Gefangenen töten ließ, erklärt sich am Ende aus der Unmöglichkeit, sie in genügender Weise unterzubringen, daß er aber seine Mutter mißhandelt und mit eigener Hand erschießt, daß er seine Schwester peitschen läßt, beweist, wie er endlich jedes menschliche Fühlen und Empfinden verloren hatte, und als er am 1. März 1870 in der Schlacht fällt, hatte er Paraguay zu einer Wüste gemacht. Fast alle männlichen Bewohner waren gefallen und in dem weiten Gebiete nur die Frauen zurückgeblieben.

Wie Paraguay, so würden auch die anderen spanischen Republiken Südamerikas eine reiche Ausbeute ergeben, wäre es des Guten nicht schon genug, und daher soll die lange Liste der Bösewichter mit dem Diktator der Argentinischen Republik, Juan Manuel Rosas, ihr Ende haben.

Seine Herrlichkeit war hysterisch und wies in seiner körperlichen Erscheinung zahlreiche Entartungszeichen, wie u. a. eine niedrige Stirn und vorspringende Augenbrauen auf. Als Diktator hatte er verbrecherische Einfälle der wunderlichsten Art; er war ein genialer Erfinder in Callots Manier. So ließ er auf den Straßen von Buenos Aires Menschenköpfe wie Orangen verkaufen, putzte sein Pferd mit der Haut auf, die er seinem Gegner abgezogen hatte, und veranstaltete hin und wieder Metzeleien unter der harmlosen Bevölkerung. Und nicht gesättigt an den zahllosen Hinrichtungen, erfindet er allerhand Folterinstrumente, darunter eine Art von Säge und glühende Beinschienen, und er befiehlt, daß die Hinrichtungen unter Musikbegleitung stattzufinden haben. Daß ihn das Land 23 Jahre lang ertrug und erst 1852 fortjagte, ist ein Beweis dafür, an was alles die spanische Herrschaft die Bevölkerung gewöhnt hatte und was ein Mensch ertragen kann.

Rosas war unzweifelhaft ein moralischer Idiot, und schon als Kind hatte seine Hauptbelustigung darin bestanden, Tiere und Dienstboten zu quälen. Aber eine ähnliche ererbte Anlage hat auch bei den Juliern bestanden, und sie bildet dort wie hier die unentbehrliche Voraussetzung dieser wie aller andern geistigen Verirrungen. Der Mensch ist nun einmal das Produkt von Geburt und Erziehung, und dieser Notwendigkeit können sich selbst die Ersten des Volkes nicht entziehen. Der Anteil dieser beiden Momente aber kann ein sehr verschiedener sein und doch zum gleichen Ziele führen.

Um heutzutage das Bild des Cäsarenwahnsinns zu zeitigen, bedarf es schon einer so überwältigenden Menge von persönlicher Anlage, daß sie sich in den meisten Fällen schon von vornherein als krankhaft offenbaren und zur Vorsicht mahnen wird. Die Erkenntnis aber, daß es sich in allen diesen Fällen um von Geburt an abnorme Individuen, um mehr oder weniger Geisteskranke handelt, die für ihre entsetzlichen Handlungen nicht in vollem Maße verantwortlich gemacht werden können, muß uns das Bild jener Unseligen in einem milderen Lichte erscheinen lassen, denn auch hier wie überall gilt der alte Satz: Alles verstehen heißt alles verzeihen.

Sexuelle Abnormitäten.

Noch immer gilt das Schillersche Wort: so lange bis Philosophie den Bau der Welt zusammenhält, erhält sich das Getriebe durch Hunger und durch Liebe, denn die Triebe der Selbsterhaltung und der Fortpflanzung bilden den gewaltigsten Faktor des individuellen und sozialen Daseins, und zumal der letzte gibt den wichtigsten Impuls zur Betätigung der Kräfte, zu Erwerbungen von Besitz, Gründung des häuslichen Herdes, zu Poesie und Kunst. Daß ein so mächtiger und unsere ganze Natur durchsetzender Trieb auf Irrwege geraten und in seinem mehr oder weniger die ihm normalerweise gesetzten Schranken überschreiten kann, ist um so leichter verständlich, als schon diese normalen Grenzen bei den einzelnen Individuen sehr verschieden weit gezogen sind, und das geschlechtliche Empfinden bei den verschiedenen Geschlechtern überhaupt ein verschiedenes ist. Jean Paul sagt, daß die Frau, wenn sie liebe, mit der ganzen Kraft und dem Herzen liebe, während der Mann dazwischen noch anderes zu tun habe. Überall und stets tritt das Aggressive des Mannes in den Vordergrund, und sein lebhafteres geschlechtliches Bedürfnis bedingt dem geringeren sexuellen Begehren und dem höheren sittlichen Standpunkte der Frau gegenüber eine größere Gefahr der Übertretung, dem die Gesellschaft insofern Rechnung trägt, als sie von der Frau Keuschheit, von dem Manne dagegen nur Enthaltsamkeit fordert.

Die neueste Zeit hat uns eine überaus reiche Literatur auf diesem Gebiete beschert, und es ist nicht meine Absicht, in einen Wettbetrieb mit ihr einzutreten. Ich werde diese Verhältnisse daher nur insoweit berühren, als sie in den Kreis der mir gestellten Aufgabe und unter die Grenzzustände fallen, und da möchte ich den Satz an die Spitze stellen, daß es keine geschlechtliche Handlung gibt, die nicht auch von einem Geistesgesunden ausgeführt werden kann, so ungewöhnlich sie an sich auch sein mag. Sie ihrer Unverständlichkeit halber in das Gebiet der Geistesstörungen zu verweisen, wäre verkehrt, denn nicht alles ist deshalb krankhaft, weil es dem gewöhnlichen natürlichen Menschenverstande unverständlich ist und auch in der Liebe gibt es schlechten Geschmack. Zumal in den Zeiten der Erschlaffung steigert sich die Sinnlichkeit und wir stoßen daher bei den Kulturvölkern, den Griechen und Römern auf eine Zunahme der sexuellen Vergehen als ein Zeichen der Entartung und des Niederganges, einer moralischen Ver-

wilderung, die uns auch späterhin episodisch als Maitressenwirtschaft entgegentritt.

Bekannt ist die Verquickung der Wollust mit Grausamkeit und Gewalttätigkeit, und manches Kapitel der Weltgeschichte ist mit Blut geschrieben. Zwar ist gewalttätigen und rohen Naturen der einem andern zugefügte Schmerz schon an sich ein Genuß, hier aber tritt die Verübung von Grausamkeiten als Selbstzweck auf, als Befriedigung eines perversen Geschlechtstriebes, wobei wir als pervers jeden Geschlechtstrieb bezeichnen, der nicht den Zwecken der Natur, d. h. der Fortpflanzung entspricht. Wie hier die Zufügung, ist bei anderen die Erduldung von Schmerzen imstande, geschlechtliche Empfindungen auszulösen, und man hat diese Zustände als aktive und passive (Algolagnie (Algos, Schmerz; lagnos, Geilheit) oder nach v. Krafft-Ebings Vorgange als Sadismus und Masochismus bezeichnet, nach einem gewissen Marquis de Sade, der unter Napoleon I. äußerst schmutzige Romane geschrieben hatte und nach dem Österreicher Sacher-Masoch, dessen Romane nicht ganz so schmutzig, aber auch nicht viel besser sind.

Die Verbindung von Grausamkeit und Wollust hängt mit der aggressiven Natur des Mannes zusammen und ist daher mit dieser Natur von alters her verknüpft. Die indischen Gottheiten des Todes und der Wollust, Shivah und Durvah, werden mit blutigen Menschenopfern gefeiert, der Kult der orientalischen Zybele ist von den Orgien und Verstümmelungen ihrer Priester begleitet, die seinerzeit dem armen Esel des Apuleius große Not bereitet haben, und bis auf den heutigen Tag wird uns von dem Abschneiden der Brüste und der Selbstentmannung der russischen Skopzen berichtet. Daß, und wie vorzeiten die plündernde Soldateska bei der Eroberung von Städten zu hausen pflegte, und wie es bei Aufständen u. dgl. hergeht, gehört auch hierher, in das Kapitel von Blut und Wollust.

Und eben dahin gehört die Geschichte des französischen Marschalls Gil de Rais. Gil de Rais war im Jahre 1404 auf Schloß Machecoul in der Bretagne geboren und von seinem elften Jahre an, nach dem Tode seines Vaters und der Wiederverheiratung seiner Mutter, vom Großvater erzogen, oder richtiger gesagt, nicht erzogen worden, da er tun konnte, was er wollte. Der Großvater kümmerte sich nicht um ihn und glaubte seinen Pflichten vollkommen nachgekommen zu sein, wenn er ihn mit 16 Jahren an eine der reichsten Erbinnen des Landes verheiratete. Durch diese

Heirat wurde Gil de Rais zu einem der reichsten Barone, der dem armen Könige Geld leihen und auf eigene Kosten Truppen ausrüsten konnte, mit denen er an den Kämpfen gegen England teilnahm, und die Jungfrau von Orleans auf ihren Kreuz- und Querzügen begleitete. Im Jahre 1425 war er an den Hof Karls VII. gekommen, wo der damals Einundzwanzigjährige durch seine schöne und elegante Erscheinung und seine nicht gewöhnliche Bildung (er hatte viel gelesen und sich mit Malerei beschäftigt) Aufsehen erregte und mit 25 Jahren zum Marschall von Frankreich ernannt wurde. Über sein Verhalten bei Johannas Gefangenschaft und Tod ist nichts bekannt, wohl aber kehrte er nach ihrem Tode und dem Ende des Feldzuges auf sein Schloß Tiffanges zurück und damit beginnt eine so maßlose Verschwendung, daß selbst sein ungeheures Vermögen — er hatte 2½ Millionen Franken jährliche Einkünfte — ihr auf die Dauer nicht standhalten konnte. Sein Hofstaat glich einem kleinen Heere, alles war eitel Pracht und Gold, und täglich hielt er für seine 200 Ritter und Begleiter offene Tafel. Seinem künstlerischen Hange folgend, wechselten Theater, Musik und Malerei mit anderen Belustigungen ab, und bei einer seiner Aufführungen traten nicht weniger als 500 Mitspieler auf.

Eine Zeitlang suchte er dem drohenden Untergange durch Verpfänden und Verkaufen seiner Güter zu entgehen, bis ihm dieses unsinnige Treiben von Karl untersagt wurde. In dieser Not stellte seine Frau, die sich mit ihren Kindern von ihm getrennt hatte, den Antrag auf Entmündigung, den sein Lehnsherr Johann V. von Bretagne ablehnte, da er selber in den Besitz der verschuldeten Erbgüter zu gelangen hoffte.

Da er nun von Gott und den Menschen nichts mehr zu erwarten hatte, hoffte er seine Hilfe beim Teufel zu finden, und er begann sich der Magie in die Arme zu werfen. Er ließ die bekanntesten Alchimisten auf sein Schloß kommen, das bald der Tummelplatz aller Jünger der schwarzen Kunst und aller Goldmacher der damaligen Zeit wurde. Mit gelehrten und mystischen Studien hatte er sich übrigens schon früher beschäftigt, und seine Neigung zu diesen Dingen scheint durch seine Berührung mit der Jungfrau von Orleans eine weitere Förderung erhalten zu haben. Seiner eigenen späteren Angabe nach hatte er mit seinem Blute ein Schriftstück unterschrieben, worin er den Teufel um Geld und Macht anfleht, und er hatte darauf vom Teufel die Antwort erhalten, daß

er seine Seele verpfänden oder Verbrechen begehen müßte. Gil de Rais entschloß sich zu dem letzten.

Die Zeit seines Aufenthaltes an dem verkommensten und lasterhaftesten der damaligen Höfe war ohnehin nicht ohne Folgen an ihm vorübergegangen, und in den entsetzlichen Debauchen, die dort gang und gäbe waren, waren ihm die Frauen zum Überdruß und Ekel geworden. Er wandte daher seine geschlechtlichen Neigungen männlichen Personen zu, und er mißbrauchte zunächst die Chorknaben seines Schlosses, und als er erst einen von ihnen getötet und den zerstückelten Leichnam dem Satan geopfert hatte, fand er in diesem grausamen Treiben seine ganze Wollust, und er wuchs sich zu einem Scheusal aus von einer geradezu titanischen Größe. Von da ab, in den neun Jahren von 1432—1440, umschwebt ein unheimlicher Geist die Umgebung des Schlosses. In immer weiterem Umkreise verschwinden die Kinder im Alter von 6 bis 12 Jahren, und keine Familie und keine Gegend wird verschont, und das schlimmste ist, daß niemand weiß, wohin sie entschwunden sind, noch was aus ihnen geworden. Tatsächlich durchstreiften die Abgesandten des Marschalls in unauffälliger Weise das Land, sie lockten die arglosen Kinder an sich und lieferten sie in die Hände ihres Henkers. Gil de Rais gab bei seinem Verhör, dessen Aussagen die nachstehenden Angaben entnommen sind, ihre Zahl auf 700 bis 800 an. Doch ist diese Zahl allem Anscheine nach zu gering, denn man fand die Knochen überall, und erst vor einigen Jahren entdeckte man unter den Trümmern des Schlosses einen Brunnen, der bis an den Rand mit Kinderknochen angefüllt war, und dabei war ein Teil durch Verbrennen zerstört worden.

Das Schicksal dieser armen Opfer war entsetzlich. Gil de Rais ermordete sie eigenhändig unter den scheußlichsten Qualen, er reißt ihnen das Herz aus, wühlt in den Eingeweiden und schändet sie im Todeskampfe, und dabei ersinnt er immer neue Anreize der ermattenden Lust. Er läßt die Kinder durch seine Spießgesellen aufhängen und naht ihnen als ihr Erretter, der sie tröstet und sich an ihrem Danke und ihrer Zärtlichkeit erfreut, und dann schneidet er ihnen langsam von hinten her den Hals ein, dreht sie um und schändet sie. Wenn er dabei die Äußerung tat, daß niemand auf der ganzen Welt ihm das nachmachen könne, dann hält es einem derartigen Verhalten gegenüber schwer, nicht an Wahnsinn zu glauben und man atmet erleichtert auf, wenn man erfährt, daß er zeitweise in Anfälle von Raserei ausgebrochen sei, in denen er

seinen Opfern die Augen ausriß und ihre Schädel an der Wand zertrümmerte, und daß uns von Visionen und Delirien berichtet wird.

Lange Zeit hatte man das rätselhafte Verschwinden der Kinder dem Einflusse böser Geister zugeschrieben und in Gebet und mit Gelübden Hilfe gesucht. Allmählich aber kam man der Wahrheit näher und der Verdacht gegen Gil de Rais nahm immer bestimmtere Formen an. Aber was galt damals das Leben eines Hörigen oder gar eines seiner Kinder, und niemand hatte Lust oder Macht, gegen den mächtigen Lehnsherrn anzugehen, und so hätte Gil de Rais noch lange Zeit sein entsetzliches Treiben fortsetzen können, hätte er nicht die Unbesonnnenheit gehabt, eine Kirchenschändung zu begehen, und das brach ihm den Hals. Jean de Malestroit, Bischof von Nantes, nahm sich endlich des Volkes an. Er sammelte im geheimen Anklagematerial und veranlaßte den Herzog Jean V. von Bretagne zum Eingreifen. Gil de Rais wird auf seinem Schlosse Machecoul ohne Gegenwehr gefangen genommen und durch das Vorhandensein frischer Leichen überführt. Am 9. September 1440 beginnen die Verhandlungen, die fünf Wochen lang dauern und von Dominikanern geleitet wurden, und zwar lautete die Anklage auf Mord und Zauberei.

Zuerst hochfahrend und jede Anklage trotzig abweisend, bricht er endlich unter den Tatsachen zusammen. Bei der Aufzählung der Schandtaten erbleicht und zittert die Umgebung, und der Bischof verhüllt entsetzt das Bild des Gekreuzigten. Gil de Rais wird mit seinen Spießgesellen zum Tode verurteilt und hingerichtet. Es wird uns berichtet, daß er das Volk, das er so schwer heimgesucht, um Verzeihung gebeten und dieses Volk auf den Knien für sein Seelenheil gebeten habe.

Nach dieser, vielleicht zu ausführlichen, Schilderung eines der größten Scheusale, das je gelebt, können wir es mit den kleineren kürzer halten. So hören wir von einer Elisabeth Bathory, die 1614 im Kerker starb, daß sie 37 und nach anderen Angaben 650 Dienstmädchen unter entsetzlichen Qualen getötet habe, um sich in deren Blut zu baden und dadurch schöner zu werden. Ob hier sexuelle Motive vorgelegen haben, ist nicht gewiß, da es sich auch um Vorstellungen mehr abergläubischer Art handeln kann. Dagegen gehören hierher die Mädchenschneider und -stecher, der Frauenmörder von Whitechapel, der zehn Frauen ermordete und verstümmelte, Bichel, der Mädchenmörder, der nach seiner eigenen

Angabe während des Öffnens der Leichname so begierig war, daß er zitterte und sich ein Stück herausschneiden und verzehren wollte. 1891 wurde der Diamantenhändler M. Blech vor Gericht gestellt, weil er seine Opfer in einer scheußlichen Weise mißhandelte. Er besteckte den Körper der weiblichen Personen mit etwa 100 Nadeln und heftete mit etwa 20 weiteren Nadeln ein Tuch an dem Busen des Mädchens an, das er mit einem Ruck herunterriß. Das blutende und jammernde Geschöpf traktierte er überdies mit Peitschenhieben und riß ihr die Haare aus. Demgegenüber handelte ein anderer Sadist, den ich vor kurzem zu begutachten die Gelegenheit hatte, weit humaner, da er die Damen seiner Wahl nur mit Prügeln regalierte, die er ihnen vermittels eines Rohrstockes und eines Teppichklopfers auf der Verlängerung ihres Rückgrates zuteil werden ließ. Der liebe Gott hat eben manch sonderbaren Kostgänger.

Sonderbar ist auch das Gebaren bei der passiven Algolagnie dem Masochismus, sonderbar genug, aber doch nicht in gleicher Weise entsetzlich. Die geschlechtliche Hörigkeit, d. h. die Abhängigkeit eines Menschen von einem anderen des entgegengesetzten Geschlechts, ist ja bei der Frau die Regel, bei dem Manne aber für gewöhnlich eine Abnormität, ein Intermezzo, wie etwa zur Zeit der ersten Liebe, wo man sich als Sklave der Geliebten bekennt, und dann wieder in der Entartung des Pantoffelhelden, der sich in seiner erbärmlichen Rolle behaglich fühlt.

In Kleists Käthchen von Heilbronn tritt uns die weibliche Hörigkeit in besonderer Stärke entgegen, während uns A. Daudet in seiner „Sappho“ von der männlichen ein abschreckendes Bild entwirft. Der Masochist liebt in den Frauen nur die ihm fehlende Kraft und Härte, und er empfindet die sexuelle Lust in der eigenen Mißhandlung, wobei weniger der Akt an sich, als die Betätigung des Aktes durch die Frau eine Rolle spielt. Bekannt ist Rousseaus Geständnis, wie ihm die Schläge seiner Lehrerin sexuelle Befriedigung gewährten, und Krafft-Ebing erzählt von einem Manne, der sich von einer Frau reiten und mit der Peitsche traktieren ließ. Ein Apotheker meiner Bekanntschaft hatte an verschiedenen Stellen des nahen Waldes Haselstöcke niedergelegt. Er forderte abends Fabrikarbeiter auf, gegen Entgelt mit ihm zu gehen und ihn mit diesen Stöcken auf den entblößten Hintern zu schlagen. Moll erwähnt einen Mann, der eine ausführliche Anweisung von 20 Paragraphen ausgearbeitet hatte, nach denen ihm die Prügel ver-

abfolgt werden mußten, und andere lassen sich von Prostituierten treten und schlagen. In gewissem Sinne möchte ich auch die sonst nicht recht verständliche eheliche Verbindung von gebildeten Männern mit Prostituierten und Schenkmädchen hierher zählen, wenn auch zum Teil eine mangelhafte Entwicklung der ethischen Gefühle, ein Mangel an Verständnis für die Natur des Weibes mit im Spiele ist.

Ja es fehlt dem Masochismus, der „irrenden Brunst", sogar nicht an ihrem Sänger. In dem Werke eines gewissen Johannes Wedde, 2 Bände, Hamburg 1894, findet sich das folgende Gedicht, das mir im übrigen kaum besser zu sein scheint, als die Sache, welche es besingt:

Kann ich zu deinen Füßen
Nur als dein Sklave ruhn,
Freut's dich, mir deine Übermacht
Nur scherzend kund zu tun,
Dann bin ich ganz beglückt.

Sänger und Liebesleute soll man eigentlich nicht stören, und so wollen wir auch Herrn Wedde sich und seinem Glücke überlassen. Eine der albernsten und unverständlichsten Handlungen auf dem Gebiete der sexuellen Verirrungen ist unstreitig der Exhibitionismus, das Entblößen der Geschlechtsteile auf offener Straße und im Angesichte des Publikums. Fälle dieser Art sind keineswegs selten, und wenn auch der Geschlechtstrieb dabei gewiß eine Rolle spielt, so unterliegen die Exhibitionisten im übrigen doch einer sehr verschiedenen Beurteilung. Bezeichnend für die große Bedeutung der Scham auf weiblicher Seite ist der Umstand, daß es durchweg Personen männlichen Geschlechtes sind, die hier zur Beobachtung kommen, daß mithin der krankhafte Trieb doch nicht stark genug ist, um diesen Widerstand der Scham bei den Frauen zu überwinden. Bei den Männern ist dies offenbar nicht in gleichem Maße der Fall. Es sind impulsive Handlungen, Zeichen der psychischen Entartung und eines Überwiegens des Trieblebens, die zumal dann, wenn sie, wie dies zuweilen der Fall ist, periodisch auftreten, wohl der Gruppe der Epilepsie zuzuzählen sind. Wieder andere sind offenbar degeneriert, und der Trieb tritt nach Art der Zwangsvorstellung und von quälender Angst begleitet auf, die gebieterisch nach Befriedigung verlangt, während nach Auslösung des Antriebes ein Gefühl der Erleichterung zurückbleibt. Etwas Ähnliches beobachten wir bei dem Fetischismus, unbedingt dem drolligsten

Spezialisten an der reichbesetzten Tafel der Perversen. Unter Fetisch verstehen wir Gegenstände, Eigenschaften oder Teile von Gegenständen, die den Eindruck eines Zaubers bewirken, und die Schwärmerei für einzelne Gegenstände, Körperteile, Kleidungsstücke u. dgl., macht das Wesen des Fetischismus aus. Auf diese Weise kann jedes Verliebtsein eine Art von Fetischismus werden. Man ist von der Geliebten bezaubert, schwärmt für ihre Augen und Haare, trinkt ihr Wohl aus ihrem Pantoffel, verehrt ihr gehörige Gegenstände nach Art der Reliquien in einem religiösen Kulte. Nur ist hier diese Verehrung mit sexuellen Empfindungen verbunden, und ihre Berührung, ihr Anblick und oft nur die bloße Vorstellung des betreffenden Gegenstandes lösen wollüstige Empfindungen aus. Der angebetete Gegenstand kann dabei sehr verschiedener Natur sein. Oft sind es Teile des menschlichen Körpers, wie z. B. die Haare, Zähne, zu anderen Malen Frauenwäsche und Toilettengegenstände, ganz besonders Schuhe, Nachthauben und Taschentücher, und man nimmt zur Erklärung dieser Besonderheiten an, daß man im Leben jedes Fetischisten ein Ereignis voraussetzen müsse, das die Betonung grade dieses besonderen Eindrucks mit Wollustgefühlen bestimmt habe. Das Ereignis wird im Laufe der Jahre vergessen, die Betonung aber dauert fort und wirkt als Stimmungsmotiv weiter. Den Fetischisten aber treibt es mit unwiderstehlicher Gewalt, sich in den Besitz des betreffenden Gegenstandes zu setzen, den er, hat er ihn einmal gesehen, mit Güte oder Gewalt sein eigen nennen muß. Das sind die Zopfabschneider, welche die Straßen unsicher machen, die Spezialisten für Taschentuch- und Schuhdiebstähle, bei denen sich ganze Sammlungen ein und desselben Gegenstandes finden, mit denen, säuberlich aufbewahrt und etikettiert, ein richtiger Kult getrieben wird. Erst kürzlich hat Medizinalrat Claren einen Fall veröffentlicht, der diese Art von Zuständen in einer ganz besonderen Klarheit beleuchtet.

Es handelt sich um einen etwa 40jährigen Redakteur, der eine ganz besondere Vorliebe für Schürzen hatte. In seiner Wohnung hatte er eine Menge Schränke mit zahllosen Blusen, Kinderkleidern und Schürzen angefüllt, die von ihm auf das sorgfältigste geordnet und gebucht waren. Über jedes einzelne Kleidungsstück, namentlich aber über seine Lieblingsschürzen, führt er ein ausführliches Tagebuch, woran er nachts oft bis zur Erschöpfung arbeitet. Diese Leidenschaft bildet den Inhalt seines Lebens, sie verleiht erst seinem

Dasein Reiz und Wert, und seiner Ansicht nach sind alle zu bemitleiden, die ihn nicht verstehen und denen der Sinn für seine höchsten und heiligsten Gefühle abgeht. Nur Schürzen, Blusen und Waschkleider, ganz besonders die blau und weißgestreiften, flößen ihm solche Empfindungen ein. Àndern Kleidungsstücken gegenüber bleibt er vollständig unberührt. Im Grunde von gutmütigem Charakter, wird er zu den heftigsten Zornausbrüchen veranlaßt, wenn seine Gefühle in dieser Richtung verletzt werden. Ich könnte, so sagt er, einen Mord begehen, wenn ich sehe, daß ein Kind auf der Straße seine Schürze beschmutzt oder zerknittert. Wenn es mit meiner Selbstbeherrschung zu Ende ist, trete ich zur Seite, um mich auszubrüllen. In seinen Tagebüchern finden sich folgende Eintragungen: Ich habe diese herrliche große hellblaue Schürze schon jetzt wahnsinnig lieb. Sie gehört zu den liebsten und herrlichsten Schürzen, die ich habe. Ich bin tief traurig, daß diese herrliche Schürze nun schon so aussieht, dafür habe ich sie aber schon ganz leidenschaftlich und wahnsinnig lieb. Ich war halb wahnsinnig vor Schmerz, Frau S. hat meine süßeste blaugestreifte Bluse dreckig genannt, das süßeste Schürzidel sieht schon recht zerknittert aus. Meine Frau band sie in einer leider Gottes für mich geradezu furchtbaren Weise um, das gute Schürzidel. Die süße Schürze ist aber oben rechts schon etwas zerknutscht. Nun ist das Schlimmste, für mich Furchtbarste geschehen, was es für mich geben kann: sie hat meine süße einzige kleine dunkelblaue Schürze dreckig genannt. Schürzidel hat schon mehrere Knutschfalten. Übrigens fängt die herrlichste Schürze zu meinem wahnsinnigsten Schmerze schon oben herüber an, schmutzig zu werden." Die höchste Wonne ist für ihn, wenn er die Schürzen neben sich auf das Sofa legen, liebevoll betrachten und küssen kann. In ihrer Gesellschaft fällt ihm das Arbeiten noch einmal so leicht. Seine Lieblingsschürze trägt er in der Regel unter der Weste mit sich herum. Eine besondere Freude bereitet es ihm auch, wenn seine Frau oder sein Adoptivtöchterchen — eigene Kinder hat er nicht — auf seinen Wunsch die Schürzen anlegen und zärtlich behandeln. Werden die Kleidungsstücke von ihnen zerknittert oder beschmutzt, so gerät er entweder in maßlose Wut, oder er wird bis zum Tode betrübt. Denn es ist ihm, als ob sie gleichsam lebende Wesen seien, die unter Mißhandlungen und Verunreinigungen litten. Wenn er in einem Laden oder auf der Straße eine blaugestreifte Schürze oder ein Waschkleid erblickt, die ihm gefallen, so ruht er nicht eher, als bis er durch

Kauf, niemals aber auf widerrechtliche Weise, in den Besitz dieser Gegenstände gelangt ist, mögen Kosten und Mühe noch so groß sein. Er bedient sich dabei der verschiedensten Mittel und Listen, und um zum Ziel zu gelangen, kann er tagelang hinter den Kindern, die die Schürzen tragen, herlaufen. Vor einigen Jahren hatte er, wie er erzählt, zwecks Ankaufs eines Gutes eine Zusammenkunft mit dem Besitzer und einigen Bankiers im Kaiserhof zu Berlin anberaumt. Im Begriff, das Hotel zu betreten, erblickt er ein Kind mit einer blaugestreiften Schürze. Ohne sich zu besinnen, geht er, die Zusammenkunft im Stich lassend, dem Kinde nach, wobei er Gefahr läuft, in den Verdacht unsittlicher Absichten zu geraten, und er ruht nicht eher, als bis es ihm gelungen ist, die Schürze für einen hohen Preis zu erwerben. Die Herren reisten unterdessen unverrichteter Sache ab. Als er aus dem Gefängnis zu M. nach seiner Freisprechung im Jahre 1903 entlassen worden war, war seine erste Handlung, daß er die letzten 20 Mark, die er besaß, auf den Ankauf einer Schürze verwandte, und es blieb ihm nur noch so viel übrig, daß er sich eine Fahrkarte der vierten Eisenbahnklasse zur Abreise verschaffen konnte. Er hat nie den Versuch gemacht, sich widerrechtlicherweise in den Besitz der geliebten Gegenstände zu setzen. Dagegen wird er durch diese Leidenschaft zu Ausgaben verleitet, die sein Vermögen weit übersteigen und die ihn mit dem Gesetze in Konflikt bringen. So versuchte er sich zu zwei verschiedenen Malen an Gutsankäufen, das einemal um sich in der ländlichen Einsamkeit seines Rittergutes ungestörter als jetzt an dem Anblicke der von seiner Frau und seiner Adoptivtochter getragenen Waschkleider und Schürzen erfreuen zu können, anderseits aber, und dies ist das Hauptmotiv, will er durch den Erwerb des Gutes ständiges Mitglied des Herrenhauses werden, um als solches das Verbot der Anfertigung und des Verkaufs waschbarer Kleider auf dem Wege der Gesetzgebung zu erwirken. Denn dies ist ihm das einzige Mittel, um die Kleider vor Beschmutzung, Beleidigungen und Mißhandlungen, die ihm unbeschreibliche Schmerzen bereiten, zu bewahren. Nach seinen Angaben unterliegt es keinem Zweifel, daß diese perverse Anlage bei ihm angeboren ist. Wie ihm aus den Mitteilungen seiner Mutter bekannt ist, konnte ihn seine Wärterin in den ersten Lebensjahren stets am ehesten dadurch beruhigen, daß sie ihn mit einer Schürze spielen ließ, und er erinnert sich, daß ihm im späteren Kindesalter die Beschäftigung mit der Schürze seiner Mutter immer eine be-

sondere Lust bereitet hat. Vor etwa zehn Jahren hat er lediglich aus dem Grunde geheiratet, um immer jemanden um sich zu haben, der ihn durch das Tragen seiner Lieblingsschürzen erfreuen könne. Seiner Frau ist, wie sie berichtet, aufgefallen, daß er während der Verlobungszeit einen sonderbaren Kultus mit ihren Schürzen getrieben habe. Sie habe dies damals für eine verliebte Torheit gehalten.

Bisher war nur von der perversen Sexualempfindung die Rede, und nach alledem, was uns in der jüngsten Zeit vor Gericht und in der Presse zur Genüge und weit darüber hinaus von den Konträren und ihrem Treiben vorgeführt worden ist, könnte ich eigentlich hier darauf verzichten. Immerhin möchte ich bei dem schroffen Gegensatze der Meinungen auch die meinige zur Geltung bringen. Bekanntlich ist der Geschlechtstrieb anfänglich indifferenziert, und erst später tritt die Beziehung zu dem andern Geschlechte in den Vordergrund. Normalerweise vertieft sich das sexuelle Organgefühl in den Pubertätsjahren durch den Hinzutritt höherer Gefühle zum Heterosexuellen, zur Neigung zum andern Geschlechte, wobei ein ästhetischer Faktor, die Bevorzugung äußerlich schöner Personen, eine Rolle spielt. Die höchste Stufe dieses Differenzierungsprozesses ist die Liebe zu einer einzigen Person des andern Geschlechts, die nicht als Trägerin einer oder mehrerer Eigenschaften, sondern als die einzige und inkommensurable Individualität geliebt wird (Max Dessoir). Die höchste Liebesleidenschaft, die sich über alles, über Gesetz und Ehre, Leben und Stellung hinwegsetzt, wie sie der Abbé Prevost in seiner unvergänglichen Geschichte der Manon Lescaut und des Chevalier des Grieux geschildert hat, erinnert stark an eine wirkliche Neurose und ist zum mindesten das, was wir in der Psychiatrie als eine überwertige Vorstellung bezeichnen. Ein Verliebter im höchsten Sinne der Differenzierung hat seine fünf Sinne entschieden nicht mehr zusammen, und wenn wir uns trotzdem nicht entschließen können, ihn deshalb für pathologisch anzusehen, so bestimmt uns hierin die Erwägung, daß selbst die ausschweifendsten Handlungen eines Verliebten zweckmäßig sind und auf die Erreichung eines Zieles hinstreben, und daß dieses Ziel wohl berechtigt ist. Die Vereinigung mit dem geliebten Wesen ist ein höchster Zweck, der die Persönlichkeit in unvergleichlichem Maße fördert; von alledem ist bei dem homosexuellen Verkehr keine Rede und genau das Entgegengesetzte ist der Fall. Wir werden daher in ihm unter allen Umständen etwas Abnormes, und

in vielen Fällen etwas Pathologisches zu erblicken haben. Daß diese Neigung beim Menschen angeboren ist, kann auf Grund einwandfreier Beobachtungen gar nicht bezweifelt werden, und ich selbst gebiete über eine ganze Anzahl solcher Fälle, wo der betreffende Mann unter seiner homosexuellen Anlage schwer und bitter leidet. Daß dies aber stets und unter allen Umständen und vor allem, daß es so häufig der Fall sein sollte, wie die Herren Homosexuellen uns glauben machen wollen, das muß ich auf das entschiedenste bestreiten. Hier, wie bei allen sexuellen Verirrungen, wird die Persönlichkeit bei der Beurteilung ausschlaggebend sein, und wenn wir finden, daß die Homosexualität die Teilerscheinung eines allgemeinen Krankheitszustandes, und zwar eines hereditär bedingten ist, und daß der Homosexuelle unter dem Drucke einer angeborenen Perversität steht, die ihn weniger widerstandsfähig gegen homosexuelle Eindrücke macht, dann werden wir den natürlichen Widerwillen, den der normal Fühlende instinktiv gegen diese Art der Verirrung empfindet, mit dem Gefühle des Mitleides vertauschen und auch hier dem Satze Rechnung tragen, daß alles verstehen, alles vergeben heißt.

Allerdings werden wir hiermit die Forderung verbinden müssen, daß auch der Homosexuelle die verdammte Pflicht und Schuldigkeit habe, sich ebenso ordentlich zu betragen, wie dies Verlangen für den Heterosexuellen besteht, und er, wenn er dies nicht tut, in gleicher Weise dafür bestraft wird.

Ob alsdann der § 175 StGB. zu Recht bestehen bleibt oder nicht, hat für uns nur ein nebensächliches Interesse. Ich persönlich halte ihn und sein Verbleiben im StGB. für einen Atavismus, und ich würde ihm keine Träne nachweinen. Daß nach seinem Dahinscheiden der Homosexualismus salonfähig werden, oder gar, wie es der weiland hannoversche Assessor Ulrichs verlangte, staatliche Anerkennung erlangen sollte, ist nicht recht wahrscheinlich, und die gleichfalls von ihm verlangte Gestattung der Ehe unter Urningen, wie er sie nannte, hat auch keinen vernünftigen Zweck.

Trinker.

Solange Menschen auf der Erde wohnen und wir von ihnen und ihrem Treiben etwas wissen, haben sie Mittel und Wege gefunden, um ihrem Rauschbedürfnisse zu genügen. Semitische Völker brachten der Menschheit den Wein, und kein geringerer als Jahwe ist es in

eigener Person gewesen, der nach der Sündflut seinen Schützling Noah mit dem Weinstock beschenkte und ihn lehrte, Wein daraus zu bereiten. Durch die Phönizier kam diese Kenntnis nach Ägypten, wo man bis dahin eine Art Bier aus Gerste gebraut hatte, und von hier verbreitete sich der Kult des Weines über Griechenland und von den Griechen zu den Römern. Überall siegte der Wein, und man trank und betrank sich, wie dies schon der alte Lot getan. Aber wenn wir überall in dem Gebrauche die Gefahr des Mißbrauches verborgen sehen, so finden wir doch selbst bei einem hygienisch so hoch veranlagten Volke, wie es die Israeliten waren, keine beschränkenden Verbote, was bei einem einigermaßen ausgedehnteren Mißbrauche ganz gewiß geschehen wäre. Man trank beim Essen und bei den Dankopfern, und bei den Griechen entwickelte sich hieraus das Trinken bei geselligen Zusammenkünften, den Symposien, und wir erfahren von Plato, daß dabei hin und wieder dem Becher ganz gehörig zugesprochen wurde. Immerhin aber blieb das Trinken ein Vorrecht der höheren Klassen, in das Volk drang wenig davon ein, und die antike Welt kennt keine Alkoholfrage. Mit Verachtung wird auf das Gebaren barbarischer Völker hingewiesen, die wie die Szythen und Thraker dem neuen Getränke maßlos zusprachen, und wenn es nach des Tacitus Schilderung bei unsern Ahnen nicht besser war, und die alten Germanen bei der Befriedigung ihrer Trinklust ihre sonstige Mäßigkeit vermissen ließen, dann dürfen wir zu ihrer Entschuldigung vielleicht die Erklärung heranziehen, daß das im Grunde nüchterne und an den Genuß geistiger Getränke nicht gewöhnte Volk auf das ihm bis dahin fremde Genußmittel in einer besonderen Weise reagierte. In der Völkerwanderung trugen die siegreichen Scharen der Germanen die Trunksucht in alle Länder des Mittelmeeres, und das Christentum versagte in der Bekämpfung eines Lasters, gegen das es sich von jeher duldsam erwiesen hatte. Das Trinken wurde hoffähig, und Fürst und Edelmann, Mönch und Leutepriester bemühten sich um die Wette, den Ruhm eines trinkfesten Mannes davonzutragen. Mohammed wußte wohl, was er tat, als er seinen Anhängern den Genuß des Weines untersagte, ein Verbot, das die Vernichtung des Weinbaues in Kleinasien, Syrien, Ägypten und Afrika, kurz überall da zur Folge hatte, wo die Araber ihren Fuß hinsetzten. In Europa dagegen hatte das Trinken mit dem zunehmenden Wohlstande der Städte an Ausdehnung zugenommen und war in Gesellschaftstrinken und Schwelgerei ausgeartet.

Deutschland war im 15. und 16. Jahrhundert ein zechendes Volk, und die Trunksucht beginnt die Aufmerksamkeit der Sittenschilderer auf sich zu ziehen. Aus den einzelnen Reichstagsabschieden geht wenigstens der gute Wille hervor, dem Unfuge zu steuern. Bis dahin waren es Wein und Bier gewesen, und die eigentliche Masse des Volkes wurde schon durch den hohen Preis der Getränke vor ihrem Mißbrauche bewahrt. Mit der Entdeckung des Alkohols durch die Araber wurde dies anders. Der 30jährige Krieg und der wirtschaftliche Niedergang Deutschlands brachten das Hereinbrechen des Branntweins, und der Kartoffelschnaps wird in allen Ländern des nördlichen Europas das Getränk des kleinen Mannes. Damit ist der entscheidende Schritt getan, und was Altertum und Mittelalter bei all ihrer Unmäßigkeit nicht vermocht, das hat mit einem Schlage der Schnaps fertig gebracht, das Gespenst des Alkoholismus beginnt verheerend und das Mark der Völker verzehrend seinen Siegeslauf.

Gegen diese Branntweinpest hat sich in der letzten Zeit ein gewaltiger Kampf erhoben, in welchen einzutreten die Pflicht eines jeden ist, der ein Herz für die Leiden seiner Mitmenschen und das Verlangen hat, dem Niedergange des Volkes entgegenzutreten. Einen Feind aber kann man nur dann mit Erfolg bekämpfen, wenn man ihn kennt, und es muß somit unsere erste Aufgabe sein, uns mit dem Alkoholismus und den Ursachen etwas näher vertraut zu machen, die uns zum Mißbrauche des Alkohols führen.

Wir begegnen dem Bedürfnisse nach dem Genusse geistiger Getränke bei den Völkern aller Länder und Zeiten, und wir werden daraus den Schluß zu ziehen haben, daß hier ein allgemeines menschliches Bedürfnis vorliegt. Es läge nun am nächsten, die Ursache des Trinkens in der Befriedigung des Durstgefühles zu suchen, wenn dieser Erklärung nicht schon der Umstand entgegenträte, daß zur Zeit des Betrinkens, und darauf kommt es doch wohl an, der Durst längst gestillt ist. Mit dem Durste ist es also nichts, und wenn wir der Wahrheit die Ehre geben wollen, müssen wir zugestehen, daß das Betrinken mit der Befriedigung jenes natürlichen Bedürfnisses eigentlich nichts zu tun hat. Wohl aber empfindet der Mensch mitunter das zwingende Bedürfnis nach einer Anregung, einem Reize, und mag man dem Alkohol so viel Böses nachsagen, wie man will, das eine wird man ihm lassen müssen, daß er subjektiv das Gefühl der erhöhten Körperkraft erzeugt und fördernd auf die Leistungsfähigkeit einwirkt. Als ein angenehmer

Nervenreiz, ein erwärmendes, anregendes und belebendes Mittel hat er nicht seinesgleichen, und da der Mensch nun einmal nicht ohne solche Genußmittel leben kann, wird er stets zum Becher greifen und in ihm einen Sorgenbrecher sehen.

Diese Erwägungen, deren Richtigkeit nicht bestritten werden kann, lassen mich die Bestrebungen, die alkoholhaltigen Getränke durch sogenannte alkoholfreie zu ersetzen, mit einigem Mißtrauen aufnehmen. Denn wozu soll ich diese Getränke von einem meist recht zweifelhaften Wohlgeschmacke trinken, wenn ich keinen Durst habe, und von der erhofften Anregung bei ihnen keine Rede ist? Die vielfach umstrittene Frage nach dem Nährwerte des Alkohols können wir hier unberücksichtigt lassen. Insofern als er bestimmte Bestandteile des Körpers vor dem Verfalle bewahrt, wird man ihn als Nahrungsmittel bezeichnen müssen, dessen Nährwert im übrigen so gering ist, daß er als solches nicht in Betracht kommt.

Das Bedürfnis nach dem Genusse geistiger Getränke äußert sich nach zwei Richtungen hin, je nachdem die Neigung vorherrscht, gewohnheitsmäßig kleinere Mengen zu sich zu nehmen, oder in dem eigentlichen Rauschbedürfnisse. Früher dienten diesem doppelten Bedürfnisse die Mahlzeiten oder auch gelegentliche gesellige Zusammenkünfte, bis es bei der körperlich arbeitenden Bevölkerung üblich wurde, auch bei der Arbeit zu trinken. Damit war dem Mißbrauche Tor und Tür geöffnet. Denn wenn das physiologisch zulässige Maß an geistigen Getränken auch bei den Mahlzeiten und den geselligen Zusammenkünften überschritten werden kann, so doch bei keinem so sehr, wie bei dem Trinken bei der Arbeit. Hier wird das Trinken zur Gewohnheit, deren Befriedigung in immer kürzeren Zwischenräumen und immer größeren Mengen erfolgen muß. Zudem ist es selbstverständlich das billigste Getränk, das zur Befriedigung des Trinkbedürfnisses herhalten wird, der Schnaps, zugleich das gefährlichste. Ganz gewiß kann auch in Wein und Bier gesündigt werden, und es geschieht mehr als zuviel, der Hauptfeind aber ist der Schnaps, und er ist dieses schon aus dem Grunde, weil er dem Körper das Gift des Alkohols in einer weit konzentrierteren Form zuführt und bei der großen Menge durch seine Billigkeit allein in Frage kommt. Nach Rochard stehen die Völker unter der Herrschaft des Schnapses. Alle Welt beugt sich vor dem Alkohol, die einen, weil sie davon leben, die andern, weil sie daran sterben. Er führt das große Wort bei den Wahlen

und den Reigen bei den Aufständen, und in den Bürgerkämpfen der Kommune war er es, der die Brände entfachte. Solange es sich nur um gegorene Getränke gehandelt hatte, waren die schädlichen Folgen nicht so groß gewesen. Der Trinker wurde berauscht, und hatte er seinen Rausch ausgeschlafen, so war es in seinem Schädel vielleicht etwas wüst und leer, aber es waren doch nur die vorübergehenden Folgezustände des Rausches, mit denen er zu tun hatte, und zu den dauernden Schäden, wie wir sie heute zu beklagen haben, war es bis dahin nicht gekommen. In den Schriften Epiktets findet sich der Ausspruch: drei Reben trägt der Weinstock, die eine bringt die Lust, die andere den Rausch und die dritte die Freveltat, und eine alte rabbinische Legende berichtet, daß, nachdem der Herr den Noah mit dem Rebstock beschenkt hatte, Satan hinzugetreten sei, um der frisch gepflanzten Rebe auch seine Spende darzubringen und sie mit dem Blute eines Lammes, eines Löwen und eines Schweines zu benetzen. Vor allem aber war es die Ähnlichkeit der Rauschzustände mit rasch vorübergehenden geistigen Störungen, welche die Aufmerksamkeit auf sich zog, und der erste Satz, der uns vor langen Jahren in die Geheimnisse der griechischen Sprache einführte und daher unvergessen blieb, lautete, daß die Trunkenheit ein kleiner Wahnsinn sei. Damit ist das Wesen des Rausches am besten bezeichnet, da er in der Tat eine akut erworbene Geistesstörung ist. Zunächst ist die Trunkenheit der akute Zustand eines Menschen, der mehr getrunken hat, als er vertragen kann, und sie kann daher jedem passieren, der überhaupt geistige Getränke zu sich nimmt. Man ist deshalb noch kein Trinker, eine Gefahr liegt indes unbedingt darin verborgen, und insofern haben die Abstinenten recht, wenn sie als das sicherste Mittel, sich vor dem Mißbrauche zu bewahren, die volle Enthaltsamkeit auf ihre Fahnen schreiben. Von Anfang an zeigt sich im Rausche ein beschleunigter Ablauf der Vorstellungen, ziemlich in der Weise, wie er das Wesen der Manie ausmacht. Das psychische Verhalten nimmt mehr und mehr den Charakter der Flüchtigkeit in den Vorsätzen und des Leichtsinns in den Ausführungen an; der Wein löst die Zunge, und der zunehmende Mangel an Kritik läßt die Gedankensprünge in einer Gloriole von Witz und Feinheit erscheinen, von der sie sich in der Tat immer weiter entfernen. Man braucht nur einmal als Nüchterner in die Gesellschaft Angetrunkener zu geraten, um sich hiervon zu überzeugen. Nach und nach kommt es zur Unmöglichkeit geordneter Überlegung; der Be-

rauschte lebt nur für heute, er befindet sich in voller Abhängigkeit von den jeweiligen äußeren Sinneseindrücken, er ist heiter, kühn und offenherzig, und seine innere Natur drängt sich immer ungeschminkter und ungehemmter hervor. Noch ist das Bewußtsein vorhanden und die Erinnerung erhalten. Noch eine Stufe weiter und der geistige Horizont verengt sich mehr und mehr, Erfahrung und Erinnerung tauchen unter die Schwelle des Bewußtseins und es bleibt nur noch ein kleines, verkümmertes Ich übrig. Die Gebote des Rechtes und der Pflicht sind dahin, die Triebe sind übermächtig, und wir bezeichnen einen solchen Menschen als viehisch betrunken, obwohl uns das liebe Vieh im Punkte der Nüchternheit wirklich über ist. Was in diesem engsten Kreise an Vorstellungen auftaucht, wird Beweggrund zu Handlungen, die, wie diejenigen der Manie, blind und impulsiv sind. Hier ist nur die Hinsicht auf den unmittelbaren Erfolg entscheidend, ohne Rücksicht auf Sitte und Recht, auf Folgen und Strafe. In diesem Stadium ist das Bewußtsein aufgehoben und die Erinnerung fehlt. Und endlich löst sich der Rausch in einer allgemeinen Lähmung auf. Der Berauschte liegt da wie ein Stück Holz und schläft bewegungs- und bewußtlos seinen Rausch aus. So ungefähr verlaufen die typischen Rauschzustände, obwohl auch schon hier große individuelle Verschiedenheiten auftreten und sich die Macht der Selbstbeherrschung und der Schulung geltend macht.

Immerhin aber sind es Zustände der Alkoholvergiftung. Es handelt sich um eine, wenn auch rasch vorübergehende, so doch wirkliche Bewußtseinsstörung, somit doch wohl um eine Geisteskrankheit. Dies ist noch mehr bei einer andern Reihe von Zuständen der Fall, die ebenfalls auf den Genuß von Alkohol zurückzuführen sind, wenn wir auch annehmen müssen, daß hier der Alkohol mehr die Veranlassung als gerade die Ursache bildet, und die man im Gegensatze zu jenen als atypische Rauschzustände bezeichnet.

Die Erfahrung hat uns gezeigt, daß der Alkohol auf eine ganze Reihe von Personen in einer besonders heftigen und eigentümlichen Weise einwirkt, und wir erblicken mit Recht in dem mangelnden Widerstande gegen den Genuß geistiger Getränke das Zeichen einer angeborenen krankhaften Anlage, der erblichen Entartung, oder doch einer erworbenen Minderwertigkeit, wie sie sich u. a. nach Kopfverletzungen, Typhus und bei Affekten einstellt. Hier ist es nicht die Menge oder die Art des Genossenen, als vielmehr die Prädisposition des Genießenden, die den Ausschlag gibt, und es

ist weniger ein Zustand des Rausches, um den es sich hier handelt, als ein durch Alkohol ausgelöster psychopathischer Zustand. Wir beobachten hier die verschiedenartigsten Zustände, von der urplötzlich einsetzenden Melancholie, wo der eben noch ausgelassene Zecher in lautes Heulen ausbricht und sich für den elendesten Kerl auf der Welt erklärt, das dem Bruder Studio wohlbekannte „besoffene Elend" bis zur heftigsten Tobsucht, und eine Form der Entäußerung ist es besonders, deren Kenntnis von Wichtigkeit ist, und die man als alkoholische Dämmerzustände bezeichnet.

Vor Jahren hatte ein Polizeikommissar zu Köln, ein anerkannt ruhiger und nüchterner Mensch, den Auftrag erhalten, in den frühesten Morgenstunden des nächsten Tages in der Umgebung der Stadt eine Razzia abzuhalten. Er hatte unmittelbar vorher eine dienstliche Kränkung erlitten und den ganzen Tag über Dienst gehabt, als ihm am Abend des sehr heißen Julitages der betreffende Befehl zuging, was nicht gerade zur Verbesserung seiner Stimmung beitrug. Um sich nicht zu verschlafen, zog er es vor, überhaupt nicht zu Bett zu gehen und die kurze Nacht mit einem Bekannten bei einer Flasche Wein zu verbringen. Gegen Morgen, und noch ehe er seinen Dienst angetreten hatte, erhielt er die Mitteilung, daß die Razzia unnötig sei und er nach Hause gehen könnte. Daß ihn dies verdrossen, und er sich im vollsten Ärger auf den Weg gemacht habe, ist seine letzte Erinnerung an den für ihn so verhängnisvollen Tag, und von da an, und von dem, was ihm auf diesem Wege passierte, weiß er nichts mehr. Wie sich aus den späteren Verhandlungen ergab, war er zwei Frauenzimmern begegnet, die er nach ihren Papieren fragte. Ihre Weigerung beantwortete er mit dem Versuche der Verhaftung, und als sie sich dieser durch die Flucht entzogen, lief er ihnen nach. Er ist dabei in ihr Haus eingedrungen und ihnen die Treppe hinauf und bis in ein Zimmer gefolgt, wo ihr Vater und ihre Brüder schliefen. Hier kam es zum Wortwechsel und er wurde mit den beiden handgemein, wobei ihm einer der Gegner einen Schlag mit einem Besenstiele an den Kopf versetzte, mit einer solchen Wucht, daß der Besenstiel zerbrach, auch warfen sie ihn die Treppe hinunter. Auf der Straße verübte er dann einen wüsten Lärm. Er rief nach und nach vier Nachtwächter herbei und hieß sie die Bäckerjungen zu arretieren und zur Wache zu führen, die zu dieser frühen Stunde das einzige Straßenpublikum bildeten. Erst nach längerem Zureden gab er den Nachtwächtern nach, die den ihnen bekannten Kommissar nach

seiner Wohnung brachten. Hier suchte ihn einige Stunden später ein Freund auf, der ihn damit beschäftigt fand, eine schmerzhafte Geschwulst auf der Stirne zu kühlen, deren Entstehung er auf einen Fall zurückführte, den er in der vergangenen Nacht erlitten haben müsse. Als ihm der Freund die Erlebnisse der Nacht mitteilte, war er im höchsten Grade bestürzt, und er versuchte in seiner Bestürzung, die Anzeige vermittels Geld zu verhindern. Von seiten seiner vorgesetzten Behörde war sein Verhalten als Trunkenheit aufgefaßt und er vom Dienste suspendiert worden. Es war nun ein besonders glücklicher Zufall, daß sich bei jenem Vorgange eine ganze Anzahl von Sachverständigen zusammengefunden hatten, denn als solche wird man bei allem, was Trunk und Trunkenheit anbelangt, Nachtwächter und Wirte wohl bezeichnen dürfen. Diese berichteten einstimmig über das Verhalten des Angeschuldigten, daß er wohl den Eindruck eines Menschen gemacht habe, der seiner Sinne nicht mächtig war, betrunken aber sei er anscheinend nicht gewesen, da seine Bewegungen rasch und entschieden, und seine Muskelkraft ungeschwächt gewesen seien. In diesem Falle konnte an dem krankhaften Charakter des Rauschzustandes kein Zweifel sein. Hitze und Übermüdung, sowie eine starke gemütliche Erregung hatten den Boden vorbereitet, auf dem sich unter dem Einflusse des genossenen Alkohols der pathologische Rauschzustand entwickelte, der in einem tiefen Schlafe endete und jede Erinnerung vermissen ließ. Die Erinnerung an jene Vorkommnisse ist ihm nie zurückgekehrt.

Unter den gleichen Umständen kann es zu alkoholischen Wutzuständen kommen, dem furor alcoholicus und der mania ebriosa. In den Polizeiberichten stößt man nicht selten auf diese Angabe, wie in der vergangenen Nacht ein Jüngling wegen Lärmens zu unpassender Zeit dem Polizeigewahrsam übergeben werden mußte, und wie er dort in plötzlich auftretendem Wutausbruche alles zertrümmert und in Stücke geschlagen habe. Er verfällt dann in Schlaf und zerbricht sich am andern Morgen vergeblich den Kopf darüber, wie er auf dieses Trümmerfeld geraten sei, und wer all das Unheil angerichtet habe. Zur Zeit der Mobilmachung, wo gemütliche Erregung und Alkoholmißbrauch Hand in Hand gehen, hatte ich mehrfach Gelegenheit, solche Zustände zu beobachten. Auch dem neuerdings vielgenannten Tropenkoller will man hier seine Stelle anweisen, und es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß der Alkohol dabei eine gewisse Rolle spielt.

Bisher haben wir uns mit den akuten Vergiftungen, den Rauschzuständen, befaßt, wie sie nach dem gelegentlichen Mißbrauche geistiger Getränke auftreten. Ihr häufiger und fortgesetzter Mißbrauch aber führt zur Trunksucht, einem chronischen Vergiftungszustande mit dem unwiderstehlichen Drange zum Genusse berauschender Getränke. Ich übergehe die Reihe körperlicher Schäden, so bedeutend sie auch sind, die der dauernde Alkoholmißbrauch nach sich zieht, und ich will nur kurz erwähnen, daß wir die Summe der durch den Alkoholmißbrauch gesetzten dauernden pathologischen Veränderungen des Gewebes, und die dadurch bedingten klinischen Erscheinungen unter dem Namen des chronischen Alkoholismus zusammenfassen. Das ist die große Masse der Gewohnheitstrinker, die Verstand und Ehre versaufen und in körperlicher und geistiger Entartung zugrunde gehen.

Nichts Erbärmlicheres und Verächtlicheres als so ein Säufer! Ohne jede Energie und jeder besseren Charaktereigenschaft bar, treibt es ihn unaufhaltsam dem Ende entgegen, und dieses Ende ist Schande und Elend. Einem allgemeinen Naturgesetze zufolge geht der Mensch derjenigen Eigenschaften zuerst verlustig, die er zuletzt erworben hat, und das sind die ethischen. Der Verlust dieser ethischen Eigenschaften geht dem Untergange der intellektuellen oft lange voraus, und man kann bei leidlich erhaltenem Verstande ein gründlicher Lump sein. Und das ist bei dem Trinker der Fall. Rührselig und verlogen stellt er seinen Verstand in den Dienst seines krankhaften Triebes, und er opfert Stellung und Ruf, Weib und Kind der Sehnsucht nach dem Schnapse. Nur in der Gesellschaft seinesgleichen und in der Fuselatmosphäre des geliebten Stammtisches fühlt er sich wohl, dorthin trägt er seinen letzten Groschen und glücklich die Frau, wenn er sie nicht geradezu mißhandelt. Denn ein so feiger Patron er sonst auch sein mag, zu Hause ist er brutal, und den Seinen gegenüber kennt seine Brutalität keine Grenzen.

Zolas Meisterhand hat uns in seinem Assommoir die Schilderung eines Säufers hinterlassen, der gegenüber jede andere erblassen muß. Nur auf eins möchte ich hier aufmerksam machen, auf den Eifersuchtswahn der Trinker, der sich in vielen Fällen bemerklich macht. Man wird selten einen Gewohnheitstrinker finden, der seine Frau nicht in dem Verdachte der ehelichen Untreue hätte, und seine Angaben darüber sind so genau und bestimmt, daß man sich immer wieder vorhalten muß, daß man es mit einem Trinker

zu tun habe, dem der Wahn der ehelichen Untreue gewissermaßen zur zweiten Natur geworden sei, um ihm nicht Glauben beizumessen. Es sind dies offenbar delirierte Vorstellungen, die aus dem Rausche in den verhältnismäßig nüchternen Zustand hinübergenommen und dort weiter verarbeitet werden, und mancher Mord, mancher blutige Angriff auf die Frau oder den vermeintlichen Ehebrecher finden ihre Erklärung in diesem Wahne.

Hiermit sind die Folgezustände des Alkoholismus keineswegs erschöpft. Da sie indes wie das Delirium tremens und die Alkoholpsychosen wirkliche Geistesstörungen sind, scheiden sie aus dem Rahmen unserer Aufgabe aus, dagegen dürften hier einige Angaben über die Folgen des Alkoholmißbrauches auf die Nachkommenschaft ihre Stelle finden. Diese Folgen äußern sich auf zwei verschiedene Weisen, je nachdem es sich um eine akute oder um eine chronische Vergiftung handelt. Die leidige Sitte des Hochzeitsmahles und der überreichliche Genuß berauschender Getränke dabei ist manchem Erstgeborenen teuer zu stehen gekommen. Das durch den Zeugungsakt direkt übertragene Gift wirkt vergiftend auf das Keimplasma ein, und das Ergebnis ist ein körperlich und geistig sieches Geschöpf. Um diese Minderwertigkeit der im Rausche erzeugten Kinder statistisch festzustellen, hat Bezzola bei 9000 Idioten der Schweiz den Zeugungstag berechnet und dabei zwei Maxima ermittelt, Fastnacht und Weinlese. Außer dieser akuten Vergiftung ist es die chronische, die sich in einer gleich verderblichen Weise geltend macht. In dem Gehirne der trunksüchtigen Eltern werden nach und nach Veränderungen und krankhafte Zustände hervorgerufen, die auf die Kinder übertragen werden und auf sie als ererbte Disposition übergehen.

Demme stellte 57 Kinder von 10 Trinkerfamilien 61 von 10 Abstinenten gegenüber. Von den ersten waren nur neun normal, und alle anderen defekt, Idioten, Epileptiker, Taubstumme u. dgl., während von den 61 Abstinenten die Zahl der Nichtnormalen nur sechs betrug. Sullivan untersuchte an den weiblichen Insassen der Liverpooler Gefängnisse den Einfluß der mütterlichen Trunksucht auf die Nachkommenschaft. Von 120 trunksüchtigen Weibern stammten 600 Kinder. Von diesen waren 335 totgeboren oder vor vollendetem zweiten Lebensjahre gestorben, nur 44,2% wurden älter. Je länger die Mütter vor der Geburt getrunken hatten, um so größer war die Zahl der Totgeborenen, von 11,2% bei den Zweitgeburten bis zu 17,2% bei den sechs oder später Geborenen.

Dabei war das Verhalten des Vaters ohne Belang, ob er gleichfalls Trinker oder solide war, erwies sich als gleichgültig. 4,1% der Kinder waren epileptisch und 60,6% waren an Krämpfen zugrunde gegangen. Von sieben Geburten, wo die Konzeption nachweislich in der Trunkenheit stattgefunden hatte, starben sechs an Konvulsionen im ersten Lebensjahre und das siebente war totgeboren. Eine weitere und über 621 Familien ausgedehnte Statistik ergab, daß die Zahl der stillenden Mütter unter dem Einflusse der Trunksucht auf zehn herabsank. Nach alledem, das wir bisher ausgeführt haben, kann es für uns eigentlich nicht zweifelhaft sein, daß sowohl der Rausch als der chronische Alkoholismus im Grunde wirkliche Geistesstörungen sind, denn wollten wir in der Trunksucht auch zunächst ein Laster sehen, das zu bestrafen wäre, so würde dieses Laster doch so bald zu einer Abschwächung der Willenskraft führen, zu einem solchen körperlichen und geistigen Verfalle des Trinkers, daß an dessen Geistesstörung nicht mehr zu zweifeln wäre. An das Laster schließt sich die Krankheit an, und wenn auch eine Grenze zwischen beiden bestehen muß, so zeigt sie doch kein Grenzstein an.

Niemand kann mit Sicherheit sagen: bis hierher und nicht weiter ist es Gesundheit, und von hier ab beginnt die Psychose. Der Trunksüchtige befindet sich in einem abnormen geistigen Zustande, der durch jeden neuen Exzeß, aber auch ohne ihn durch jede Gemütsbewegung, körperliche Erkrankungen u. dgl. m. zu einem ausgesprochen krankhaften werden kann. Und eben deshalb, weil wir nie wissen und mit Sicherheit sagen können, wo wir uns in dem gegebenen Augenblicke befinden, werden wir in der Beurteilung dieser Zustände meist gezwungen sein, die Willensfreiheit auszuschließen und das betreffende Individuum für geisteskrank zu erklären. Nach der zurzeit geltenden Strafrechtspflege wäre damit die Straflosigkeit des betrunkenen Verbrechers ausgesprochen, und darin würde eine schwere Verletzung des Rechtsbewußtseins des Volkes liegen. Die Frage, wie diesem Dilemma abzuhelfen, wie Rechtsanschauung und Rechtsbewußtsein in Einklang zu bringen seien, fordert gebieterisch eine Lösung, und ich glaube, daß wir uns gerade hier auf dem Boden befinden, auf dem sich der Kampf zwischen der alten und der neuen Schule entscheiden wird. Man wird den Trinker nicht mehr bestrafen, man wird ihn zu heilen suchen, und da er sich freiwillig hiermit wohl kaum einverstanden erklären wird, wird man diesen Versuch zwangsweise machen,

den Genesenen aus der Zwangskur entlassen und den Ungeheilten bis zu seinem Ende dort behalten. Einen bescheidenen Anfang hat man mit den Trinkerasylen und mit der Entmündigung gemacht, die jetzt auch wegen Trunksucht ausgesprochen werden kann, und das andere, was noch fehlt, muß folgen. Auf diesem Wege sind auch die Bestrebungen der „Vereine gegen den Mißbrauch der geistigen Getränke“ freudig zu begrüßen, und selbst die Abstinenzbewegung werden wir willkommen heißen, obwohl ich im Grunde in ihr eine Übertreibung sehe. Daß der Trinker dem Alkoholgenusse entsagen muß, ganz und gar und für sein ganzes Leben, ist eine Forderung, die wir aufstellen und auf der wir unter allen Umständen bestehen müssen. Das Wesen der Trunksucht besteht nun einmal in der Intoleranz gegen Alkohol und zugleich in dem unwiderstehlichen Drange nach seinem Genusse, und der Trinker, der nicht mäßig sein kann, muß sich demnach des Alkohols gänzlich enthalten.

Daß ich aber, bei dem diese Voraussetzungen nicht vorliegen, und der ich sowohl tolerant als mäßig bin, deshalb jeder Anregung entsagen soll, die mir ein Glas guten Weines verschafft, und zwar lediglich aus dem Grunde, weil ein anderer unmäßig ist und sich bei jeder Gelegenheit betrinkt, das will mir nicht in den Kopf und dafür fehlt mir jegliches Verständnis. Daher für die Trinker die Abstinenz und Mäßigkeit für alle.

Was aber zum Gemeingute aller und in das Bewußtsein der Masse hineingetragen werden muß, das ist das Gefühl, daß das unmäßige Trinken schändet und die Trunkenheit widerwärtig ist. Wer immer in den Kampf gegen die Unmäßigkeit eingetreten ist und die Absicht gehegt hat, aus einem Trinker einen nüchternen Menschen zu machen, der weiß, wie schwer es unsern Trinksitten gegenüber ist, dieses Ziel zu erreichen. Unser ganzes geselliges Leben ist so tief mit dem Genusse geistiger Getränke durchsetzt, daß es dem gewesenen Trinker mit dem besten Willen kaum möglich ist, den überall auf ihn eindringenden Anreizungen aus dem Wege zu gehen. Es gehört zurzeit tatsächlich Mut dazu, sich zur Abstinenz zu bekennen, und das sollte nicht sein. Auch hier sollte es jedem vergönnt sein, in seiner Façon selig zu werden, und Mäßige und Abstinenten sollten Hand in Hand gehen. Und wenn sie dann beide vereinigt den gemeinsamen Gegner bezwungen und dem Alkoholmißbrauche ein Ende gemacht haben, dann würde ein gutes Stück des sozialen Elendes beseitigt und ein recht ansehnlicher Teil der sozialen Frage gelöst sein.

Lumpen, Bummler und Vagabunden.

Was ist ein Lump? Wer hat sich nicht schon dieses Ausdruckes bedient und ist dabei der Überzeugung gewesen, das Richtige damit getroffen zu haben? Und trotzdem ist es mit der Definition ein eigen Ding, und sie mit einem Worte abzumachen, geht nicht an. Ich werde daher etwas länger dabei verweilen müssen.

In den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hatte der mährische Graf Chorinski unter Mithilfe seiner Geliebten, der Ungarin Ebergenij, seine Frau in München vergiftet. Der Mord hatte damals großes Aufsehen erregt, und das Interesse war nicht geringer geworden, als sich im Verlaufe der Verhandlungen Zweifel an der Zurechnungsfähigkeit des Grafen erhoben hatten, und er auf seinen Gemütszustand untersucht wurde. Wie so oft, waren sich auch hier die Sachverständigen über den Grafen und seinen Geisteszustand nicht einig, und er wurde verurteilt. Allem Anscheine nach hatten die Sachverständigen recht gehabt, die an der Zurechnungsfähigkeit des Grafen von vornherein gezweifelt hatten, da er im Gefängnisse bald erkrankte und der Kreisirrenanstalt zu Erlangen übergeben werden mußte, wo er als unheilbarer Geisteskranker nach einiger Zeit gestorben ist. Der damalige Direktor dieser Anstalt, der Professor der Psychiatrie an der Universität, Hagen, hat seine Beobachtungen in einem Buche niedergelegt: Chorinski, eine gerichtlich-psychologische Studie, 1872, von dem nur zu bedauern ist, daß es, wie so viele andere seinesgleichen, dem Gedächtnisse der Lebenden entschwunden ist und wohl kaum noch gelesen wird. Es geht den Büchern in dieser Beziehung, wie den vergessenen Opern, sie verschwinden von der Bildfläche und mit ihnen so manche musikalische Perle, die wirklich des Erhaltens wert gewesen wäre. Und wenn alsdann einer auf diese versunkenen Schätze stoßen und eine dieser Perlen wieder ausgraben sollte, dann sollte man ihm eigentlich dankbar sein und ihn nicht des Plagiates beschuldigen. Jedenfalls glaube ich keine schlechte Handlung und kein derartiges Plagiat zu begehen, wenn ich die Definition Hagens ihrer ganzen Länge nach hier anführe, da sie mir in ihrer psychologischen Feinheit kaum in gleichem Maße gelingen würde.

Andererseits möchte ich damit dem ebenso gelehrten wie feinsinnigen Verfasser des „Goldenen Schnittes“ und anderer Werke einen späten Dank für früher erwiesene Freundschaft abtragen,

wenn ich die Perlen, die er in das Dunkel eines halbvergessenen Buches gehüllt hat, für kurze Zeit in ein besseres Licht zu rücken versuche.

Hagen hatte nämlich den Chorinski als einen Lumpen bezeichnet, und er fühlte wie ich das Bedürfnis, diese Bezeichnung näher zu definieren. Er tut dies in folgender Weise:

„Was ist ein Lump? Lump ist ein Schimpfwort, welches zunächst im allgemeinen ausdrückt, daß der Betreffende auf einer tiefen Stufe der Wertschätzung steht. Die Schätzung eines andern kann sich aber auf sehr verschiedenartige Vorzüge oder Mängel beziehen. Wer sich durch Mangel an Urteilskraft, an Einsicht, an Wissen so auszeichnet, daß er ein Schimpfwort verdient, der wird nicht ein Lump, sondern ein Dummkopf, ein Esel, vielleicht auch noch ein Fex genannt; wer einem eingebildeten Glücke nachjagt und törichte Maßstäbe an dieses anlegt, ist ein Narr. Von beiden liegt nichts in dem Begriffe Lump, sie sind ihm sogar völlig entgegengesetzt. Offenbar gehört er unter die ethischen Begriffe. Ist er aber identisch mit Schuft und Schurke? Manchmal mag wohl ein und dasselbe Individuum beide Bezeichnungen zugleich verdienen, aber offenbar drücken wir mit Schuft und Schurke einen weit höheren Grad sittlicher Entrüstung aus und zugleich liegt in ihnen die Vorstellung des Schädlichen und Gefährlichen. Ein Lump ist aber einer zunächst nur auf eigne Hand und für eigne Rechnung; er kann es zwar nach und nach auch recht wohl noch zum Schuften bringen, aber es kann einer ein großer Schurke sein, ohne jemals vorher die Bezeichnung eines Lumpen auf sich gezogen zu haben. Andrerseits streift letzterer Begriff im Gebrauch des Volkes nahe an den des bloßen Armen hin; alles, was bettelt oder in seiner äußeren Erscheinung einen schäbigen heruntergekommenen Eindruck macht, wird Lumpenware, Lumpengesindel genannt. Es ist dabei keineswegs etwa immer die innere Beschränkung und Motivierung im Spiel, daß die Armut in diesem Falle lediglich die Folge von Liederlichkeit oder Faulheit sei; dies beweist der häufige Gebrauch des Wortes als ein Raufereien einleitendes, herausforderndes Schimpfwort bei Bauern- und Handwerksburschen, bei welchen es die Stelle des „dummen Jungen“ vertritt. Die sich gegenseitig so schimpfen, wollen mit dem Wort dem andern keineswegs irgendwie einen Vorwurf daraus machen, daß er liederlich, trunksüchtig, verschwenderisch sei und gerne blaue Montage mache; das tun sie alles selber und rechnen sich's wohl zuweilen

sogar zur Ehre. Das Wort bezeichnet vielmehr eine Inferiorität an Kraft und Besitz, es wird von den anderen gesagt, daß sie nichts aufzuwenden haben, kein Geld, keine Stärke, kurz nichts, wodurch man in der Welt Ansehen erlangt, daß sie Leute seien, die in der Welt keine Geltung hätten und haben könnten, die daher für nichts zu achten seien. Ein Lump ist in den Augen dieser Leute jeder, der nichts hat und sich nicht gefürchtet machen kann. Zwar bezieht sich bei ihnen der Begriff zuweilen selbst auf das Ertragen oder Nichtertragen von Schmerzen, genau besehen kommt es aber dabei weniger auf den Willen an, als auf den Besitz der dazu nötigen Kraft, sowie auch beim Raufen überhaupt, und es ergibt sich auch hieraus wieder die zu denken gebende Tatsache, daß auf diesen Standpunkten weniger Wert gelegt wird auf das, was der Mensch erstrebt, als auf das, was er hat und besitzt. Den Bauern gilt physische Stärke als Beweis guten Lebens, so viel wie ein Stück Vermögen, und einem solchen Kraftprotzen erscheint der Schwächere ebenso als ein Lump, wie dem bäuerischen Geldprotzen jeder, der weniger hat als er. Gleichwohl ist es andererseits wieder durchaus nicht bloß und immer ein natürlicher Kraftmangel, welcher zur Anwendung des fraglichen Prädikates auffordert; einen Kretinen, wenn er noch so schlotterig und unflätig einhergeht, kann man keinen Lumpen nennen. So ist es auch mit dem Besitz, es gehört schon ein hoher Grad von rohem und dummem Stolz auf ererbtes Vermögen dazu, einen Kaufmann, der durch üble politische Verhältnisse, durch fremde Schuld, um sein ganzes Vermögen gekommen ist, von da an als einen Proletarier über die Achsel anzusehen. Auf die Ehre geht doch zuletzt alles hinaus, aber auch hier noch je nach den Verhältnissen und unserem Standpunkte in beschränktem Umfang. Auf die militärische Ehre z. B. geht der Begriff Lump nicht. Fallstaff allerdings ist ein solcher und zugleich feig; er ist aber nicht deshalb Lump, weil er feig ist; denn es gibt Lumpen, die sehr tapfere Soldaten sind. Während „Schuft“ und „Schurke“ einen rein ethischen Makel bedeuten, einen aufs Böse gerichteten, gewissenlosen, Treu und Glauben verhöhnenden Charakter bezeichnen, ist ein Lump einfach der, der nicht imstande ist, oder sich nicht anstrengt, seine äußere Ehre zu behaupten. Es ist daher durchaus nicht jeder Lump ein Schurke; im Gegenteil kann der Lump der gutmütigste, gefühlvollste Kerl von der Welt sein, und der größte Schurke ist in den Augen der Welt oft alles andere eher als ein Lump.

Also, wer aus Mangel an Kraft nicht imstande ist, sich in dem ihm gebührenden oder von ihm beanspruchten äußeren Ansehen, Rang und Vermögen zu erhalten, ist ein Lump, weil es ihm an der rechten Ehre gebricht, wobei je nach unserem hohen oder niederen Standpunkte der Ehrenpunkt bald tiefer, bald höher anfangen kann. Auf niederen Standpunkten kann immer noch als sehr respektabel gelten, wer von höheren aus schon ein Lump ist. Diese Kraft kann nun auf verschiedene Weise verloren gehen. Am häufigsten und für gewöhnlich wird der Name Lump angewendet auf arbeitsscheue, bettelnde Vagabunden, welche sich des Bettelns, des häufigen Einsperrens, Bestrafens usw. schon längst zu schämen aufgehört haben. Solche sind dies größtenteils durch schlechte Erziehung geworden; die Faulheit ist ihnen ein Genuß, dem sie um den Preis ihrer Ehre frönen; es liegt ihnen nichts am Sparen, sie verliedern alles gleich wieder, weil sie stumpf sind für die Ehre des Besitzes. — Andere werden Lumpen durch das Trinken. Das Trinken kostet erstens Geld, und dadurch allein ist schon mancher, weil sein Durst nicht im Verhältnis zu seinen Mitteln stand, er aber nicht die Kraft hatte, sich frei zu machen, an den Bettelstab gekommen. Zweitens kostet es, da ihm meist in den Wirtshäusern gefrönt wird und leichte Unterhaltung angenehmer ist als Arbeit, Zeit, die dieser entzogen wird. Drittens wird durch den fortgesetzten Mißbrauch der Spirituosen, wenn auch nicht immer eine große bis zur Wildheit sich steigernde Reizbarkeit entsteht, doch das feinere Gefühl abgestumpft, so daß das Individuum den Sinn für die Achtung seiner Standesgenossen mehr und mehr verliert und die feinere Fühlung und den Takt, sich zu rehabilitieren, nicht mehr finden kann.

Etwas Ähnliches gilt von dem übermäßigen Geschlechtsgenuß; wenn auch manche Onanisten eine große Heftigkeit und Jähzorn an den Tag legen, so ist dies doch nur eben bei wenigen der Fall, und selbst bei diesen ist es mehr ein momentanes Aufflackern, namentlich bei unwillkommenen Störungen oder Ansprüchen an sie; im allgemeinen leidet bei ihnen das Selbstgefühl, so wie es die Form der Ehre annimmt, sehr Not. Zwar tragen sich manche auch mit großen Plänen und führen hohe Worte im Munde, aber ihr sonstiges Auftreten und Gebaren flößt keine Achtung ein, weil sie sich nicht selbst achten, es kostet ihnen nichts, in der Kleidung schlapp und nachlässig zu erscheinen und in allen Stücken sich gehen zu lassen. Weniger in die Augen fallend, aber nicht minder

schädigend für den Charakter, ist ein sonst wollüstiges Leben. Allerdings nur bei begünstigenden Umständen. Wir wissen, daß große Männer, Genies, Feldherrn regen Geschlechtstrieb und viele uneheliche Kinder hatten und dennoch in Verfolgung ihrer hohen Aufgabe sich von bewundernswerter Spannkraft und äußerst streng in den Anforderungen an sich selbst erwiesen. Aber eben durch ihr Genie und die Höhe ihrer Aufgabe und ihre Begeisterung für diese waren sie vor nachteiligen Exzessen, vor einem Überwuchern der Geschlechtssphäre behütet. Diese nahmen sie nur vorübergehend in Anspruch, sie entspannten sich im Genuß, und wenn dieser vorüber war, so hatten sie der Natur ihren Tribut gezollt und dachten eine Zeitlang nicht weiter daran. Nicht so der mäßig oder gering Begabte, und der überdies von Natur nicht nach hohen Dingen trachtet. Ihm, der keinen andern Sporn kennt, ist die Wollust das Höchste, sie ist daher auch sein steter Gedanke, sein geistiges Leben wird von ihr überjocht, geht in ihr auf, es wird ihm auch das noch genommen, was er hatte, es versiegt der Sinn und Geschmack für anderes, er wird nicht bloß für das Schöne und Hohe matt und blasiert, sondern überhaupt träg, faul und unbrauchbar. Glücklicherweise ist die Häufigkeit solchen Verkommens nicht so groß, als sie im allgemeinen sein könnte, wenigstens in neuerer Zeit. Trotz allem, was über die Mängel der Erziehung auch jetzt noch und zum Teil mit Recht geklagt wird, ist diese doch wohl im ganzen eine bessere als früher, und was sie zu wünschen übrig läßt, das tut die Zucht des Lebens selbst, welche jeden zwingt, seine Kraft zusammen zu nehmen, damit er mit fortkomme und den Weichling in eine rauhe Schule nimmt. Nicht das wenigste leistet die allgemeine Wehrpflicht.

Geringeren Gefahren unterliegt in dieser Hinsicht das weibliche Geschlecht; die natürliche Befriedigung des Geschlechtstriebes steht ja bei weitem weniger in seiner Willkür, und die natürliche Scham und Sittsamkeit ist hier von viel größerer behütender Kraft als beim Manne. Aber wo einmal die Schranken überschritten sind und das Weib sich ohne Scheu preisgibt, da treten auch unausbleiblich, wenn auch nicht sofort, doch jedenfalls mit der Abnahme der Blüte und des natürlichen Lebensturgors, alle Folgen für den Charakter auf: moralische Stumpfheit, Ehrlosigkeit, schließlich selbst wenn eingesehen wird, daß kein Putz mehr die verwelkten Züge zu verschönern vermag, Verzicht auf den günstigen Eindruck der äußeren Erscheinung, lumpiger Aufzug. Fügen wir

zu diesem allen noch hinzu, daß mancher zum Lumpen auch durch das Spiel wird, so haben wir die wesentlichen Ursachen, wodurch diese Art psychischer Entartung des Menschen zustande kommt, beisammen.

Rücken wir nun nach dieser allgemeinen Charakterisierung unserem eigentlichen Gegenstande, der gerichtlichen Psychologie, etwas näher, so hat für unseren Zweck besondere Bedeutung das Verhalten des Lumpen gegen andere Menschen. Was wir bisher vorbrachten, geht ihn nur mehr für sich an; was er durch sein Gebaren sich selbst, sei es materiell oder in der Achtung anderer, schadet, darum haben sich die Gerichte nicht zu bekümmern.

Gleichwohl war die allgemeine psychologische Zeichnung des Lumpen notwendig, um auch sein Wirken auf andere zu beurteilen, weil dieses doch auch wieder nur aus dem innern Schacht, aus dem Kern des Menschen herausquillt. Im allgemeinen gibt der Lump an sich wenig Veranlassung zu gerichtlicher Einschreitung, weil sein Charakter als Sinnenmensch ihm eine gewisse Passivität aufdrückt, und sein Wahlspruch ist „Leben und leben lassen". Seine Sünden sind mehr Unterlassungssünden und Fahrlässigkeiten, er kommt im allgemeinen mehr mit der Polizei als mit dem Kriminalrecht in Berührung.

Der Lump kann gutmütig, gefühlvoll sein (Säufer sind oft leicht zu rühren, und galante Damen höheren Stils sind nicht selten wohltätig gegen Arme gewesen); er ist zufrieden, wenn man ihn nicht stört und nichts von ihm will, namentlich keinen Kraftaufwand. Daß diese Gemütlichkeit der Lumpen aber keine tiefgehende und wahre ist, beweist sein Nichtbezahlen. Von manchen Standpunkten aus ist Lump sogar = Nichtbezahler. In einem Gasthof wird oft ein Fremder, solange er ernsthaft für einen Grafen, einen englischen oder amerikanischen Kapitän gilt, sehr honoriert, weil man viel Aufwand von ihm erwartet, auch Ehre für den Gasthof; von dem Augenblicke an, wo man sicher weiß, daß er nicht bezahlt, ist eben derselbe ein Lump. In Geldsachen hört die Gemütlichkeit auf. Dieser Spruch wird oft mißverstanden, als ob es hauptsächlich oder gar allein der Gläubiger wäre, der dadurch, daß er sein Geld verlangt, ungemütlich werde.

Die wahre Ungemütlichkeit, das Verleugnen aller Rücksicht, die Unbekümmertheit darum, ob man den andern an seinem Vermögen schädige oder nicht, ihm Kummer und Sorge bereite oder nicht (denn die Gläubiger sind keineswegs immer Kapitalisten,

sondern oft unbemittelte Handwerker, kleine Wirte, selbst arme Studenten), ist die des Schuldners, der ein Lump ist, wenn ihm das Nichtzahlenkönnen gar keine Sorge und Skrupel macht. Obgleich ein Mensch solchen Schlages jeweilig, in dem Momente einer Enttäuschung, oder bei recht direkten und grellen Beleidigungen unmutig bis zur Heftigkeit werden kann, so ist ihm doch wahrer Ehrgeiz fremd. Da er mit Bewußtsein auf höhere Ziele verzichtet, und das Ringen darum ihm eine Torheit ist, so verzichtet er auch auf Ruhm und Auszeichnung; Lumpe sind bescheiden. Sie machen sich wenig daraus, wenn andere neben ihnen emporsteigen, und entschädigen sich nur hier und da, wenn sich doch der Neid regt, durch Ausheckung und Weiterverbreitung von persönlichem Klatsch. Durch das Herunterziehen in den Staub sucht der Lump andere sich gleichzustellen und den Funken von Ehrgefühl, der sich in ihm regt und sich ihm peinlich fühlbar macht, mittels des Gedankens zu ersticken, daß die andern auch nicht besser sind. Sie fallen daher einander selbst an, wenn sich einer von ihnen hervortun will: „Jeder dieser Lumpenhunde wird vom andern abgetan.“

Man würde überhaupt irren, wenn man aus der vorstehenden Schilderung dieser Charaktere den Schluß ziehen wollte, daß mit ihnen eine Geltendmachung der Persönlichkeit nach außen unvereinbar sei. Diese gab nur den Typus der Begriffe an. Leute solchen Schlages, welche dem reinen Gattungsbegriff entsprechen und damit eigentlich die Extreme darstellen, sind aber selten; die Individuen in der Wirklichkeit sind meist Mischungen, wie auch Metalle nur selten solid, sondern in der Regel vererzt in der Natur vorkommen. Und so ist es auch in unserem Falle. Nur der Lump des höchsten Grades ist es auch durch und durch. Außer ihm gibt es aber zahlreiche Mittelstufen, welche erlauben, daß sich auch andere Charakterzüge daneben ausbilden können. Wir haben schon gesehen, daß der Lump wohl auch tapfer sein kann, und ebenso hindert nichts, daß er ein leidenschaftlicher Duellant ist. Wirklichen Ehrgefühles bar und ohne den moralischen Mut, welcher zur anhaltenden Anstrengung und zum Verzicht auf Genüsse gehört, sucht er dem Bedürfnis nach Ehre und Anerkennung gewissermaßen durch einen Terrorismus zu genügen und schiebt dabei gewisse Ehresurrogate unter, welche die wirkliche Ehre vertreten müssen, und deren Verletzung er mit der Strafe des Duells bedroht. Sein Mut ist nur ein animalischer, und dessen Besitz muß ihm alle

übrige Ehre vertreten*). Wir kennen ferner die Neigung vieler liederlicher Wirtshauskumpane zum Prahlen und Lügen. Auf etwas höherer Stufe kann der Lump sodann auch Schwindler sein. An und für sich, auf niedrigerer Stufe und jeder im Extrem genommen, haben beide nichts miteinander gemein und sind einander entgegengesetzt.

Der Lump macht nichts aus sich, dagegen sucht der Schwindler und der Scharlatan soviel wie möglich aus sich zu machen; und für die tiefsten Stufen der Lumperei ist selbst die geringe Anstrengung, welche die Erhaltung des äußeren Scheins verlangt, zuviel. Anders jedoch, wenn der Mangel des Ehrgefühls sich mehr auf die innere als äußere Ehre bezieht. Es gibt eine innere Lumpenhaftigkeit, welche darin besteht, nicht nur, daß man sich nicht vor sich selber schämt (was im Grund auch von dem Gewissenlosen, dem Spitzbuben, dem Verbrecher gesagt werden kann), sondern welcher es nichts kostet, um ihres lieben Selbst und dessen Poussierung willen Leuten, welche im Besitz von Macht und Einfluß sind, auch gegen die eigene Überzeugung in einer Weise zu schmeicheln, die andere vor sich selbst erröten machen würde; oder solchen, die wegen ihres Ansehens in der Gesellschaft oder Literatur einem schaden oder helfen können, den Hof zu machen, auch wenn man ihre Richtung nicht teilt oder sogar unbequem findet, und die dann eben dieselben, wenn sie aus der Hof- oder der öffentlichen Gunst gefallen sind, sofort ihre kühle Mißachtung fühlen läßt; eine Lumpenhaftigkeit, welche, um sich aus irgendeiner Verwicklung zu helfen, mit Leichtigkeit zu Lügen ihre Zuflucht nimmt, sich bestechen läßt usf., und die doch zugleich aufs äußerste beflissen ist, nach außen einen Nimbus um sich zu verbreiten, durch welchen es ihr gelingt, sich wirklich in einem gewissen Ansehen zu erhalten, von sich reden zu machen und immer obenauf zu schwimmen. Hier sind Schwindelei und Scharlatanerie die Mittel, zu äußerer Ehre zu gelangen, während die innere fehlt.

Noch nach einer anderen Beziehung hin kann die in Rede stehende Charakterverschlechterung mit äußerer Tatkraft zusammen bestehen, dann nämlich, wenn der Lump zum Schuften oder Schurken wird. Es ist im Grunde genommen derselbe Fall, wie der eben besprochene, nur um eine sittliche Stufe tiefer, mit mehr Roheit und viel weniger Klugheit, wenn auch mehr Schlau-

---

*) Vgl. Lazarus, Leben der Seele I, S. 131 ff.

heit verbunden. Viele Diebe, Raub- und Giftmörder sind dies geworden, nachdem sie vorher Lumpen gewesen waren. Das Lumpenleben aus eigenen Mitteln fortzuführen, ist nicht immer möglich, und nach deren Versiegen plötzlich solid und arbeitsam zu werden, ist, wenn es auch vermöge einer inneren Ein- und Umkehr nicht selten geschieht, doch nicht jedermanns Sache. Die Mittel müssen anderweitig beschafft werden, auf eine womöglich leichtere, wenigstens nur eine kurze Anstrengung erheischende, Weise. So verfällt man denn auf ein Verbrechen. Bleibt das erste unentdeckt und straflos, so fügen sich weitere daran, und schließlich wird eine ganze verbrecherische Laufbahn daraus. Daß diese dann sehr oft mit vielen Sorgen, Strapazen und Ängsten verbunden ist, wird der Betreffende allmählich zu seinem Schrecken selbst gewahr; aber des stillen anhaltenden Arbeitens ist er entwöhnt und andererseits das leichtfertige Leben zu sehr gewöhnt, auch umklammern ihn die Verbindungen mit seinen Spießgesellen, und so geht er unausweichlich seinem endlichen Schicksale entgegen."

Aus dieser Schilderung Hagens erhellt zur Genüge, welch eine Fundgrube die Lumpen für unsere Art der Betrachtung abgeben.

Sir John Falstaff ist der König der Lumpen, die Königsmörder Guiteau und Fieschi waren solche Lumpen, und man wird kaum sehr weit nach rechts oder links in seiner Bekanntschaft Umschau zu halten haben, ohne auf einen Lumpen zu stoßen. Mit etwas Schlauheit und Genie bringen sie es zum Schwindler, zum Hochstapler und Scharlatan, wie die Cagliostro und Casanova, während das wirkliche Genie unter dem Einflusse des Alkohols und anderer Laster zum verlumpten Genie herabsinken kann, wie wir dies bei E. A. Poe, Grabbe u. a. sehen.

Auf diese Weise kann unter besonderen Umständen ein ganzes Volk verlumpen, und ich möchte für Spanien der Entdeckung Amerikas diesen Einfluß zuschreiben. Jahrzehntelang war alles, was irgend Beine hatte, aus dem alten Lande in den neuen Weltteil gezogen, in der Hoffnung, von dort mit Schätzen beladen heimzukehren. Diese Hoffnung hatte sich in den seltensten Fällen erfüllt, wohl aber hatten die Konquistadoren in der jahrelangen Ungebundenheit der Kolonien jede Arbeit und Sitte gründlich verlernt, und sie kehrten zurück als Bettler, zu stolz, um zu arbeiten, aber auch zu stolz, um Almosen zu erbitten. Das war die Zeit, wo eine ganze Literatur, die sogenannte Picaresce entstand (picaro = Schelm), und wo uns Mendoza und Quevedo in ihren Lazarillo de

Tormes, Guzman d'Alfareche, Estevanillo Gonzalez u. a. derart ihre verlumpten und verhungerten Helden vorführen. Selbst Lesage mit seinem Gil Blas de Santillana dürfte noch hierher zu rechnen sein, und von der mehr modernen Bohême erzählen uns Murger in seiner prächtigen „Vie de Bohême" und Holtei in seinen „Vagabunden". Und wie die Schöpfungen eines echten Dichters die Jahrhunderte überdauern und sich in ewiger Jugend stets aufs neue wiederholen, so konnte man lange Jahre hindurch eine Figur aus Mendozas Lazarillo de Tormes auf den Straßen der heiligen Stadt Köln sehen. In stolzer Haltung und in dunklem Gewande, dessen zahllose Mängel er mit echt spanischer Grandezza zu verhüllen bemüht war, lehnte an irgendeiner Straßenecke eine schlanke Gestalt, der allbekannte Maler Bock. Unter dem Arme hielt er eine Mappe, als ein Schutzmittel gegen die jederzeit wißbegierige Polizei und als ein Aushängeschild für seinen Beruf. Und so stand er da, stunden- und tagelang, stumm und unbeweglich. Er bettelte nicht, aber die freiwillig gebotene Gabe lehnte er nicht ab, und er dankte dem Geber mit einem leichten Neigen des von langen Locken umgebenen Hauptes. So stand er da den ganzen Sommer hindurch, um sich im Winter, wie sich die K. Z. verblümt ausdrückte, in sein Winterpalais zu Brauweiler zurückzuziehen.

Lieber sterben als arbeiten, das ist die Parole dieser Art antisozialer Parasiten, die ihr Dasein auf Kosten der andern arbeitenden Menschen fortführen, ohne eine entsprechende Gegenleistung zu gewähren.

In dieser Weise stellt sich auch der Bummler in einen Gegensatz zu jeder nützlichen Beschäftigung, und der Vagabund ist wieder ein Bummler von bestimmter Art und von einer etwas andern Gattung. Beide sind die Vertreter der negativen Arbeit und insofern abnorm, als der normale Mensch auch den normalen Trieb zur Arbeit hat, zur Erhaltung des Individuums und der Rasse.

Am reinsten tritt uns dieses Vagabundentum noch heute in den Zigeunern entgegen. Im übrigen hat es Bummler und Vagabunden von alters her gegeben. Die Kinder Israels haben sich jahrelang in der Wüste herumgetrieben, und es scheint, als ob von jeher die germanischen Rassen einen größeren Hang zum Vagabundieren besessen hätten, als dies unter den romanischen der Fall war. Man braucht nicht gleich, wie die Cimbern und Teutonen, mit Kind und Kegel auf die Wanderschaft zu gehen, und ebensowenig braucht man die Völkerwanderung als ein passendes Beispiel

hierfür heranzuziehen, da auch im übrigen Belege genug vorhanden sind. Das „fahrende Element“ beruhte auf dem Prinzipe der verstümmelnden Strafen, und die Gesetzgebung selber erleichterte das „wegfremde Wesen“ und sorgte dafür, daß sich die Straßen mit wegfertigem, landräumigem und vogelfreiem Gesindel bedeckten, das seine eigene Gerichtsbarkeit besaß, sich an den Bauernkriegen beteiligte und zumal im 30 jährigen Kriege das offene Land mit Raub und Mord erfüllte.

Wir sehen, wie sich diese fahrenden Leute und Spielleute unter besonderen Verhältnissen auswachsen zu Wall-, zu Kreuz- und Romfahrern. Zur Zeit der Reformation wurden sie zu Fechtern und Vaganten, und 1520 erschien das liber vagatorum mit einer Vorrede von Luther. Von allen diesen historischen Erinnerungen sind nur die Zigeuner, die wandernden Handwerksburschen und die Pennbrüder übrig geblieben, an diesen aber haben wir noch mehr als genug, da sich in Deutschland jahraus jahrein mehr als 100 000 Vagabunden herumtreiben. Wie groß der Schaden ist, den diese antisoziale Lebenserscheinung dem Gemeinwesen zufügt, ergibt sich aus einem einfachen Rechenexempel. Schlägt man das, was sie erbetteln und ergaunern, dazu die Kosten für vermehrte Verpflegungsstationen, Sicherheitspolizei, Gerichtsschub und Spitalkosten mit nur 2 Mark für Tag und Kopf an, dann kosten uns diese Herren, die auf der Gotteswelt eigentlich zu nichts nutze sind, die wahrlich nicht kleine Summe von 73 Millionen Mark im Jahr.

Eine besondere Not erleidet durch die Vagabunden die Rechtspflege, und der Prozentsatz der unentdeckten Morde ist ein beängstigend hoher. Ihre Zahl war in Frankreich in den Jahren von 1861—1895 von 194 auf 471 gestiegen, und als der Instruktionsrichter Bellay mit der Untersuchung Vachers betraut war, wurden ihm nicht weniger als 76 Verbrechen an Personen mitgeteilt, deren Täter nicht ermittelt waren.

Vacher war ein Vagabund par excellence, der im Zurücklegen großer Entfernungen eine geradezu fabelhafte Fähigkeit besaß. Er mordete aus reiner Mordlust, und da er jedesmal am Tage nach dem Morde an weit entlegenen Orten gesehen wurde, hatte man an ihn als Mörder gar nicht gedacht. Bei seiner Verhaftung gestand er 12 Morde ein, während aller Wahrscheinlichkeit nach noch 15 bis 16 andere auf seine Rechnung kommen.

Im allgemeinen ist der Vagabund zu Mord und Gewalttaten nicht geneigt, dazu fehlt es ihm an Energie, und seine Sünden liegen

vorzugsweise auf der Seite der Schwäche. Sich selbst überlassen, verfällt der haltlose und jedes Arbeitstriebes bare Mensch immer wieder in seine alten Fehler, er geht auf die Walze, während er in der Beschränkung und unter der strengen Aufsicht des Arbeitshauses ein brauchbarer und oft sogar tüchtiger Arbeiter ist. Wenn man Gelegenheit hat, sie dort zu beobachten und die Art des Lebens in Betracht zieht, das sie in der Arbeitsanstalt zu führen gezwungen sind, dann sollte man glauben, daß ihnen damit eine Lehre zuteil geworden sei, die eine Weile haften müsse. Eine kurze Umfrage würde uns von unserem Irrtum befreien.

Meist sind es stets dieselben Personen, die der Arbeitsanstalt wegen Landstreicherei und Bettelns aufs neue übergeben werden, und die Zahl der Rückfälligen beläuft sich auf 60% und mehr. Darunter befinden sich solche, die achtmal und noch häufiger zur Anstalt zurückkehren. Ein solcher Vagabund wurde des Morgens aus dem Arbeitshause mit einem Überverdienste von 100 Mark entlassen, ein Beweis, daß er sich dort gut geführt und ungewöhnlich fleißig gearbeitet hatte. Er hatte nichts Eiligeres zu tun, als das Musikkorps des Städtchens herbei zu trommeln und so lange durch die Wirtshäuser zu ziehen, bis er seinen letzten Groschen verjubelt hatte und ihm noch am selben Abend das Arbeitshaus seine Pforten aufs neue öffnete. Bei einem solchen Verhalten liegt es nahe, an geistige Defekte zu denken, und die verschiedenen Beobachter, die sich namentlich in der letzten Zeit eingehender mit den Vagabunden befaßt haben, sind in der Tat zu diesem Ergebnisse gekommen. Bonhöfer (Beitrag zur Kenntnis des großstädtischen Bettel- und Vagabundentums, Berlin 1900) ermittelte unter 404 Bettlern und Obdachlosen in Breslau, daß 53% das Pensum der Volksschule nicht erledigt hatten, weil sie intellektuell schwach beanlagt waren, und Mendel, der 85 männliche Detinierte eines Berliner Arbeitshauses untersuchte, fand bei 33 unzweifelhafte Geisteskrankheit, und zwar vorzugsweise Schwachsinn und Epilepsie. Aber auch die 52 andern waren weit davon entfernt. normal zu sein. Unter ihnen fanden sich Alkoholiker, erblich Belastete, Uneheliche und solche mit Waisenhauserziehung vor. Man wird daher Willmanns (Zur Psychopathologie des Landstreichers, Leipzig 1906) nicht so ganz unrecht geben, wenn er auf Grund seiner Untersuchungen zu dem Schlusse kommt, daß die Zahl der Geisteskranken unter den Landstreichern eine sehr hohe, die Verkennung des Irreseins bei ihnen die Regel und eine rechtzeitige Erkennung

die Ausnahme sei. Die Erfahrungen, die ich selber auf diesem Gebiete anstellen konnte, sind diesen entsprechend. Als ich 1876 die neue Anstalt Grafenberg übernahm, lag das Terrain der Anstalt noch völlig unbebaut da, wüst und leer. Man hatte den Versuch gemacht, die Ziegelsteine auf dem Terrain selbst zu brennen und neun Ziegelöfen errichtet. Beim Ausbruche des französischen Krieges waren diese von den wallonischen Arbeitern verlassen worden und zugrunde gegangen, und so lagen ganze Berge von Steinen neben tiefen Löchern, aus denen man den Lehm entnommen hatte. Zur Bearbeitung waren 100 Insassen aus der Arbeitsanstalt zu Brauweiler hingeschickt worden, welche die langen Julitage hindurch, vom Morgen bis zum Abend, eine recht schwere Arbeit zu leisten hatten. Eines Tages meldete sich einer der Häuslinge krank, und da er in der Tat körperlich leidend und recht elend war, verordnete ich ihm eine Flasche Wein. Was mir der erfahrene Aufseher warnend vorher gesagt hatte, traf pünktlich ein. Schon am folgenden Tage häuften sich die Krankheitsfälle, und endlich brach eine wahre Endemie aus, und alles um die Flasche Wein. Das für mich Neue war nun das, daß auch nicht ein einziger von der ganzen Gesellschaft als normal gelten konnte, und zwar nicht allein körperlich, sondern mehr noch in geistiger Beziehung. Es waren durch die Bank ganz absonderliche Gesellen, viele geradezu schwachsinnig, daneben Hysteriker und Neurastheniker, kurz eine ganze Musterkarte von psychischen Anomalien.

In den letzten Jahren ist übrigens unsere Kenntnis von dem Leben und Treiben der Vagabunden durch einige Schriften bereichert worden, deren Verfasser längere Zeit hindurch mit den Vagabunden zusammen gelebt hatten und demnach in der Lage waren, aus eigenster Anschauung zu schöpfen. Ich möchte ihnen hier zu einer eingehenden Betrachtung das Wort um so eher erteilen, als sie sich gegenseitig ergänzen und wohl auch widersprechen.

Josiah Flynt hat eine Anzahl von Jahren hindurch ein vagabundierendes Leben geführt, um auf dem Wege des Experimentes die Natur der Vagabunden wissenschaftlich zu studieren und dadurch womöglich ein Mittel zur Abhilfe zu finden. Flynt ist auf Grund seiner Erfahrungen nicht der Ansicht, daß der Vagabund besondere Abnormitäten auf körperlichem und mehr noch auf geistigem Gebiete besitze. Was hierüber von ihm gesagt und gewöhnlich über ihn berichtet werde, stamme aus den Angaben der

Sträflinge und sei auf die Beobachtung in den Gefängnissen zurückzuführen. Beides aber verdiene wenig Beachtung, und wenn sich wirklich bei ihnen eine Abnormität herausstelle, sei sie auf die Gefängnishaft zurückzuführen. Der Vagabund in der Freiheit sei von einer geradezu unverwüstlichen Gesundheit, gleich groß in der Vertilgung von Eßwaren, wie im Ertragen von Hunger. Er sei der hungrigste Mensch auf der Welt, und wenn er es dazu habe, könne er drei warme Mahlzeiten im Tage verzehren und die Pause mit ebenso vielen Zwischenmahlzeiten ausfüllen. Die einzige Abnormität, die er habe, sei seine unüberwindliche Abneigung gegen die Arbeit, und eher ertrüge er Hunger und Elend, als daß er sich zu ihr bequemen würde. Er sei ein guter Rechner und er kalkuliere so: Warum soll ich arbeiten, wenn ich durch Betteln mehr erlangen kann? und in der Tat stehe er sich besser dabei, da er nach Flynts Angaben 1,50 bis 4 Mark ohne Mühe täglich zusammenbringt. Selbst ein eigenes Heim ist ihm die dafür geleistete Arbeit nicht wert. Dieses Leben behagt ihm, und er findet darin nichts Verwerfliches. Und doch besteht unter ihnen bei aller Verlotterung ein persönlicher Moralkodex, dessen Vorschriften streng eingehalten werden. Allerdings gilt er nur für seine Genossen. An ihnen aber hält er durch dick und dünn und er kann gegen sie selbst in großem Stile barmherzig sein.

Bei alledem bilden die Vagabunden das große Reservoir, aus dem das Verbrechertum versorgt und erneuert wird, und sie erhalten dadurch eine verhängnisvolle Bedeutung. Was Flynt hierüber sagt, ist von einem um so höheren Interesse, als es den Ansichten anderer Schriftsteller und vor allem denen Lombrosos schnurstracks entgegensteht. Nach ihm steht der Verbrecher über seiner Gesellschaft, dem Vagabunden. Er stellt eher deren Hautevolée dar, zumal in intellektueller Beziehung. Für sie nun ist Flynt der Ansicht, daß sie keine Kranken, sondern Menschen mit voller Verantwortlichkeit seien, die nicht in eine Irrenanstalt, sondern in eine Strafanstalt gehören. Der Irrtum in ihrer Beurteilung sei darauf zurückzuführen, daß man nicht den Verbrecher an sich und in der Freiheit studiere, sondern in dem Gefängnisse, das Gefängnis ihn aber besiege und nur ein Zerrbild des wirklichen Verbrechers wiedergebe. Daher zeichneten die Künstler und Gelehrten nur Karikaturen, und er, Flynt, sei überzeugt, daß sie die Originale gar nicht wiedererkennen würden, wenn sie ihnen in einem guten Anzuge und außerhalb des Gefängnisses begegnen würden. Zu-

dem glaubten jene Herren alles, was ihnen der Gauner vorlüge, der sich nachher über sie und ihre Leichtgläubigkeit lustig mache. So sei u. a. ein durchgehender Trick des Verbrechers der, seine Intelligenz zu gering anzugeben, um seine Fortschritte in ein besseres Licht zu setzen und dafür belohnt zu werden. Er sei ein Meister in der Simulation und ein guter Rechner. Er ergreife die Verbrecherlaufbahn aus Ehrgeiz und in der bewußten Absicht, besser zu leben. Daher erwäge er die Chancen des Für und Wider, berechne haarscharf sein Geschäft und dessen Gefahren und stehe von dem Verbrechen ab, wenn er fände, daß es sich nicht bezahle. Daß er sitzen müsse, weiß er und er rechnet damit. Seine Ferien, d. h. die Zwischenzeit zwischen Haftzeiten, berechne er auf 8 bis 10 Monate und er hofft, darin genug zu verdienen. Erweist sich diese Berechnung als falsch, trete er vom Vagabundentum zurück. So stellt er sich aus eigener Kraft und mit vollem Bewußtsein in den Gegensatz zur Gesellschaft, und er hält den Kampf, den er gegen sie führt, für gerecht. „Ich nehme ihr etwas und sie nimmt mir dafür soundso viele Jahre der Freiheit. Gewinne ich, gut, gewinne ich nicht, dann muß ich die Kosten bezahlen, in jedem Falle aber ist es ein ehrlicher Handel.“ Dieser Art seien sein Moralsystem und der Verbrecher selbst, solange er sich im Vollbesitze seiner Kraft befinde, d. h. etwa bis zum 25. bis 30. Jahre. Nach dem 30. Jahre ändere sich dies. Der Aufenthalt im Gefängnisse mache ihn nervös, und die Angst, aufs neue eingesperrt zu werden, benehme ihm seine Ruhe. Er leide an nervösem Zittern und bekomme den typischen Gefängnisblick, kurz er werde erst jetzt zum „abgeschreckten“ Verbrecher, zu einem Kunstprodukte des Gefängnisses, das man vielfach und mit Unrecht als seine eigene Natur beschrieben habe. Flynt schließt daraus, daß die Bekämpfung des Verbrecher- und Vagabundentums nur dann Erfolg verspreche, wenn es gelänge, aus dem Verbrecher und Vagabunden einen abgeschreckten Verbrecher und Vagabunden zu machen, um auf diese abgeschwächte und krankhafte Form zu wirken.

Auch Hans Ostwald (Das Leben der Wanderarmen) hat unter ihnen gelebt und ist mit ihnen gewandert. Seiner Erfahrung nach geht es ihnen nicht ganz so gut, wie dies nach Flynt den Anschein hat. Im Gegenteil, es gehe ihnen schlecht, und sie müßten bittern Hunger leiden. Ihre Nahrung bestehe durchweg aus Brot, und nur selten lange es zu einem Stückchen Wurst oder Käse, eine warme Mahlzeit aber werde ihnen kaum je zuteil. Not und

Elend und nicht der eigene Drang seien der Grund, der sie zum Vagabundieren gebracht, und nur gezwungen und aus Mangel an Arbeit begeben sie sich auf die Walze, von der sie aus eigener Kraft nicht mehr herunter kommen. Ihr Hauptlaster sei weniger die Trunksucht als die Unreinlichkeit, und auch Ostwald spricht ihnen ein gewisses Ehrgefühl zu. Von besonderem Interesse ist, was er über ihr Vereinswesen und die Art ihrer Organisation berichtet. Es bestehen Zentralstellen und Bureaus, wo die Atteste angefertigt werden und jede Art von Auskunft erteilt wird. Auf der Walze selber helfen sie sich durch die sogenannten Zinken, eine Art von Geheimschrift, die allen Genossen verständlich ist, und so verkommen wie sie sind, und etwas Verkommeneres als die Trippelschicksen, die unterste Klasse der Prostituierten, kann es nicht geben, so sind doch wirkliche Verbrecher unter ihnen selten.

Daß das Vagabundentum eine der Gesellschaft schädliche Erscheinung ist, ist ohne weiteres klar, und ebenso, daß seine energische Bekämpfung im Interesse eben dieser Gesellschaft gelegen ist. Wir haben ferner gesehen, daß der Grundboden, auf dem sich das Vagabundentum herausbildet und unterhält, die Schwäche ist, und daraus ergibt sich der Schluß, daß die Gesellschaft dem Vagabunden zeigen muß, daß sie stärker ist als er.

Einschränkung des gedankenlosen Gebens und strengere Bestrafung des Bettelns auf der einen, Hebung der arbeitenden Klassen und das Recht auf Arbeit auf der andern Seite, das werden die Mittel sein, die einem Teile der Vagabunden die Rückkehr ermöglichen werden, und wer auch dann nicht will, den sollte eine mißverstandene Philanthropie nicht künstlich weiter erhalten, für den muß der eiserne Satz gelten: Friß Vogel oder stirb.

Eine eigene Stellung nehmen in diesem Kampfe die Arbeiterkolonien ein. Eine Schöpfung Bodelschwinghs aus dem Jahre 1882, war die ihnen zugrunde liegende Idee die denkbar beste; die Verlumpten einer Läuterung zu unterziehen, die der Arbeit Entwöhnten zur regelmäßigen Arbeit anzuhalten und so aus dem Vagabunden einen seßhaften Arbeiter zu machen. In der Absicht eine ganz vortreffliche Einrichtung des ebenso genialen wie unermüdlichen westfälischen Philanthropen, wenn nur in der Berechnung nicht ein kleiner Fehler gewesen wäre, und dieser Fehler waren die Vagabunden selbst. Die Kolonien wurden zwar reich-

lich besucht, es ergab sich aber bald, daß es weniger der Drang nach einer inneren Läuterung war, der den Wanderarmen dorthin führte, als vielmehr der äußere Grund, dort auf gute Manier über eine schwierige Zeit hinwegzukommen. 77% der Kolonisten erwiesen sich als vorbestraft, als unverbesserliche alte Pennbrüder, die in der Kolonie zur Zeit der Not einen günstigen Unterschlupf suchten und fanden, den sie aber sofort wieder mit der Walze vertauschten, sowie sich Jahreszeit und Verhältnisse gebessert hatten. In dieser Weise fanden sie 11—12 mal Aufnahme und drohten die gute Absicht der Arbeiterkolonien gründlich zu vereiteln. Für sie und für die im eigentlichen Sinne geistig defekten Individuen wird man daher besondere Asyle in Aussicht zu nehmen haben, wo es möglich ist, sie auch gegen ihren Willen an die Scholle zu fesseln.

Lügner.

Lügen sind unsere erste Milchspeise, die Ammenmärchen, und in den ersten fünf Jahren ihres Lebens sagen unsere Kinder kein wahres Wort; allerdings auch kein lügendes, d. h. sie reden nur. Schleiermacher ist der Ansicht, daß die Kinder die Sprache als einen Vorrat von Mitteln ansehen, ihren Zweck zu erreichen, und Jean Paul sieht in ihren Reden ein lautes Denken. Da aber oft die eine Hälfte des Denkens ein Ja und die andre ein Nein sei, und ihnen beide entführen, so scheinen sie bloß zu lügen, indem sie mit sich reden. Mit den zunehmenden Jahren gestaltet sich dies schon etwas anders. Amerikanische Lehrerinnen haben bei etwa 300 Stadtkindern zwischen 12—14 Jahren (Knaben und Mädchen) Untersuchungen über das Lügen angestellt. Ein vollkommenes Unverständnis für die Begriffe der Wahrheit zeigt sich nirgends, wohl aber gab es verschiedene, die keinen Unterschied zwischen absichtlicher Unwahrheit und unabsichtlicher Unrichtigkeit zu fassen vermochten.

Nur zu oft findet sich bei den Kindern die Neigung, Vorkommnisse als erlebt zu erzählen, an denen kein wahres Wort ist, und das Vorwiegen der Phantasie und eine besonders regsame Einbildungskraft sind unter Umständen recht zweischneidige Gaben.

So erzählt Gottfried Keller in seinem „Grünen Heinrich“ eine solche Episode aus seinem Leben. Er klagt seine Kameraden an, ihm unanständige Dinge erzählt zu haben, und er belegt nachher seine Aussagen mit einer Reihe der genauesten Einzelheiten über Ort, Zeit und Umstände. Die Knaben werden bestraft, und Heinrich begreift gar nicht, wie die mißhandelten Jungen so lamentieren und erbost gegen ihn sein konnten, da der treffliche Verlauf der Geschichte sich von selbst verstand, und er hieran so wenig ändern konnte, wie die Götter am Fatum. Erst später kommt er zum Bewußtsein der Lüge und schämt sich.

Ähnliches erzählt Goethe von sich in seiner „Wahrheit und Dichtung“. Als Knabe hatte er die Gewohnheit, seinen Kameraden erfundene Märchen als selbsterlebte Vorkommnisse zu erzählen. „Wenn ich nicht nach und nach meinem Naturell gemäß die Windbeuteleien und Luftgestalten zu kunstmäßigen Darstellungen hätte verarbeiten lernen, so wären solche aufschneiderischen Anfänge gewiß nicht ohne schlimme Folgen für mich geblieben.“

In geradezu klassischer Weise hat Keller in seinem Gedichte „Der Schulgenoß“ das Schicksal gezeichnet, das den so Veranlagten bedroht:

„Wohin hat dich dein guter Stern gezogen,
O Schulgenoß aus ersten Knabenjahren?
Wie weit sind auseinander wir gefahren
In unsern Schifflein auf des Lebens Wogen!

Wenn wir die untersten der Klasse waren,
Wie haben wir treuherzig uns betrogen,
Erfinderisch und schwärmrisch uns belogen
Von Aventuren, Liebschaft und Gefahren!

Da seh' ich just, beim Schimmer der Laterne,
Wie mir gebückt, zerlumpt, ein Vagabund
Mit einem Häscher scheu vorübergeht —!

So also wendeten sich unsre Sterne?
Und so hat es gewuchert, unser Pfund?
Du bist ein Schelm geworden — ich Poet!“

Die Freude am Lügen und Aufschneiden kann zur zweiten Natur, und jedes Unterscheiden von Wahr und Unwahr zur Unmöglichkeit werden. Man schreibt, ob mit Recht oder Unrecht, das will ich dahingestellt sein lassen, den Jägern eine solche Neigung zu, und den vollendetsten Typus dieser Art hat uns Immermann

in seinem „Münchhausen" hinterlassen, einem der besten Bücher, das je geschrieben wurde, und das Verhalten der Südfranzosen bezeichnet man als Gasconnade. Daudet ergeht sich in seinem famosen „Tartarin de Tarascon" darüber in folgender Weise: Aber dann ist Ihr Tartarin nichts andres als ein ganz abscheulicher Lügner. Nein, tausendmal nein. Der Südfranzose lügt nie, er irrt sich. Er sagt nicht immer die Wahrheit, aber er glaubt sie zu sagen. Seine Lüge ist keine Lüge, sie ist eine Art von Fata Morgana.

Diese überschwengliche, das klare Denken störende Phantasie findet sich nicht selten bei jener Art von Verbrechern, die wir als Hochstapler bezeichnen. Im Augenblicke des Schwindelns kann er ganz vergessen, daß er schwindeln will. Er lebt sich so in seine Rolle hinein, daß er sie tatsächlich erlebt, und in der Treue, mit welcher er sie spielt, liegt das Geheimnis seines Erfolges. Ich habe Leute gekannt, die an und für sich nichts besonders Verkehrtes an sich trugen. Nur blieben sie bei der Erzählung einer Geschichte, die sie erlebt hatten, und bei der ich selber zugegen gewesen war, nicht ganz bei der Wahrheit. Sie stutzten sie vielleicht etwas anders zu und malten sie aus, beides aber in einer so wenig auffälligen Weise, daß ich keine Veranlassung zu einer Berichtigung hatte. Nach und nach gestaltete sich dieselbe Geschichte zu einem ganz andern Ereignisse, und nun stieß jeder Einwand auf den entschiedensten Widerstand, und ich fand zu meinem Erstaunen, wie fest der Erzähler von der Wahrheit seiner letzten Umbildung überzeugt war. Hier war in langsamer Umwandlung erfolgt, was sich unter dem Einflusse eines Affektes sofort vollziehen kann. Unter jenem Einflusse erleidet der äußere Eindruck eine Umbildung in der Richtung des Affektes, und es kommt zu einem Erinnerungsbilde, bevor sich eine Gegenvorstellung entwickeln konnte. Bei Sensationsprozessen, politischen und religiösen, kann man hierin manches Wunderbare erleben. In dem seinerzeit viel besprochenen Xantener Ritualprozesse hatten die Zeugen Dinge gesehen und Gespräche gehört, die positiv unmöglich waren, nichtsdestoweniger aber von ihnen für wahr gehalten und beschworen wurden. Besonders gefährlich wird diese Art der Zeugenaussage dann, wenn es sich dabei um Kinder handelt, bei denen die Beeinflussung durch äußere Umstände und Affekte eine ungemein große ist.

In dem Ritualprozesse in Tisza Eslar hatte der jugendliche Zeuge den Mord durch das Schlüsselloch der Synagoge beobach-

tet und ihn mit allen Einzelheiten beschrieben. Und doch war an alledem kein wahres Wort und die Beobachtung durch das Schlüsselloch überhaupt ausgeschlossen. Der Knabe hatte sich durch die allgemeine Meinung und die suggestiven Fragen des Untersuchungsrichters bestimmen lassen und seinen eigenen Angaben schließlich vollen Glauben geschenkt. Auf diese Weise findet manche falsche Aussage ihre Erklärung, und oft vermutet man Heuchelei und kalt berechnenden Betrug, wo es sich um alles andere, nur nicht um Überlegung und Berechnung handelt.

Wer etwa daran zweifeln sollte, würde ein reiches Beweismaterial in den Verhandlungen finden, zu denen unsere Unfallgesetzgebung Veranlassung gegeben hat. Die Art der Prozeßführung führt es mit sich, daß der Unfallverletzte seine Ansprüche beweisen muß, wobei er durchweg von vornherein auf geringe Geneigtheit stößt, seinen Angaben Glauben zu schenken. Nun ist es ohnehin ein natürlicher Hang der meisten Menschen, bei der Betonung ihrer Leiden etwas dick aufzutragen, um durch eine möglichst drastische Schilderung das Mitgefühl für sich zu gewinnen. Bellt doch der Hund noch einmal so laut, wenn er bedauert wird, und wenn der Unfallverletzte seine Leiden immer wieder und wieder vortragen muß und dabei den Eindruck hat, daß man ihm doch keinen rechten Glauben schenkt, was ist natürlicher, als daß er in der Schilderung dieser Leiden die Farben immer greller aufträgt, um seine Gegner von einer Wahrheit zu überzeugen, an welcher er selber leider nicht zweifeln kann. Es ist mithin keine Simulation, kein bewußtes Vortäuschen nicht bestehender Krankheitssymptome, wie so oft fälschlich angenommen wird, wohl aber eine anfangs mehr unbewußte Überschätzung, bis die Leiden endlich von ihm selber in der angegebenen Höhe empfunden werden. Das ist das Wesen der vielgenannten und vielgeschmähten traumatischen Neurose, einer Krankheit, die trotz allem, was man dagegen anführen will, wirklich besteht, und die ihre Entstehung der Unfallgesetzgebung oder vielmehr ihrer nicht gerade mustergültigen Ausführung verdankt. Nicht mit Unrecht hat man darauf hingewiesen, daß die Unfallgesetzgebung Hysteriker züchte und ein nicht unbeträchtlicher Teil der traumatischen Neurosen der Hysterie zuzuweisen sei. In der Tat ist die Hysterie der geeignetste Boden zur Entwicklung der pathologischen Lüge.

Man ist zwar längst von der Ansicht zurückgekommen, daß den Frauen das Recht auf die Hysterie allein zustehe. Das ist nicht der Fall und es gibt auch hysterische Männer. Vorläufig aber und bis auf weiteres überwiegt bei Frauen das Gemüt, und die zartere Hälfte muß dieses Mehr an Liebenswürdigkeit, das sie unzweifelhaft vor uns voraus hat, zum Teil wenigstens auf Kosten des nüchternen Verstandes bestreiten. Die größere Zartheit der Körperkonstitution bedingt gleicherweise eine größere Neigung zu Störungen der Funktionen, und hier wieder in erster Reihe zu Störungen in den Funktionen des Nervensystems, und so mag es kommen, daß es vorzugsweise Frauen sind, bei denen uns diese besondere Art von nervösen Störungen entgegentritt, wo sich die krankhafte Veränderung des Willens in einer ungezügelten Neigung zum Fabulieren, zur Selbsttäuschung und zur Täuschung anderer entäußert, und mit dem ebenso ungezügelten Drange verbindet, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und von sich reden zu machen. Denn das ist das eigentliche Wesen der Hysterie, und sie muß daher unbedingt den geistigen Krankheiten zugezählt werden. Was hier bewußt und was unbewußt aus dem krankhaften Innern kommt, das ist schwer zu sagen, und wie Aschaffenburg mit Recht hervorhebt, werden unsere Gesetze und unser Strafvollzug der Individualität dieser Schwindler und Hochstapler bisher nicht gerecht.

Mme. Bovary lügt, wie das Wasser vom Brunnen fließt, und Louise Lateau, die Stigmatisierte vom Bois d'Haine, Catharina Emmerich und unzählige andere waren wahrscheinlich von der Wirklichkeit ihres Treibens ebenso überzeugt wie ihre nach Wundern dürstende Umgebung. Was von diesen Personen alles in Szene gesetzt wird, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, spottet jeder Beschreibung. Ich erinnere mich einer jungen und nebenbei sehr hübschen Dame, einer Gräfin mit polnischem Namen, die in einem Sanatorium dadurch auffiel, daß sie nichts aß. Tag für Tag erschien sie in voller Toilette an der Tafel, um sie wieder zu verlassen, ohne etwas berührt zu haben, und Tag für Tag sonnte sie sich in der allgemeinen Aufmerksamkeit, die man ihr und ihrem Treiben schenkte. Merkwürdig dabei war ihr blühendes Aussehen, da aber nach den bestimmten Erklärungen des behandelnden Arztes jede Täuschung ausgeschlossen war, und es den Argusaugen der weiblichen und wohl auch der männlichen Tischgenossen nicht gelang, einen Betrug zu entdecken, blieb die

Gräfin bis zu ihrer Abreise im ungestörten Genusse der allgemeinen Bewunderung. Hinterher fand sich allerdings des Rätsels Lösung in einer Anzahl von Hühner- und Schinkenknochen, die unter den Dielen ihres Zimmers verborgen und der Dame mit andern Nahrungsmitteln von ihrer Zofe heimlich zugebracht waren. Hätte sich der Anstaltsarzt damals desselben Argumentes bedient, das Virchow bei der Louise Lateau verwendete, dann hätte er die geschickte Betrügerin schon früher entlarven können. Eines der Wunder der Louise Lateau war nämlich, daß sie keine Nahrung zu sich nahm. Virchow stellte nun fest, daß sie regelmäßige Stuhlentleerungen hatte, und er schloß daraus, daß sie Nahrung zu sich nehmen müsse. Denn wenn Gott auch die Welt aus nichts erschaffen hat, so würde doch selbst eine Heilige zur Gewinnung der Fäkalien der Nahrungszufuhr bedürfen, um wieviel mehr nicht eine nichtheilige polnische Gräfin.

Einer ähnlich krankhaften Sucht verdanken jene anonymen Briefe ihre Entstehung, die in einer raffiniert gemeinen Weise Glück und gesellschaftliche Stellung von Leuten zu vernichten imstande sind, die dem Schreiber nie etwas getan haben. Auch die Anzeigen über angebliche Vergewaltigungen und andere geschlechtliche Vorgänge gehören zuweilen hierher.

So wurde die 16jährige Tochter des Generals Morel in Saumur eines Tages auf dem Boden ihres Schlafzimmers gefunden mit gebundenen Händen und aus mehreren, übrigens sehr oberflächlichen, Wunden an den Oberschenkeln blutend. Nach anfänglichem Widerstreben gibt sie endlich an, daß der Leutnant de la Roncière den Versuch gemacht habe, sie zu entehren, und als ihm dies nicht gelungen sei, sie in dieser Weise behandelt habe. Ein Versuch de la Roncières, sein Alibi zu beweisen, mißlang, und er wurde zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt, die er auch abgesessen hat. Erst nachher ergab sich die Nichtigkeit der Anklage und de la Roncières Unschuld. Allerdings hatte er jene Nacht bei einer Dame zugebracht, aber nicht bei Marie Morel, und Marie Morel war hysterisch.

Delbrück hat über die pathologische Lüge, die Pseudologia phantastica, ein recht lesenswertes Buch geschrieben und uns dem Verständnisse dieser Zustände ein gutes Stück näher gebracht.

Querulanten.

Das Rechtsbewußtsein ist eine der tiefsten Empfindungen der Menschen und die Grundstütze des Staates, und die Rechtskränkung ist daher ein mächtiger Antrieb zur Reaktion. Je beschränkter der Gesichtskreis eines Menschen ist, um so größer wird der Raum sein, den seine eigene Persönlichkeit in diesem Kreise einnimmt, und um so eher wird es zu einem Zusammenstoße kommen. Beschränkter Verstand und Eitelkeit gehen Hand in Hand, sie bedingen sich gegenseitig, und sie sind der fruchtbarste Boden zur Entwicklung des Querulantentums. Feuerbach führt dies in seinem prächtigen Buche ,,Aktenmäßige Darstellung merkwürdiger Verbrechen" in folgender Weise aus: ,,Der Eitle hängt so fest an seinem vermeintlichen Recht, und dieses Recht ist so eins mit seiner Ehre, und diese Ehre so eins mit seinem ganzen persönlichen Dasein, daß er in starrer Rechthaberei jeden Angriff auf seine Überzeugung als eine Feindschaft gegen seine Person empfindet. Daß etwas anderes Recht sein könne, als er bei sich denkt, geht über seine Vorstellung, und weil er jedem zumutet, daß sein Recht ihm ebenso klar sein müsse wie ihm selbst, so erscheint ihm alles, was nicht seiner Überzeugung gemäß getan und gesprochen wird, als ein offenbares, absichtliches und handgreifliches Unrecht." Damit ist das Wesen des Querulierens bezeichnet, und es wäre eigentlich wenig hinzuzufügen, wenn nicht Feuerbach weit davon entfernt gewesen wäre, in dem Querulanten einen kranken, oder zum wenigsten einen geistig abnormen Menschen zu sehen. In seinem Berichte über Ludwig Steiner, der 1821 den Magistratsrat Elsperger in Regensburg erschoß, und den man heute ohne allen Zweifel als das erkennen und beurteilen würde, was er tatsächlich war, ein geisteskranker Querulant, spricht er sich mit offenbarem Hohne gegen diese Ansicht aus, und er verspottet das Bestreben der Ärzte, sich auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft in der Kunst zu üben, aus gesunden Leuten gutachtlich Narren zu machen.

Ganz gewiß ist der Querulant an sich kein Beweis für eine geistige Störung, und nichts wäre verkehrter, als jeden Querulanten kurzerhand für einen Geisteskranken zu erklären. Rechthaberei und Selbstüberschätzung genügen vollauf, um das verkehrte Treiben auch ohne die Annahme einer Geistesstörung zu erklären, und die Unbelehrbarkeit liegt in der Organisation des Querulanten. Hochmut, Egoismus und Rechthaberei stehen der Belehrbarkeit ent-

gegen, und Selbstüberschätzung und Rechthaberei finden sich auch bei Geistesgesunden. So zeigen sich gewisse Stände durch Erziehung und Lebensstellung besonders geneigt, in diesen Fehler zu verfallen, und Elementarlehrer und Subalternbeamte stellen hier einen nicht unbedeutenden Anteil. Die Prozeßsucht der Bauern ist wohlbekannt. Sie sehen im Prozesse ein Spiel, und sie verspielen lieber Haus und Hof, als daß sie klein beigäben. Das haben uns Gottfried Keller in seinen Leuten von Seldwyla und E. Franzos in seinem Taras Parabola in ergreifender Weise geschildert.

Nirgends aber tritt uns dieser Kampf ums Recht großartiger und erschütternder entgegen, als in dem langen und blutigen Ringen, das der Berliner Produktenhändler Hans Kohlhase von 1532—1540 geführt, und das uns H. von Kleist in seinem Michael Kohlhaas geschildert hat. Kohlhase war auf einer Reise zur Leipziger Messe im Oktober 1532 mit Leuten des sächsischen Junkers von Zeschwitz in Streit geraten, und die Sachsen hatten ihm zwei Pferde zurückgehalten, für deren Rückgabe sie fünf Groschen Futtergeld verlangten, was Kohlhase verweigerte. Vermittlungsversuche des Kurfürsten von Brandenburg, des Landesherrn Kohlhases, dessen Hilfe er angerufen hatte, blieben ohne Erfolg. Die Pferde waren inzwischen zugrunde gegangen, und Kohlhase durch diese Händel in mißliche Vermögensverhältnisse geraten. Da erließ er im Geiste der damaligen Zeit und nach großen Mustern einen Fehdebrief gegen den von Zeschwitz, und als sich der Kurfürst Johann Friedrich der Großmütige von Sachsen hineinmischte, auch gegen diesen, und durchzog von 1535 an vier Jahre lang sengend und brennend die sächsischen Lande. Selbst Luther hatte umsonst seine Vermittlung angeboten. Kohlhase war immer mehr zum Freibeuter herabgesunken, und hatte sich schließlich auch an Brandenburger Gut vergriffen. Dies veranlaßte endlich den Kurfürsten Joachim II. zum Eingreifen. Auf seinen Befehl wurde Kohlhase im März 1540 dingfest gemacht und auf das Rad geschlagen.

So böse Formen kann der Kampf ums Recht heute zwar nicht mehr annehmen, andere Zeiten andere Sitten, aber an dem guten Willen dürfte es auch den heutigen Querulanten nicht fehlen, und daß es sich so verhält, dafür liefert so manche blutige Tat den Beweis, welche den gleichen Empfindungen ihre Entstehung verdankt. Von Iherings viel besprochenes Buch „Der Kampf ums Recht“ hat sich als eine nicht ganz unbedenkliche Waffe in der Hand derer erwiesen, die aus natürlicher Anlage oder Erziehung

zum Querulieren neigen, und sie haben daraus für ihre krankhafte Neigung neue Nahrung und frischen Mut für ihr Beharren geschöpft. Eine Veranlassung ist leicht gegeben. Irgend ein Rechtsstreit endet mit Abweisung oder Verurteilung, und diese vermeintliche Rechtsverletzung bildet die Gelegenheitsursache. Neue Klage, neue Abweisung, und der Querulant ist fertig. Es ist erstaunlich, mit welcher Gleichmäßigkeit diese Querulanten vorgehen, und wie man ihr Verhalten Schritt für Schritt voraussagen und berechnen kann. Zunächst verschaffen sie sich samt und sonders eine gewisse Kenntnis des formellen Rechtes, die ihnen als eine rechtliche Waffe dient. Ihre zahllosen Eingaben strotzen von Paragraphen und Zitaten, die mehr durch ihre Masse als durch ihre Richtigkeit imponieren, und die in der einseitigsten Weise verwertet werden. Nach wohlweislicher Gerichtsgepflogenheit muß jede Eingabe, und sei sie noch so töricht, beantwortet werden, und der Querulant erhält folgerichtig seine Antwort. Das ist Wasser auf seine Mühle. Daß diese Antwort ablehnend lautet, berührt ihn zunächst nicht, wohl aber gibt sie ihm die erwünschte Gelegenheit zur Widerlegung, und er tut dies in einer etwas anderen Tonart, er wird grob. Wenn er auch nicht sofort in den drastischen Ton verfällt, den jener Querulant, von dem Casper berichtet, dem Kammergerichte gegenüber anschlug, so kann er ihm allmählich doch recht nahe kommen. Das Kammergericht hatte den Kläger zur persönlichen Vorstellung aufgefordert und er diese Aufforderung mit einem Schreiben erwidert: „An die Oberspitzbuben und Oberbanditen; wenn Ihr das Besichtigen bei mir nötig findet, werde ich mir gestatten, die Hose und das Hemd abzuziehen, dann habt Ihr Gelegenheit, mich von hinten und von vorn zu besehen, vielleicht entdeckt Ihr fixe Ideen.“ So deutlich zu werden liegt nicht in jedermanns Natur, aber ungezogen, verletzend und beleidigend werden sie mehr oder weniger alle.

Wie schon eingangs bemerkt, liegt es in der Natur dieser Leute, daß sie ihre Meinung für Recht und einen Zweifel daran für ausgeschlossen halten. Hier sind sie nun auf Abweisung und Zweifel gestoßen, und das ist nur durch absichtliches Unrecht, durch Rechtsbeugung und Komplotte zu erklären. Wer nicht für sie ist, ist gegen sie, entweder Freund oder Feind, der abweisende Richter demnach ihr Feind, er muß bestochen und meineidig sein, und es ist seine, des Querulanten, Pflicht, ihm dieses zu sagen. So häufen sich in rascher Folge Anklagen und Verurteilungen wegen Be-

leidigungen bis zur Suspendierung vom Amte, und nun ist der Stein in raschem Rollen. Der überall zurückgewiesene Querulant geht zur Presse und ergeht sich in Schmähartikeln, oder er wendet sich an Seine Majestät, um dort sein Recht zu suchen. Findet er dies selbst dort nicht, dann wird er die Majestät der Parteilichkeit ebensogut anschuldigen, wie er dies bisher jeden getan, mit dem er in Berührung gekommen ist. So hatte der Erbschmied Karl G. den König von Preußen wegen einer Schuld von 118,200 Taler verklagt. Trotz aller Abweisung und Belehrung, mit größter Sorgfalt und Umsicht aufgenommener protokollarischer Vernehmungen, denen wieder mit triftigen Gründen unterstützte Bescheide folgten, gab er sich nicht zufrieden und beschuldigte den König Wilhelm I. des Meineides.

Naturen wie weiland Hans Kohlhase greifen auch jetzt noch zur Gewalt, nur daß sie dem Gerichte nicht mehr die Fehde ansagen. Wohl aber haben sie mehrfach auf die Richter geschossen oder ihnen das Tintenfaß an den Kopf geworfen, und dies nicht etwa immer aus Rache und persönlicher Rankünе, sondern um das Gericht zu zwingen, sich mit ihnen zu beschäftigen und ihnen Gelegenheit zu geben, sich über eine Sache auszusprechen, die ihnen besonders am Herzen liegt.

Vor Jahren behandelte ich einen solchen Querulanten, der allerdings geisteskrank war. Der Vater dieses Kranken hatte sich von einem Rechtsanwalte benachteiligt geglaubt und sein ganzes Leben hindurch bis zu seinem Tode gegen den vermeintlichen Betrüger prozessiert und dabei Hab und Gut eingebüßt. Nach seinem Tode ruhte die Sache viele Jahre hindurch, bis auf einmal der Sohn des Verstorbenen die halb vergessene Sache aufs neue aufgriff und ganz in die Fußtapfen seines Vaters trat. Wie jener überall abgewiesen, griff er mit mehr Energie oder weniger Verstand als sein Vater zur Pistole und schoß auf den Rechtsanwalt in der ausgesprochenen Absicht, wegen dieses Attentates vor Gericht gestellt zu werden und hierdurch endlich Gelegenheit zu finden, seinen Prozeß zur Sprache zu bringen. Hierher gehört auch der schon erwähnte Fall des Ludwig Steiner, der den Magistratsrat Elsperger erschoß. Steiner war 1818 wegen Beleidigung bestraft worden, und Elsperger hatte das Urteil ausgeführt. Seitdem war in dem Wesen des Steiner eine Veränderung vor sich gegangen. Er hatte nur noch für seine Rechtsangelegenheit Sinn und erging sich in seinen Schriftstücken in Anklagen über planmäßige Unter-

drückung, Unterschlagung von Protokollen und dergleichen Verfolgungsideen mehr. Steiner war zum Tode verurteilt, dann aber auf unbestimmte Zeit zum Zuchthause begnadigt worden. Nicht so gut erging es einem Querulanten, von dem Casper berichtet. Der Maurergeselle Wilhelm Mehring hatte 1863 drei Monate lang in Untersuchungshaft gesessen und sich damals schon „unverschämt" benommen. Nach seiner Entlassung hatte er zahllose Entschädigungsansprüche erhoben und wurde in seinen Eingaben immer ausfallender und drohender, so daß er zu einem Jahre Gefängnis verurteilt wurde. Als er 1849 den Richter tätlich angreift, wird er in einer Irrenanstalt auf seinen Geisteszustand untersucht, aber als nicht geisteskrank entlassen. 1853 erschießt er den Richter, und er wird zum Tode verurteilt und hingerichtet, da die wissenschaftliche Deputation ihn für vollkommen zurechnungsfähig erklärt hatte. In der Begründung dieses Gutachtens hatte sie ausgeführt, wie die Tat des Mehring, wäre er wirklich geisteskrank gewesen, auch diesen Charakter tragen müsse. Dies sei nicht der Fall, und somit könne auch von einer Geistesstörung bei ihm keine Rede sein. Das war damals, 1857. Aller Wahrscheinlichkeit nach würden beide heute eine andere Beurteilung gefunden haben und als das erkannt worden sein, was sie tatsächlich waren, nämlich geisteskrank. Denn wenn auch das Querulieren an sich noch keine Geistesstörung und oft nichts weiter ist als leidenschaftliche Verranntheit, so liegen doch in der Natur jedes Querulanten die Keime verborgen, aus denen sich jederzeit eine Geistesstörung entwickeln kann. Die Grenze ist hier oft schwer zu ziehen und die Zahl der Prozesse übergroß, in denen die Ansichten, und nicht nur der Laien allein, weit auseinandergehen.

Das äußere Verhalten der Querulanten ist nämlich in vielen Fällen so ziemlich das gleiche. Der ganze Verstand, das gesamte Sinnen und Trachten werden in den Dienst dieser einen Sache gestellt. Um sie drehen sich alle Gedanken, und alles, was den Querulanten sonst berührt, wird nur in diesem Sinne aufgefaßt und beurteilt. Wie hierdurch die Umgebung in zwei Lager gespalten wird und es nur Freunde oder Feinde gibt, je nachdem sie das Verhalten des Querulanten billigen oder mißbilligen, wurde schon früher erwähnt. Aber auch das Gedächtnis erleidet eine eigentümliche Umwandlung. Bei einem sonst vortrefflichen Gedächtnisse und einer geradezu erstaunlichen Treue in Tag und Datum, tritt die inhaltliche Richtigkeit sehr zurück. Alles wird in der

Richtung der eigenen und alles überwuchernden Idee umgebogen und verändert und nur das behalten und wiedergegeben, das ihm paßt und für die Bestätigung seiner Idee verwendet werden kann. Dieser Mangel an Reproduktionstreue, verbunden mit der krankhaft veränderten Auffassung und Gedankenbildung, unterscheidet das Verhalten des Querulanten von der bewußten Lüge, die übrigens selbstverständlich nicht ausgeschlossen ist.

Von hier ab fangen die Wege an sich zu trennen, und wenn wir sehen, wie jemand in der sinnlosesten Weise gegen seine eigene Existenz wüten kann, dann werden wir uns sagen müssen, daß es sich hier nicht mehr um die Affektsteigerung berechtigter Interessen und nicht um das Gebaren eines nicht geisteskranken Fanatikers, sondern um die tiefer gehende Erkrankung der ganzen geistigen Persönlichkeit handelt, obwohl das charakteristischste Symptom in einer scheinbar isoliert bestehenden Beeinträchtigungsidee besteht und ein ausgesprochenes Wahnsystem und Sinnestäuschungen, die das Erkennen einer Seelenstörung erleichtern würden, fehlen. Der Geistesgesunde muß durch seine Bildung und Erziehung eine Menge von Vorstellungen und Anschauungen gewonnen haben, die zu seinem eisernen Bestande gehören und stark genug sind, um ihn von diesem Treiben abzuhalten. Diese festen Assoziationen hat der Kranke verloren, er besitzt sie nicht mehr, und in dem Mißverhältnisse zwischen der Ausbildung eines derartigen Maßes völlig unbegründeter Beeinträchtigungsideen und den äußeren Vorgängen liegt der Beweis, daß es nicht die äußeren Umstände, sondern die abnorme geistige Beschaffenheit des Querulanten selber, die inneren Vorgänge sind, die seinem Verhalten zugrunde liegen.

Von nun an geht der geisteskranke Querulant seinen verhängnisvollen Gang, unbekümmert um die Folgen, die sein sinnloses Treiben mit sich bringen muß, und er wird selbst den Weg des Verbrechers betreten, wie wir dies gesehen haben. Eingaben folgen auf Eingaben, die Akten wachsen in das Unendliche, und für die Schreibwut eines solchen Querulanten mußte das Landgericht in Düsseldorf einst einen eigenen Assessor einstellen. In dem Prozesse Hegelmeyer betrugen die Akten über einen Zentner, und gelegentlich einer Entmündigung, der ich in Köln beizuwohnen hatte, bedeckten sie die Stühle und den Fußboden des ziemlich geräumigen Gerichtszimmers. Den nicht juristisch Fühlenden muß es ja etwas sonderbar berühren, wenn alle diese unglaublichen

Eingaben ihre ordnungsmäßige Erledigung finden müssen. Aber auch hier waltet das Recht, und als ich dereinst dem Rektor unserer Universität, der vor den täglichen Eingaben, Klagen, Anzeigen und Beschuldigungen eines Studenten nicht aus und ein wußte und sich in seiner Not an mich um Rat wandte, diesen Rat dahin gab, es zu machen wie ich und alle diese außerordentlich liederlich geschriebenen Eingaben kurzerhand in den Papierkorb zu werfen, erging auf die prompte Klage des Herrn Studenten die Entscheidung des Gerichts, „daß sie zwar nicht kalligraphisch schön, aber doch nicht so schlecht geschrieben wären, daß das Gericht berechtigt sei, die Briefe als unleserlich beiseite zu legen."

Trotz aller dieser ganz unglaublichen schriftlichen Tätigkeit kommt der Querulant nicht zu seinem Rechte, und er wendet sich in letzter Instanz an die Öffentlichkeit, er wird ein Schriftsteller. In diesen nicht uninteressanten und durchweg im Selbstverlage erschienenen Werken wimmelt es von Ausdrücken wie: öffentlicher Meuchelmord, Verschwörung, Staatsbetrug und Justizmord, und sie tragen meist recht kuriose Titel. Ich besitze eine ganze Bibliothek von „Lebendig Begrabenen", „Hinter Kerkermauern", „Wie werde ich verrückt?" „39 Tage im Irrenhause" usw., und wenn von der Psychiatrie unserer Tage nichts als diese authentischen Berichte auf die Nachwelt kämen, dann würde sie von ihr eine etwas einseitige Anschauung bekommen. In verschiedenen dieser Werke wird meiner liebend gedacht. So tat mir u. a. eine Dame die Ehre an, eine längere Unterredung mit mir wörtlich anzuführen, und nie in meinem Leben habe ich geglaubt, daß es möglich sei, in einer so kurzen Zeit so viel dummes Zeug zu reden, wie sie mir dort in den Mund gelegt hat. Am schlimmsten aber kam ich in einer Broschüre weg, die ein Fräulein Thisquen aus Bonn unter dem Titel „Deutschlands Segen, ein Appell an die Menschlichkeit", mit Porträt — nicht das meinige — 1905 von Roermond aus veröffentlichte. Da mir der Name dieser Dame bis dahin absolut fremd war, und ich in ihrer Angelegenheit niemals einen Finger gerührt hatte, kann ich sie um so ruhiger als einen Beweis dafür anführen, was diese Art von Querulanten alles zutage fördert.

Wie schwer es aber unter Umständen sein kann, den geisteskranken Querulanten von dem gesunden zu unterscheiden, dafür sollen aus der großen Zahl von Sensationsprozessen hier zwei eine kurze Erwähnung finden.

1849 war ein gewisser Sandon, der damals Advokat in Limoges war, in einer Prozeßsache mit der Verteidigung betraut, und er hatte seinen Pariser Kollegen Billault hinzugezogen. Billault hatte den Prozeß gewonnen, und es war zu einem Streite zwischen ihm und Sandon gekommen, in welchem sich der letztere so schlecht benommen hatte, daß er erst auf ein Jahr von seinem Amte suspendiert und später ganz und gar von der Liste der Advokaten gestrichen wurde. Bei seiner Appellation hatte man damals schon mildernde Umstände angenommen, da er nicht ganz bei gesundem Verstande gewesen sei. 1852 wurde Billault Präsident des gesetzgebenden Körpers, und Sandon wandte sich an ihn mit der Bitte um eine Anstellung, die ohne Antwort blieb. Darauf drohte er dem Präsidenten mit der Veröffentlichung von Briefen, die er bei der Aufforderung, vor Gericht zu erscheinen, angeblich ins Feuer wirft. Es folgt dann eine Pause von acht Jahren, während der er sich ruhig verhält, bis zum Jahre 1860, wo Billault Minister wurde. Sofort geht er aufs neue mit der alten Anschuldigung vor, die Briefe seien noch vorhanden und er werde sie veröffentlichen. Bei der Untersuchung stellten sich die Briefe als Fälschung heraus, und da sein ganzes Benehmen überdies den Verdacht der Geistesstörung rege machte, wird er einer Irrenanstalt übergeben und von dem Irrenarzte Lasegue für krank erklärt. Auf Ansuchen des allzu nachsichtigen Ministers wird er indes aus der Anstalt entlassen, und das gleiche ist im nächsten Jahre der Fall. Er behelligt wieder den Minister, kommt nach Mazas, wird dort als geisteskrank erkannt und zuerst freigelassen, dann aber im Jahre 1862 zum zweiten Male nach Mazas, und von dort gegen den Wunsch des Ministers in die kaiserliche Irrenanstalt Charenton gebracht, nachdem ihn die Irrenärzte Tardieu, Blanche und Foville übereinstimmend für geisteskrank erklärt hatten. Nach dem Tode Billaults ließ man den sonst in der Anstalt nicht weiter störenden Kranken frei, und er benutzte die Freiheit sofort, um diesmal gegen den Minister Rouher vorzugehen. Es ist für die damalige Zeit und die Schwäche des napoleonischen Regimentes bezeichnend, daß man in ihm die Öffentlichkeit und die Gefahr der Presse scheute und sich beeilte, den offenkundigen Verleumder durch eine Staatspension zum Schweigen zu bringen. Er ist dann in der allgemeinen Unordnung des Krieges und der Kommune von der Bildfläche verschwunden, bis man sich bei Gelegenheit seines Todes, der im Jahre 1872 auf der Straße erfolgte, des alten Querulanten und des

Unfuges erinnerte, den er seinerzeit angerichtet hatte und man Gelegenheit nahm, durch die Ergebnisse der Obduktion die Richtigkeit der früheren Diagnose festzustellen.

Der zweite Fall betrifft den Prozeß Hegelmeyer. Hegelmeyer war Staatsanwalt in Heilbronn, und er genoß als solcher des Rufes einer besonderen Schneidigkeit nach oben und nach unten. Man hatte ihn deshalb zum Bürgermeister von Heilbronn gewählt und geglaubt, damit eine besonders glückliche Wahl getroffen zu haben. Es dauerte jedoch nicht lange, bis es zwischen dem neuen Herrn und dem Gemeinderate zu allerhand Zerwürfnissen kam, die zu Prozessen und Anschuldigungen führten und das Einschreiten der königlichen Regierung notwendig machten. Aber Hegelmeyer war ebensowenig gesonnen, sich von der königlichen Regierung etwas sagen zu lassen, wie von seinem Gemeinderate, und er erging sich in Rücksichtslosigkeiten und Schroffheiten, die selbst einer Württemberger Behörde zu viel wurden. Daher Disziplinaruntersuchung, Bestrafung, Klagen und Gegenklagen ohne Ende, bis endlich die ganze städtische Maschinerie ins Stocken geriet und sich in Prozessen und Händeln aller Art aufzulösen drohte. In dieser Not wandte sich die königliche Regierung an das Medizinalkollegium, das ihn auf Grund der Akten für geisteskrank erklärte. Ausschlaggebend war dem Medizinalkollegium für dieses Gutachten die unglaubliche Masse von Akten — über 100 Pfund — und die ebenso unglaubliche Tätigkeit Hegelmeyers in der Anhäufung von Klagen und Prozessen gewesen. Selbstverständlich ging Hegelmeyer gegen dieses Gutachten an, und auf Grund einer persönlichen Beobachtung, die von den Irrenärzten Fürstner und Schüle zu Straßburg vorgenommen wurde, kamen die Sachverständigen zu der Überzeugung, daß Hegelmeyer wohl eine Kampfnatur von ungewöhnlicher Kraft, eine Art von Kohlhase, aber nicht geisteskrank sei, ein Urteil, dem sich alsdann das Medizinalkollegium anschloß. Und die Moral von der Geschichte? Daß die Entscheidung, ob wir es in einem gegebenen Falle von Querulieren mit einem gesunden oder mit einem kranken Individuum zu tun haben, oft recht schwierig und es selbst dem erfahrenen Beobachter nicht zu verdenken ist, wenn er sich in seinem Urteile irren sollte.

Affekte und Leidenschaften, Geiz und Eifersucht.

Affekte sind gleich mächtigen Gewässern, die im Frühling von den Gebirgen herabstürzen, die Dämme in wildem Ansturme durchbrechen und sich dann verlaufen, während sich die Leidenschaften wie gewaltige Ströme verhalten, die sich immer tiefer in ihr Bett eingraben. Der Affekt ist ein vorübergehender Fieberparoxysmus, die Leidenschaft ein kaltes schleichendes Fieber, das den moralischen Tod nach sich zieht. Beide fließen ineinander über und hindern den ruhigen Gang der Vernunft, so daß Erasmus von ihnen sagen konnte, es sei klar, daß sie in das Bereich des Irrseins fielen. Denn der Narr unterscheide sich von dem Weisen darin, daß er sich von den Leidenschaften leiten ließe, während jener behaupte, sie zu verachten und der Vernunft zu folgen. Trotz dieser Behauptung ist auch bei dem Weisen das allzu schnelle Umsetzen des Gedankens in die Tat eine alltägliche Erscheinung, und wenn sich auch die Form der Erscheinung bei großen und bedeutenden Menschen anders äußern wird, als bei dem Philister, so wird doch, solange es denkende und handelnde Menschen gibt, der Affekt in ihr Schicksal eingreifen und durch sie die Geschicke anderer beeinflussen.

Nun kann man aber von dem verständigen Menschen verlangen, daß er sich von seinen Affekten nicht hinreißen läßt und seine Leidenschaften beherrscht, und wenn er dies nicht kann, so wird es Sache des psychiatrischen Sachverständigen sein, die Ursachen ausfindig zu machen, die ihn daran hindern. In den meisten Fällen werden es angeborene oder erworbene Mängel des psychischen Gleichgewichts sein, eine von den Eltern ererbte oder durch den Mißbrauch von Alkohol u. dgl. entstandene psychische Minderwertigkeit, die das in seinem ganzen Wesen geschwächte und haltlose Individuum zum Spielballe seiner Affekte und Leidenschaften macht und an seiner geistigen Störung keinen Zweifel läßt.

Aber von dieser Art der geistigen Störungen soll hier nicht die Rede sein. Sie werden sich in weitaus den meisten Fällen vor Gericht abspielen und den Gegenstand einer speziell psychiatrischen Beurteilung bilden. Für uns kommen dagegen jene eigentümlichen menschlichen Schwächen in Betracht, die man als Sucht bezeichnet, und die zu den sonderbarsten Auswüchsen führen können. Vor allem ist es der Geiz, auf den ich hier näher eingehen möchte.

Der Geiz ist die kälteste aller Leidenschaften und die einzige, die sich nie oder nur höchst selten heilen läßt; er ist eine mehr passive, konservative Leidenschaft, die mit dem Alter zunimmt. Die geistige Anomalie des Geizigen besteht mehr in dem Zusammenhalten der erworbenen Schätze, als in ihrem Erwerbe. Es ist die Lust zum Besitze quand même, und bei aller ethischen Verwilderung wird es bei dem Geizigen selten zu einem Verbrechen kommen. Wohl wird er sich dadurch, daß er die zur Zirkulation bestimmten Werte festlegt und sie dem Verkehre entzieht, und indem er seinen Familienmitgliedern erst dann die Mittel gewährt, etwas zu erreichen, wenn es für sie zu spät ist, gegen die Entwicklung des Individuums und die Vollendung der Art stellen und somit ein Räuber am Ganzen werden, vom gemeinen Diebstahl aber hält er sich im Gegensatze zu dem Sammler fern. Er ist knauserig gegen andre, ein Filz gegen sich selber, und er kann in der Vernachlässigung seines Äußern und dem Überwuchern seiner Leidenschaft zu sparen, zum schmutzigen Geizhalse herabsinken, wie ihn uns Walter Scott in Nigels Schicksalen beschreibt, und wie es jene Fürstin von der Moskwa war, die 1880 in Paris als Besitzerin eines Palais und von sechs Miethäusern starb, und die dabei auf einem Zimmer lebte und zum Skandale ihrer Umgebung ausging. An und für sich ist das nicht nötig, und es kann einer schon ein richtiger Knauser sein und dabei doch in seiner äußeren Erscheinung die Allüren eines Gentleman beibehalten. Wer je den Genuß gehabt hat, Coquelin in der Rolle des Harpagon in Molières l'Avare zu bewundern, wird mir darin beistimmen. Im übrigen gilt der Geiz vorzugsweise als eine Eigenschaft des starken Geschlechtes. Bei den Frauen findet er sich seltener, kann aber alsdann leicht widerwärtigere Formen annehmen.

Den Gegensatz zum Geize bildet die Verschwendung, der meist angeborene Hang, sein Eigentum mit vollen Händen wegzuwerfen und sich lieber einem zeitweiligen Darben auszusetzen, als dieser Lust zu entsagen. Ich kannte vorzeiten ein junges und liebenswürdiges Ehepaar, die beide, solange sie einen Groschen ihr Eigen nannten, das vergnügteste Leben von der Welt führten. Der Mann war Offizier, und es war stadtbekannt, daß in den ersten Tagen des Monats der Sekt in Strömen floß, während für den Rest das Kommißbrot des Burschen herhalten mußte. Ein derart göttlicher Leichtsinn überschreitet am Ende doch wohl die dem Sterblichen gezogenen Schranken und legt die Vermutung nahe, daß es irgend-

wo nicht richtig sein müsse, da zuchtlose Genuß- oder prahlerische Größensucht allein ein derartiges Verhalten nicht erklären können. Bekanntlich ist die Sucht zur Verschwendung das erste Zeichen bei verschiedenen Geistesstörungen, das dem offenkundigen Ausbruche der Erkrankung lange vorausgehen und schwere Schädigung des Vermögens herbeiführen kann. Der beginnende Paralytiker, der im Anfange des Altersschwachsinnes Stehende oder an periodischer Manie Leidende fängt an, das Geld mit vollen Händen hinauszuwerfen, und ich habe einen 80jährigen alten Herrn behandelt, der gefälligen Damen für jeden Kuß einen Friedrichsdor vergütete und es fertig brachte, auf dem Wege von seinem Hause bis zur Charité der jubelnden Straßenjugend aus dem Wagen heraus noch etwa 5000 Taler in Gold zuzuwerfen.

Aber weitaus nicht alle Verschwender sind geisteskrank, obwohl der Gesetzgeber eine gewisse Unzurechnungsfähigkeit bei ihnen angenommen hat und ihrer mangelnden Selbstbeherrschung durch die Schutzmaßregel der Entmündigung zu Hilfe gekommen ist. Durchweg wird nur der Verschwender, der die Mühe des Erwerbens nie gekannt hat. Der Vater erwirbt, der Sohn verschwendet, und die femmes entretenues, deren Galans meist selber Verschwender sind, steigern diese Neigung ins Ungeheuerliche. Die Dubarry, die allerdings einen König zu ihrem Liebhaber hatte, bezahlte für jede ihrer Toiletten, und sie hatte deren unzählige, 5—10000 Francs, und auch sonst brauchen wir für unsere Belege nicht bis auf die Zeiten der Caligula und Nero zurückzugreifen.

Die Histoire curieuse et véritable des enrichis de la révolution enthält Schilderungen von den Palästen eines während der Revolution reich gewordenen Winzers, dessen Diners bis zu 200000 Francs kosteten. Er trug Westenknöpfe von 18000 Francs und auf seinen Bällen gab es Lotterien von Diamanten. Was uns von den Festen der Milliardäre von jenseits des großen Wassers berichtet wird, lautet kaum anders und ist ganz dazu angetan, uns in die Zeiten des Trimalcion zu versetzen, von dem uns Petronius in seinem Satyrikon erzählt.

Ebenso wie wir bei gewissen Geisteskranken den Hang zur Verschwendung finden, sehen wir bei andern einen Trieb zum Sammeln von Gegenständen, wobei es nicht immer, wie bei den Elstern, besonders blinkende und in die Augen fallende Dinge zu sein brauchen. In den Augen des Schwachsinnigen und des Paralytikers hat alles Wert, und es ist unglaublich, was ein solcher Kranker

im Laufe eines Tages in seinen Taschen oder sonst an seinem Körper zusammenhäufen kann. Ich erinnere mich u. a. eines Vogelkorbes mit lebendem Vogel, verschiedener Mausefallen, ja sogar der Anstaltskatze, die aus den unerschöpflichen Tiefen der an ihrem untern Ende zusammengebundenen Hosen eines Paralytikers zum Vorschein kamen. Alles was auf den Abteilungen abhanden kommt und vermißt wird, findet dort seine Sammelstelle, und die Pfleger wissen genau, wo sie das Verlorene zu suchen haben. Abend für Abend wird der Kranke seines Magazines erleichtert, um am andern Morgen sein Tagewerk aufs neue anzufangen.

Denselben triebartigen Charakter kann die Sammelsucht auch bei nicht Geisteskranken annehmen, und sie tut es bekanntlich bei den Kindern, wo das erste beste zum Kristallisationspunkte werden kann, und wie bei den Ansichtskarten u. dgl. m. nur noch die Zahl der Nummern von Interesse ist. Es fällt mir nicht ein, den wissenschaftlichen und künstlerischen Wert mancher Sammlungen zu verkennen und den Aufwand an Arbeit, Zeit und Geld gering zu schätzen, der in ihnen angehäuft liegt, aber so manches andre will dem gewöhnlichen Menschenverstande etwas ungewöhnlich vorkommen und in das Verdrehte schillern. So sammelte Tümmel beschriebene Fensterscheiben und Katzenberger (Jean Pauls K.'s Badreise) Mißgeburten, und der Geburtshelfer Braun hatte sich eine Sammlung von Schamhaaren angelegt, in deren Besitz er sich mit vielem Geschicke bei der Untersuchung seiner Patientinnen zu setzen wußte. Descuret berichtet von einem Manne, der 30 Jahre lang berühmte Pfropfenzieher sammelte, und eine der kuriosesten Sammlungen hat die Gräfin Chavan Narischkin in Paris hinterlassen. Sie enthielt eine Menge von historischen zinnernen Wärmepfannen, wie solche früher in den höheren Ständen allgemein in Gebrauch waren, und die sie zu wahrhaft fabelhaften Preisen in allen Ländern angekauft hatte. Es befanden sich darunter solche von Anna von Oestreich, Diana von Poitiers, Maria Stuart, Marie Antoinette, der Pompadour, Montéspan, Dubarry, Marion de l'Orme, der La Vallière, der Frau von Fontanges und zahlreicher andrer Damen. Die kostbarste rührte von der Zarin Katharina II. her. Ein pensionierter Marineoffizier endlich, um die Galerie absonderlicher Sammler zu beschließen, hatte seine Neigung den Uniformknöpfen zugewandt, von denen er ganze Schachteln voll besaß. Eines Tages sah er einen Bettler, der an

seiner Hose einen seltenen Uniformknopf hatte. Er eilte so lange hinter ihm her und ruhte nicht eher, bis er sich in den Besitz dieses Knopfes gesetzt hatte. Eine besondere Stellung in der Hierarchie der Sammlung nehmen die Bibliomanen ein, die man als Sammelräte erster Klasse bezeichnen könnte. Das Wort erscheint zuerst im 14. Jahrhundert. Die Sache selbst ist älter, da schon im 5. Jahrhundert der h. Isidor von Pelusium gegen die verrückte Bücherliebhaberei eifert, die er mit den Ankäufen von Getreide vergleicht. Später macht sich Sebastian Brand in seinem Narrenschiffe über sie lustig, aber weder der Heilige noch der Unheilige konnten es verhüten, daß sich diese Leidenschaft epidemisch ausbreitete und zu Diebstahl und Mord führte. Bulwer hat in seinem Eugen Aram eine solche Kriminalgeschichte romanhaft verwertet, und einen ganz gleichen Mord, wie Aram in England, beging der Pfarrer Tinius in Deutschland, und in Barcelona wurde 1850 ein Buchhändler hingerichtet, der mehrere Personen umgebracht hatte, um sich in den Besitz der Bücher zu setzen. Die Anlage großer Bibliotheken verdankt ihre Entstehung keineswegs immer dem Bildungstriebe ihrer Besitzer, und Graf d'Estrées hatte eine Bibliothek von 52 000 Bänden, die er nie gelesen und die er in gemieteten Räumen aufgestellt hatte. Wie sich manch einer eine Ahnengalerie anlegt, der zur Not allenfalls eines Großvaters habhaft werden kann, so tun es andere in schönen prunkvollen Einbänden, und La Bruyère hat recht, wenn er meint, daß hierin manchen die Eitelkeit leite, die Rotgerberei, die er seine Bibliothek nenne, den Besuchern zeigen zu können. Immerhin ist das Sammeln wertvoller und seltener Bücher eine noble Passion, die recht viel Geld kostet. Einzelne Inkunabeln, d. h. Wiegendrucke, bis 1520 gedruckte Bücher, sind mit 99—100 000 Mark und Einbände von Pasdeloup (1762) mit 11 000 Francs bezahlt worden.

Unter allen Leidenschaften ist die Eifersucht unbedingt die, welche uns die meisten Rätsel aufgibt. Bei keiner andern ist die Grenze zwischen geistiger Gesundheit und Krankheit so ungewiß, der Übergang so fließend und die Bestimmung dieser Grenzen so schwer, wie gerade hier. Jedenfalls bedarf es durchaus keines zureichenden Grundes, um sie wachzurufen, und der von Natur Eifersüchtige wird es auch ohne jede Veranlassung von anderer Seite zur Betätigung seiner Leidenschaft bringen. Bei vielen Menschen ist sie eine angeborene Charakteranlage, wie sie sich auch bei besonderen Rassen von Hunden (Neufundländern) findet.

Einen Anhalt zum näheren Verständnisse gibt uns auch hier die Psychiatrie, indem sie uns zeigt, daß ganz bestimmte Krankheitszustände mit Eifersuchtsideen verknüpft sind. Zunächst kommt hier der chronische Alkoholismus in Betracht, und nur selten werden wir einen Gewohnheitstrinker finden, der seine Frau nicht in dem Verdachte der ehelichen Untreue hätte. Die Ruhe und Sicherheit, womit er seine Klagen vorbringt, und der Scharfsinn, den er in der Verwertung seiner Beweise aufwendet, sind ganz erstaunlich. Zur Zeit, als im Bereiche des französischen Rechtes die Entmündigungen noch nach dem Code Napoléon lediglich vom Gerichte und ohne sachverständige Beihilfe ausgeführt wurden, hatte ich manchen Strauß mit der Staatsanwaltschaft auszufechten, da sie die Aussagen dieser Kranken für durchaus glaubhaft erklärte. An und für sich lag die eheliche Untreue einer Frau doch nicht außerhalb des Bereichs der Möglichkeit, dazu waren die Angaben des Mannes so bestimmt und klar und der zu Entmündigende im übrigen so geordnet, daß sich der Richter von seiner Geistesstörung nicht überzeugen konnte, und ich mußte mich in solchen Fällen zuweilen zu dem letzten, stets durchschlagenden Mittel wenden und dem Richter die ungetreue Ehehälfte, mitunter eine 50—60jährige Matrone, vor Augen führen, einem argumentum ad oculos, dessen Überzeugungskraft selbst ein Staatsanwalt nicht widerstehen konnte.

Übrigens bildet diese besondere Art der Eifersucht bei den Trinkern eine der ergiebigsten Ursachen der Morde, sei es, daß dem vermeintlichen Frevel die Frau oder einer ihrer angeblichen Liebhaber zum Opfer fällt.

Wie hier der Mann seine Frau in blinder Eifersucht verfolgt, so rächt sich die unfruchtbar gebliebene oder in die klimakterischen Jahre eingetretene Frau an dem Manne, und was dann ein solches armes Opfer auszuhalten hat, spottet jeder Beschreibung. Jeder Blick wird aufgefangen und im Sinne der Eifersucht ausgelegt, die weiblichen Dienstboten fliegen nur so aus dem Hause, und ein höherer Offizier teilte mir einst mit, wie er den Auftrag gegeben habe, nur die ältesten und häßlichsten Exemplare einzustellen, und trotzdem im Laufe des Jahres einen Wechsel von hundert und mehr gehabt habe.

Die psychologische Erklärung hierfür liegt nahe, und auch bei den Trinkern hat man sie darin zu finden geglaubt, daß der Alkohol zu dem geschlechtlichen Verkehre wohl einen Anreiz gebe, die

Möglichkeit der Ausführung dagegen herabsetze. Anderseits werde sich die Frau den Wünschen des betrunkenen Mannes nur widerwillig hingeben, und aus diesem Mangel an geschlechtlicher Potenz auf der einen und dem Widerstande auf der andern Seite bilde sich bei dem Manne Mißtrauen und die Vorstellung der ehelichen Untreue aus. Da sich die gleichen Vorstellungen bei impotenten Männern finden, gewinnt diese Art der Erklärung an Wahrscheinlichkeit.

Immerhin bietet die Erforschung der Eifersucht noch ein weites Feld der Tätigkeit. Mir ist gar mancher Fall ein ungelöstes Rätsel geblieben, und oft genug ließen die genaueste und über Monate durchgeführte Beobachtung und die eingehendste Untersuchung keine Spur einer geistigen Störung entdecken. Und doch hatten die Betreffenden ihre Ehegatten ohne jeden Grund in einer so sinnlosen Weise mit Eifersucht geplagt und sich dabei derart törichter Handlungen schuldig gemacht, daß mit diesem Benehmen die Annahme geistiger Gesundheit schlechterdings unvereinbar war.

Sonderlinge und Narren.

In dem Jahrhundert der allgemeinen Wehrpflicht ist kein Raum mehr für Sonderlinge und der Drill des Kasernenhofes ist ihrer Entwicklung nicht günstig. Wir sind praktisch geworden, und der praktische Mann wird stets danach trachten, sich nach Welt und Menschen zu richten. Wer heutzutage auffällt, setzt sich der Gefahr aus, für einen Narren angesehen und demgemäß behandelt zu werden, und daher das Bestreben, so wenig wie möglich aus dem Rahmen des Gewöhnlichen herauszutreten und seine Absonderlichkeiten tunlichst für sich zu behalten.

Wenn Gérard von Nerval eines Tages in Paris im Palais royal einen lebenden Hummer am blauen Bande spazieren führte, oder ein Münchner Maler mit seinen Kindern in antikem Kostüm über die Maximilianstraße geht, dann wird diesem nicht mehr zeitgemäßem Treiben die Polizei bald ein Ende machen und die Veranstalter wahrscheinlich wegen Unfugs vor Gericht stellen. Es gehört daher heute etwas mehr dazu, sich als einen Sonderling zu geben, als dies früher wohl der Fall war; die Grenze hat sich im

Laufe der Zeit nach der Seite des Pathologischen verschoben und damit auch die Beurteilung. Was früher als harmlos gelten konnte, hat heute einen krankhaften Beigeschmack, und der Sonderling unserer Großväter würde bei den Enkeln Gefahr laufen, den Geisteskranken zugewiesen zu werden oder sich zum mindesten lächerlich zu machen. Wenn Maxime du Camp in seiner Souvenirs literaires von Baudelaire erzählt, daß er alles tat, um die Aufmerksamkeit du Camps auf sich zu ziehen, so daß er gleichzeitig aus zwei Flaschen Bordeaux und Burgunder trank, oder mit grünen Haaren zu ihm kam, so können wir uns des Eindrucks des Lächerlichen nicht erwehren, und ob die Heiligen der Tebais, die jahrelang auf ihren Säulen und noch dazu auf einem Beine standen, ob der Derwisch Vambérys, der seit 30 Jahren seinen Nabel betrachtete und nur das eine Wort „Ali“ rief, einen andern Eindruck auf uns machen würde, halte ich für fraglich.

Auch den Steckenreitern würde es nicht anders ergehen, und auch für sie ist uns das rechte Verständnis abhanden gekommen. Sicherlich wird nach wie vor viel leeres Stroh gedroschen und jeder sein Steckenpferd mit der ausgezeichnetsten Wichtigkeit behandeln, und Peter Martorett konnte zwei Quartbände über ein zu Herkulanum aufgefundenes Tintenfaß schreiben. Aber sich wie die Scholasten des Mittelalters in langen Abhandlungen zu ergehen, ob Adam einen Nabel gehabt, die Taufe gültig sei, wenn sie mit Wein, Bier u. dgl. vollzogen werde, oder gar, was aus dem Teile geworden sei, den Jesus bei der Beschneidung verloren habe, das würden wir hoffentlich nicht mehr fertig kriegen und für Narrheit erklären.

Mit dieser Bezeichnung verstehen wir gemeiniglich einen Gattungsbegriff für alle geistigen Normalabweichungen. Allerdings gibt es keine absoluten Wahrheiten, wohl aber eine Durchschnittswahrheit, die Normalvernunft des Zeitalters, in dem wir gerade leben, das sogenannte allgemeine Urteil, und wer dagegen verstößt, ist ein Narr. So galt Galilei, als er annahm, daß sich die Erde um die Sonne drehe, in den Augen seiner Zeitgenossen für einen Narren, und die Abderiten urteilten über den Demokritus in der gleichen Weise, denn wer dem Durchschnittsmenschen gegenüber eine andre Meinung äußert, setzt sich der Gefahr aus, für verrückt oder mindestens für einen Narren gehalten zu werden. Blaise Pascal äußert sich hierüber in folgender Weise: „Der größte Geist wird der Torheit ebenso angeklagt, wie der größte Tor. Ich widersetze mich dem nicht.

Es heißt aus der Menschheit heraustreten, wenn man aus der Mittelmäßigkeit heraustreten will. Nur die Mittelmäßigkeit ist gut. Die Mehrheit hat diesen Satz aufgestellt, und sie hackt auf jeden, der sich ihr entzieht, sei es an welchem Ende es auch sei. Die wahre Größe besteht nicht darin, daß man aus ihr heraustritt, sondern im Gegenteil, daß man in ihr verbleibt.“

Dabei decken sich die Begriffe Narrheit und Geisteskrankheit nur zum kleinsten Teile. Die wenigsten Narren werden geisteskrank und die wenigsten Geisteskranken sind oder waren Narren. Narr ist nicht gleichbedeutend mit dumm, das einen Mangel ausdrückt. Es bedeutet mehr ein Sich-anders-Verhalten als die anderen vernünftigen Menschen, aber doch noch innerhalb des Rahmens der geistigen Gesundheit, mehr im Sinne der zahllosen menschlichen Schwächen. Der einem eingebildeten Glücke nachgeht und einen törichten Maßstab daran legt, ist ein Narr. Nach Kant setzt der Tor größeren Wert in Dinge, der Narr in sich selbst, und während der erste teils aus Denkschwäche, teils aus Denkträgheit der richtigen Erkenntnis ermangelnd in den Tag hineinlebt, läßt sich der Narr mehr von der Eingebung der Phantasie, mehr von der Leidenschaft und von Kapricen, d. h. von impulsiven, bizarren und wunderlichen Ideen, die stets wechseln, leiten, als von der Vernunft.

Beim Hochmutsnarren ist es weniger das persönliche Verdienst, als der äußere Besitz und die Vorrechte, die Träger seines Dünkels sind, und die Narrheit besteht auch dann noch, wenn man sie verspottet und verlacht, da es sich meist um eine angeborene Anlage handelt, die ihre Entwicklung im reiferen Alter findet.

Kinder und Narren sagen die Wahrheit, d. h. sie handeln unbekümmert um die Nachteile, die sie davon haben.

Die rücksichtslose Pflege einer Liebhaberei, das einseitige Betreiben gewisser Nebenbeschäftigungen, die übertriebene Wertschätzung brotloser Künste, alles das fällt unter den Begriff der Narrheit, und in diesem Sinne sprechen wir von Mode- und Sportnarren, Bergfexen, Kilometerfressern u. dgl. m. Auf diese Weise fällt mancher von uns in das große Gebiet der Narrheit, ohne eigentlich eine Ahnung davon zu haben.

Eine besondere Stelle nehmen die Hofnarren ein, zu denen man die Hofzwerge rechnen kann, da beide demselben Zwecke dienten, die Langeweile des Hoflebens zu beleben.

Im Grabe Menes’, des ältesten ägyptischen Königs der I. Dynastie, mithin im 4. Jahrtausend vor der christlichen Zeitrechnung,

finden sich um den König seine Gemahlin, sein Hofzwerg und seine Lieblingshunde bestattet. David galt als Hofnarr, und aus dem Oriente ist, wie so vieles andre, auch diese Sitte nach Griechenland und von dort nach Rom gekommen. Die Griechen hatten ihre Lustigmacher, — Äsop —, und im alten Rom gab es einen Narrenmarkt, das Forum morionum, wo eigene Narrenhändler ihre Ware feilboten, und ein recht ungestalteter Morio bis auf 2000 Mark zu stehen kam. Überhaupt gehen beide, Narren und Zwerge, vielfach ineinander über, und die wenigsten von ihnen waren normal. Selbst Triboulet, der Hofnarr Franz I., den Viktor Hugo in seinem Drama Le roi s'amuse unsterblich gemacht, und den Verdi in seinem Rigoletto verzweifelnde Arien singen läßt, war ein solcher mißgestalteter Zwerg und wie J. Marot berichtet: aussi sage à trente ans, que le jour, qu'il fut né. Ob es überhaupt normale Zwerge gibt, d. h. solche Individuen, bei denen alle Teile wohlgebildet und nur kleiner sind, ist fraglich. Im Altertume erzählt uns darüber die Mythe von den Pygmäen, und in neuerer Zeit sind es die Akkas, ein afrikanischer Volksstamm, die an jene Pygmäen erinnern. Usevoué, der Akka Steinfurths, maß 1,34 m, und Richard Owen hat zwei weitere Akkas in Kairo gemessen. Aber verschiedene Rassen zeigen verschiedene Größe, und von den Eskimos und Lappen führt eine stete Linie zu den Akkas, die von dem Standpunkte ihrer Rasse aus betrachtet ohne Zweifel normal und gesund, im übrigen aber ganz abscheuliche kleine Kerle sind. Bei den Europäern ist das Zwergtum stets abnorm und auf Entartung beruhend, und wir haben es entweder mit einem reinen oder mit einem teilweisen Infantilismus zu tun, je nachdem der Zwerg nach jeder Richtung ein Kind bleibt, körperlich, geistig und geschlechtlich, oder nur der Körper zurückbleibt, Geist und Geschlechtsreife dagegen wachsen. Zu den ersten gehörte Bébé, der Hofzwerg des Stanislaus Lescinski, der 0,89 m groß war. Er konnte nach dem Takte der Musik tanzen, aber nicht lesen lernen, und er starb mit 26 Jahren an Altersschwäche. Er gefiel in der Art eines kleinen abgerichteten Tieres.

Zwerge der zweiten Klasse, Erwachsene in der Gestalt eines Kindes, sind im ganzen selten. Hierher gehörten Tom Pouce und Colibri, die in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Schaustellungen gaben. Das vollkommenste Bild dieser Klasse war Jeffery Hudson, der Hofzwerg der Henriette von Frankreich, der es den andern Höflingen an Liebesabenteuern gleichtat und

sogar ein Duell hatte. Borulawski, der Zwerg der Gräfin Humiecka, sprach Deutsch und Französisch. Er starb mit 30 Jahren an Altersschwäche.

Weit häufiger finden sich die mißgestalteten Zwerge, wie sie in den Gemälden Rafaels, P. Veroneses, Tiepolos, Domenichinos und vor allem von Velasquez erhalten sind. Im Prado allein befinden sich sieben derartige Porträts, und der unförmliche Kopf, der starke Thorax mit dem Sattelrücken, den kurzen Armen und Beinen geben uns in stark realistischer Färbung ein Bild jener eigenartigen Spielzeuge. Als die Schwester Peters d. G., Natalie, die freigewordene Stelle eines Hofzwerges besetzen wollte, ließ sie alle Zwerge und Zwerginnen Rußlands zur Auswahl nach Petersburg kommen. Unter den 60, die sich ihr vorstellten, fand sie keinen, der nicht mißgestaltet gewesen wäre. Vermutlich waren die Zwerge, die Domitian im Zirkus fechten ließ, auch nicht besser. Diese körperliche Verkümmerung beruht auf einer Erkrankung der Knorpel und einer Behinderung in dem Wachstume der Knochen, die mehr in die Breite wachsen, wie wir dies bei den Dachshunden und verschiedenen andern Tieren (Ochsen und Hämmel) finden. Hier hält eine bewußte Züchtung die ursprüngliche Mißbildung fest, die ohne die Beihilfe des Menschen wieder verschwindet. Vielleicht war etwas Ähnliches in jenen Zeiten der Fall, wo die Zwerge Mode waren, und man züchtete sie mit mehr Erfolg, als dies in dem prächtigen „Vagabunden" Holteis versucht wird. Mit dem Abblassen der Mode verschwindet auch die atavistische Mißbildung, und seit Mitte des Mittelalters werden die Zwerge selten. Einen Anhalt für die Annahme der künstlichen Züchtung könnte man u. a. darin finden, daß in Frankreich besondere Städte die Ehre hatten, die Hofzwerge zu liefern, die als fous en titre d'office Hofrang hatten. So meldet Karl V. dem Maire von Troyes den Tod seines Hofnarren an und fordert ihn auf, ihm einen neuen zu liefern.

Übrigens waren sie nicht immer Possenreißer oder Schwachsinnige, und mancher von ihnen hat es zu großen Ehren gebracht. Bajazet hatte seinen Chodscha, Maximilian I. seinen Kunz von der Rosen, auch wäre Till Eulenspiegel hierher zu rechnen. Die eigentümliche Stellung der Fürsten ihrem Feudaladel gegenüber ließ es ihnen zuweilen wünschenswert erscheinen, jenen ihre Meinung zu sagen, ohne in die Notwendigkeit versetzt zu werden, sie sofort mit dem Schwerte in der Hand verteidigen zu müssen. Das besorgte

für sie der Narr, eine Art von verantwortlichem Redakteur, der dadurch unverantwortlich wurde, daß er sich wie ein Idiot betrug. Versuchten sie es aber, ihrem Herrn die Wahrheit zu sagen, dann bekamen sie Prügel, um ihnen klar zu machen, daß sie hierfür nicht bezahlt würden. Im übrigen wußten sie aus ihrer Mißbildung Kapital zu schlagen und aus der Stelle eines Hofnarren ein Geschäft zu machen. Billgrew erwiderte einem Höfling, der sich an ihm zu reiben versuchte: „Ich bin ein Narr aus Mangel an Geld, du aus Mangel an Verstand.“ Das ist nun endgültig dahin. Gundling, der Hofnarr Friedrich Wilhelms I., war ein Trinker, im übrigen aber ein tüchtiger Gelehrter, und der letzte Hofzwerg mußte eine Laune seiner Gebieterin mit dem Leben bezahlen. Katharina II. von Rußland ließ für die Hochzeit ihres Hofzwerges einen Eispalast errichten, und nicht einmal die Wärme der Brautnacht konnte den armen Teufel und die ihm angetraute Gattin vor dem Erfrieren bewahren.

Zwangsvorstellungen.

Das Gehirn ist das Organ des Geistes und bei der Geburt ein unbeschriebenes Blatt. Nach und nach sehen wir, wie sich die bis dahin gleichmäßig helle Masse des Gehirns an bestimmten Stellen dunkler färbt und es hier unter dem Einflusse äußerer Reize zur Entwicklung von Zellen kommt. Auf dem leeren Blatte hat die erste Eintragung einer Sinnesempfindung stattgefunden, und an den dunkler gefärbten Stellen bilden sich die einzelnen Sinnesorgane entsprechend aus.

Zunächst sehen wir diese Sinneszentren noch von breiten Massen jener hellen Substanz getrennt ein einsames Leben führen. Das Kind schmeckt, sieht und hört, aber es weiß mit diesen verschiedenen Empfindungen nichts Rechtes anzufangen, es ist zunächst nicht imstande, sie miteinander zu verbinden. Aber nachgerade ist es an allen Ecken und Enden des Gehirns lebendig geworden, und von den Zellen der Sinneszentren geht neues Leben aus. Sie senden Fortsätze nach rechts und nach links, und diese Fortsätze begegnen sich auf halbem Wege und stellen zahllose Verbindungen zwischen den verschiedenen Gruppen her, die so-

genannten Assoziationsfasern, auf denen die in den einzelnen Sinneszentren gewonnenen Erfahrungen miteinander ausgetauscht und zu Vorstellungen verarbeitet werden. Auf der Menge und Anordnung der Assoziationsfasern beruht das Mehr oder Weniger der geistigen Begabung, die Leichtigkeit und Schnelligkeit der Kombination, und wenn sie in Unordnung geraten, dürfte es auch mit der Geistestätigkeit des Betreffenden nicht besonders bestellt sein. Je häufiger zwei Sinneszentren miteinander in Verbindung treten, um so betretener werden die Pfade, die sie verknüpfen, um so stärker die Assoziationsfasern, auf denen diese Wege verlaufen. Auf diese Weise erklärt sich das Wesen der Übung. Durch die öftere Wiederholung schleifen sich die Bahnen in einer Weise ein, daß es schließlich kaum noch eines Willensanstoßes bedarf und der Ablauf der Vorstellungen nahezu unbewußt vonstatten geht. Diese Verbindung einzelner Assoziationsfasern kann zu einer so innigen werden, daß sie den geistigen Zusammenbruch lange überdauert und wie eine einsame Insel aus der allgemeinen Debâcle hervorragt. Ich erinnere mich zweier bedeutender Finanzleute, die in ihren geschäftlichen Anordnungen zu einer Zeit noch eine geradezu bewundernswerte Klarheit bewiesen, wo alles andere vernünftige Denken zugrunde gegangen war. Ganz das gleiche habe ich bei Künstlern und bei anderen Kranken in dem Fache beobachtet. in dem sie besonders begabt und tüchtig gewesen waren.

Normalerweise wird jede Gedankentätigkeit von einem mäßigen Affekte und von bestimmten Gefühlen begleitet, die sich als Lust oder Unlust, Behagen oder Unbehagen, Wonne oder Schmerz bemerklich machen. In der Erziehung finden diese Affekte der Lust oder Unlust ihre besondere Verwendung, und indem wir mit ihnen bestimmte Vorstellungen in Verbindung bringen, suchen wir mit Güte oder auch mit der Theorie des Stockes gewissen Handlungen in der Vorstellung des Kindes die Glorie des Schicklichen aufzudrücken und andere mit dem Makel des Unpassenden zu belegen. Auf diese Weise entwickelt sich die Moral, die an sich nicht zu dem Inventare des Kindes gehört, und so bildet sich der Charakter aus, d. h. die Normalwertigkeit der Vorstellungen, durch welche unser Handeln bestimmt wird. Diese Normalmäßigkeit der Vorstellungen zeigt schon bei normalen Verhältnissen eine gewisse Verschiedenheit, eine bestimmte Abstufung der Erregbarkeitsverhältnisse, die bei verschiedenen Individuen innerhalb einer gewissen Breite verschieden sein kann, bei jedem aber einen festen Besitz

bildet und dem Handeln des Einzelnen eine individuelle Färbung aufdrückt, die man als Temperament zu bezeichnen pflegt. Schon innerhalb des Normalen weist das Temperament, d. h. die Reaktion des Gehirns gegen äußere Einflüsse, recht bedeutende Unterschiede auf, und man spricht je nach der inneren Stimmung von einem melancholischen oder einem sanguinischen und nach der äußeren Reaktion von einem phlegmatischen und einem cholerischen Temperamente. Wie sehr sich dieser Unterschied auch praktisch geltend macht, beweist eine Angabe von Helmholtz. Nach ihm kann ein regsamer Geist in einer Sekunde acht bis zehn Beobachtungen anstellen, der Phlegmatiker aber nur zwei bis drei. Der 30jährige Sanguiniker gebietet daher über dieselbe Summe von Lebensmomenten, wie der 70jährige Phlegmatiker.

Alle aber, so verschieden sie untereinander sind, werden im Sinne ihrer Veranlagung handeln, und wir werden bei der Beurteilung eines Bekannten, der sich einer unehrenhaften Handlung schuldig gemacht hat, weit eher annehmen, daß wir uns in ihm geirrt und ihn falsch beurteilt haben, als daß er so, wie er in unserer Erinnerung steht, diese unehrenhafte Handlung hätte begehen können.

Bei der Erziehung kann es nun geschehen, daß einzelne Vorstellungen eine besondere Ausbildung erhalten und zu sogenannten überwertigen Vorstellungen gezüchtet werden. Bei bestimmten Klassen und Ständen begegnen wir solcher zielbewußter Züchtung überwertiger Ideen, die alsdann bei jedem Eindrucke mitklingen und als Vorurteil und Befangenheit jede Willensäußerung beeinflussen. Ehre und Scham, konfessionelle Beschränktheit und die Sucht nach Gewinn sind derartige Leitmotive, die schon in der Norm zur bedingungslosen Voraussetzung für das Handeln werden und einer Korrektur schwer zugänglich sind. Um wieviel schwerer wird das sein, wenn psychologische Abweichungen von der Normalwertigkeit vorliegen und sich die bis dahin überwertigen Ideen zu wirklichen Zwangsvorstellungen steigern.

Aus der Tiefe des unbewußten Geisteslebens heraus erheben sich plötzlich bestimmte Vorstellungen über die Schwelle des Bewußtseins und zwingen das Individuum, sich mit ihnen zu beschäftigen. Der davon Betroffene hat wohl die Empfindung des Fremden, des ihm Aufgezwungenen, und die Franzosen haben diesen Zuständen den betreffenden Ausdruck des Besessenseins (Obsession) gegeben, aber trotz aller Einsicht wird er die Vor-

stellung nicht los. Sie drängt sich überall vor, sie mischt sich in alles hinein, und indem sie jeden geordneten Ablauf der Vorstellungen hindert, bedingt sie eine Störung des psychischen Gleichgewichts, die von dem einfachen Gefühle des Unbehaglichen bis zur Unruhe und zur hellen Angst ansteigen kann. Etwas Ähnliches hat schon jeder an sich selber erfahren, wenn er sich trotz aller Mühe einer Person oder eines Namens nicht erinnern kann. Er weiß, daß er es weiß, aber er kann nicht dahin gelangen. Alle Versuche, den gewünschten Punkt zu erreichen, haben nur den einen Mißerfolg, jedem andern Gedankengange hindernd im Wege zu stehen, und jede neue Idee führt unweigerlich zu der alten zurück. Andere Vorstellungen der Art sind, ob man eine Schublade, eine Türe abgeschlossen, einen Brief unterschrieben oder richtig adressiert hat und ähnliche Vorkommnisse des täglichen Lebens mehr, und schon innerhalb des Rahmens des Normalen können uns derartige Vorstellungen sehr lästig werden und sich mit den Gefühlen des Unbehagens und mit einer unbestimmten Angst verbinden, wie wir ähnliche Gefühlsbelästigungen bei bestimmten Vorstellungen empfinden, welche die individuellen Interessen der Persönlichkeit in besonderer Weise in Anspruch nehmen, wie dies bei Befürchtung, Kränkung, gewagten Unternehmungen und dergleichen der Fall ist. Auch möchte ich an dieser Stelle der vielgenannten Sympathien und Antipathien gedenken, der individuellen Zu- oder Abneigung gegen gewisse Reize, sowie der Idiosynkrasie, der spezifischen Abweichung der gewohnten Empfindungen und Neigungen, die sich bis zu bestimmten organischen Erscheinungen in Beziehung auf gewisse Reize steigern kann. Manche Leute zeigen Abneigung und selbst gewisse Angst vor Tieren, die an sich nichts Furchterregendes haben, und auf andere wirken bestimmte Speisen wie ein Gift, deren Genuß andere unbehelligt läßt. (Krebse, Erdbeeren und anderes.) Wir werden hier wie bei den Zwangsvorstellungen auf das Unbewußte zurückzugreifen und die Erklärung auf diesem Gebiete zu suchen haben.

An sich sind diese Zwangsvorstellungen noch keine psychischen Erkrankungen, wohl aber können sie dies werden, wenn sich mit ihnen ein dauernder Affekt der Depression verbindet und die Zwangsvorstellung unter dem Einflusse der Angst zu einer Zwangshandlung wird. Wir können uns diese Zustände nicht anders erklären, als durch die Annahme erhöhter Reizzustände an den betreffenden Stellen des Gehirns. Solange das Vorderhirn, das wir

als den Sitz des Verstandes ansehen, noch imstande ist, diesen lokalisierten Störungen Halt zu gebieten und ihren Ausschreitungen entgegenzutreten, indem es die krankhaften Vorstellungen hindert, sich in Handlungen umzusetzen, werden wir diese Zustände, so absonderlich sie an sich sind, von den eigentlichen Geistesstörungen abzutrennen haben. Geht diese Herrschaft verloren, dann ist auch die Grenze überschritten, und wir werden sie nun als Geistesstörung anzusehen und zu beurteilen haben. Man wird diesen Unterschied um so mehr festzuhalten haben, als an sich manche Anklänge einer Verwandtschaft mit der chronischen Paranoia, der Verrücktheit, nahelagen. Beide entwickeln sich auf dem Gebiete des Vorstellens, und bei beiden handelt es sich um falsche und krankhafte Vorstellungen. Aber trotzdem ist der Unterschied ein fundamentaler. Bei der Paranoia kämpft das Ich mit derselben Energie für, wie bei der Zwangsvorstellung gegen die Vorstellung. Hier ist die Störung des Denkens ihrem Wesen nach nur eine formale, dort eine inhaltliche, und während die Existenz der krankhaften Vorstellung bei der Paranoia durchaus nicht als etwas Unangenehmes und Belästigendes empfunden wird, ist dies bei den Zwangsvorstellungen in hohem Grade der Fall. Allerdings kann dem Paranoiiker seine Idee anfangs sonderbar vorkommen, aber bald wird er ihr kritiklos Glauben schenken, und wir werden in alledem ein sicheres Zeichen zu erblicken haben, daß es sich bei beiden Zuständen um grundverschiedene Vorgänge handelt.

Die Kenntnis dieser Zustände ist verhältnismäßig neu, obwohl schon 1614 Felix Plater in seinen Observationes von einer Frau erzählt, die an der Vorstellung litt, ihren Mann umbringen zu müssen. Er heilte sie durch zahlreiche Aderlässe und viele Stuhlentleerungen, und er führt bei dieser Gelegenheit mehrere ähnliche Fälle an, die man im übrigen zu seiner Zeit meist dämonischen Einflüssen zuschrieb. Ähnliche Beobachtungen eines unbezwinglichen Dranges zum Morden ohne Motiv und ohne eine intellektuelle oder affektive Störung veranlaßten den französischen Irrenarzt Esquirol zur Aufstellung einer sogenannten Mordmonomanie. Seiner Meinung nach konnte ein Mensch sonst ganz gesund sein, dabei aber den unwiderstehlichen Drang haben, irgend jemand umzubringen. Diesem Mordtriebe reihten sich bald ähnliche Triebe zum Stehlen und Brennen (Kleptomanie und Pyromanie) an, sehr zum Unbehagen der Juristen, die sich mit dieser Ansicht nie recht befreunden konnten. Die Zeit hat ihnen hierin recht gegeben. Die

alten Monomanien konnten sich auf die Dauer nicht halten, und wenn sie scheinbar in der Zwangshandlung ihre Auferstehung gefunden haben, so handelt es sich doch jetzt um bestimmte Zustände, deren Natur man eingehend studiert hat und die wohl noch manches Wunderliche, aber doch nichts Unerklärliches mehr bieten.

Die Zahl dieser Zwangsvorstellungen ist eigentlich Legion, und es gibt ihrer fast ebenso viele, wie es Leute gibt, die daran leiden, und wenn man auch hier wie überall größere Gruppen zusammengefaßt und voneinander unterschieden hat, so leidet doch fast jeder an seiner eigenen Krankheit. Der Zustand, der zuerst die Aufmerksamkeit der Irrenärzte auf sich zog, war die Angst, freie Plätze zu überschreiten. Diese sogenannte Platzangst, die Agoraphobie, ist gewissermaßen die Stammutter aller Phobien geworden; Zustände einer besonderen Scheu und Angst vor Gefahren, die an sich nicht gerade unmöglich sind. Wie viele Menschen werden nicht auf der Höhe eines Berges oder eines Turmes von Schwindel befallen und hüten sich daher, Berge und Türme zu besteigen? Hier, bei der Platzangst, handelt es sich um das Beschreiten eines freien Platzes, das sofort zu den unangenehmsten Empfindungen Veranlassung gibt. Wie eine Zentnerlast legt es sich auf das Präkordium, und die Beine knicken unter dieser Last zusammen. Die plötzliche Verengerung der Gefäße des Gehirns lähmt jede weitere Energie, und jeder weitere Versuch geht in einem wahren Todesgefühle unter. Die Kenntnis der Platzangst bahnte einem wahren Sturme von Phobien aller Art den Weg, und die griechische Sprache hatte kaum Worte genug, um ihren unzählbaren Arten einen passenden Ausdruck zu geben.

Der Furcht vor dem offenen Platze folgte bald die vor geschlossenen Räumen (Klaustrophobie), dieser die Arithmophobie, vor dem Irrtume beim Zählen und unzählige andere, obwohl eigentlich die Pantophobie, die Furcht vor allem möglichen, die andern überflüssig machen sollte. Ein ergötzliches Beispiel dieser Allesfurcht liefert übrigens Jean Paul in seinem Feldprediger Atilla Schmelzle, den er bei seiner Abreise nach Flätz seinen eigenen Seelenzustand schildern läßt. Bei der Abreise gibt er seiner Frau eine Liste der Sachen, die sie im Falle von Feuer zuerst retten solle. Auch solle sie auf den Brennpunkt jedes hingestellten Glases Wasser acht haben. Für eine Postfahrt von wenigen Stunden werden die entgegengesetzten Arzneien mitgenommen, beruhigende

und erhitzende, daneben Arm- und Beinschienen, und aus Vorsicht noch einmal so viel Geld, wie nötig. In seiner ganzen Umgebung wittert er nichts als Verwicklung und Gefahr, besonders in einem Hunde ohne Schwanz (Hundswut). Seine Angst, einen Stein zu bekommen, treibt ihn alle Viertelstunden zum Urinieren, und jedes Tischgespräch regt ihn auf. Alle Gefahren malt er sich aus. Besonders groß sind seine Vorsichtsmaßregeln gegen Einbrecher und Schlafwandeln. Zu Hause bindet er vor dem Zubettegehen seine rechte Fußzehe an die linke Hand seiner Frau an. Das kann er auf der Reise nicht, und daher sein Unglück. Natürlich läßt er sich in der Nacht häufig wecken, damit er nicht einschlafe.

In einer gleich drolligen Weise schildert Fritz Reuter in seinem „Dörchläuchting" die spätere Gewitterfurcht (Astrophobie) des regierenden Herzogs, und beide Schilderungen lassen schon erkennen, wie leicht hier die Zwangsvorstellung zu einer Zwangshandlung wird. Am störendsten tritt dies wohl bei der Berührungsfurcht hervor (Misophobie, Folie du doute avec délire du toucher. Legrand du Saulle).

Einem meiner Patienten, einem geistig sehr begabten Manne und gebildeten Gesellschafter, war bei irgendeiner Krankheit Strychnin in Pillenform verordnet worden, und er hatte nach Jahresfrist den Rest der Pillen in einem Schubfache und in einer offenen Schachtel wiedergefunden. Nach und nach bildete sich bei ihm die Vorstellung aus, daß die Ausdünstungen des Giftes auf ihn übergegangen seien und von ihm auf andere übertragen würden. Um keinen Preis würde er einen andern berührt haben, und er verbrachte den größten Teil des Tages mit Waschungen und Bädern. Bald wurde es ihm unmöglich, auszugehen, und endlich war ihm jeder Verkehr eine Qual. Sowie er einen in seiner Umgebung husten hörte, fuhr er auf ihn los und fragte ihn, ob er den Husten schon lange habe. Die Antwort des Bestürzten, daß er nur zufällig gehustet habe, war ihm ein weiterer Beweis seiner eigenen Ansteckungsbefähigung, und er kam dann in voller Verzweiflung nach Hause. Ein anderer war Gymnasiallehrer in dem Orte, wo ich Anstaltsarzt war, und wir pflegten in derselben Wirtschaft unser Glas Bier zu trinken. Ich hatte damals die leidige Gewohnheit, mit den auf dem Tische stehenden Streichhölzern zu spielen. Eines Tages kam seine Frau zu mir und bat mich dringend, dies zu unterlassen, da es ihren Mann zur Verzweiflung bringe. Bei dieser Gelegenheit ergab es sich, daß ihr Mann, ein sonst außerordentlich

intelligenter und literarisch tätiger Mensch, über Hals und Ohren unter der Herrschaft dieser Zwangsvorstellungen stand. Auf der Straße ging er stets genau in der Mitte, um keinem der Häuser oder einem der Vorübergehenden zu nahe zu kommen, und in der Schule hütete er sich auf das ängstlichste, irgendeinen Schüler zu berühren. Nichts von dem, was er angefaßt hatte, durfte ein anderer in die Finger nehmen. Fiel ihm zum Beispiel die Kreide auf die Erde, so verbot er den Schülern, sie aufzuheben, und die eingesammelten Hefte hielt er so lange zu Hause, bis sie die Frau hinter seinem Rücken den Schülern zustellen ließ. Das auffallendste bei dieser Form der Phobien ist das unausgesetzte Waschen, das ganze Stunden des Tages in Anspruch nimmt und die armen Leute sozial völlig unmöglich macht. Gerade hierfür mangelt es nicht an Beispielen, und ich führe von den vielen nur eines an, das H. Tuke in seinem Buche: Imperative ideas outside insane delusions, auf das ich noch mehrfach zurückkommen werde, bringt.

Eine Dame hat in ihrer Jugend gegen einen Menschen, den sie nur flüchtig kennen gelernt, eine starke Abneigung gefaßt. Diese Abneigung hat sich so sehr ihres ganzen Wesens bemächtigt, daß sie, obwohl der Betreffende längst tot ist, auch die leiseste Andeutung an ihn nicht ertragen kann. Beim Lesen gibt sie plötzlich Zeichen von heftiger Erregung und von Abscheu, und es zeigt sich, daß sie auf ein Wort gestoßen ist, welches eine Silbe mit dem Namen des Verhaßten gemeinsam hat. Sie vermeidet es, gewisse Personen anzurühren, sie wäscht Arme und Hände in übertriebener Weise, sie läßt sich gewisse Gegenstände wieder und wieder reinigen, und diesem ganzen Gebaren liegt stets die Furcht zugrunde, sich durch etwas zu beflecken, was irgendwie zu jenem Menschen in Beziehung gestanden hätte. Ihre Intelligenz ist dabei ganz intakt.

Einen höchst komischen Fall von Weiberfurcht (Gynophobie) hatte ich Gelegenheit seinerzeit in einer Heilanstalt zu beobachten. Der betreffende Herr hatte eine unüberwindliche Angst vor Frauen, und schon ihr Anblick genügte, ihn in die Flucht zu treiben. Es war nun unter den Damen des Sanatoriums zu einem wahren Sport geworden, sich für diese Unart zu rächen. Sie hatten mit gewohnter Findigkeit seine geheimsten Gewohnheiten ausgekundschaftet und belagerten ihn stundenlang in seinem Zimmer, indem sie sich abwechselnd auf dem Korridore bewegten, den er passieren mußte. Das merkwürdigste daran war eigentlich das, daß er dreimal in seinem Leben seine Abneigung siegreich überwunden hatte, da er

zum dritten Male verheiratet war. Bei andern vertritt die Eisenbahn die Stelle der Frauen, und es ist ihnen unmöglich, in einem Eisenbahnzuge zu fahren. Ich habe diese Art der Phobie, die Siderodromophobie, in rascher Folge nach Eisenbahnunfällen entstehen sehen, wo das bloße Geräusch des Zuges und der in der Ferne tönende Pfiff der Lokomotive hinreichte, die vollste Erregung hervorzurufen. Ein an dieser besonderen Form der Phobien leidender ungarischer Magnat kam vor einigen Jahren mit eigenem Wagen und Pferden von Pest nach Düsseldorf, um einen dort wohnenden Augenarzt zu konsultieren, und ein Arzt meiner Bekanntschaft war gezwungen, seine ganze Praxis aufzugeben, da er sie ohne Benutzung der Bahn nicht fortsetzen konnte.

Eine andere und recht störende Form ist die Errötungsfurcht (Erythmophobie). Bald nacheinander kamen ein Herr und eine Dame zu mir. Die Dame war jung und unverheiratet. Wurde nun in einem Kreise, in dem sie sich gerade befand, von einer Liebschaft oder dergleichen gesprochen, dann merkte sie, wie sie errötete. Es war ihr klar, daß ihre Umgebung hieraus Schlüsse ziehen müsse, die ihre Person beträfen. Hierdurch vermehrte Verwirrung, die sie zwang, die Gesellschaft plötzlich zu verlassen, und es ihr endlich unmöglich machte, fernerhin mit andern zu verkehren. Der Herr war ein Richter, und er merkte bei Verhandlungen über sexuelle Vergehen, wie er errötete. Natürlich mußte dies die Umgebung zu der Vermutung bringen, daß er ähnliche Vergehen begangen habe, und seine Verwirrtheit steigerte sich derart, daß er kein vernünftiges Wort mehr reden konnte und gezwungen war, die Sitzung zu verlassen.

Wie schon angeführt, ist die Zahl dieser Phobien Legion, und so töricht der Gegenstand zuweilen ist, an den sie sich heften, so haben sie alle das Gemeinsame, den davon Befallenen bis auf das Blut zu quälen und ihn sozial unmöglich zu machen. So behandelte ich einst zwei Schwestern, die beide wegen Selbstmordversuchen der Anstalt zugeführt wurden. Die eine litt unter der beständigen Angst, daß sie umherliegende Nadeln oder Streichhölzer verschlucken und dadurch zu Schaden kommen könnte, und die unerträgliche Not trieb sie dazu, diese Versuche wirklich zu machen und sich dadurch in ernste Gefahr zu bringen. Die andere Schwester konnte den Zweifel nicht los werden, ob sie bei der Wahl ihres Gatten auch das Richtige getroffen habe. Sie war ein vermögendes Mädchen und hatte sich in den Mann verliebt, der eine dienende

Stellung in ihrem elterlichen Hause einnahm. Die Ehe war erst nach längeren Schwierigkeiten und nur dadurch zustande gekommen, daß sie bestimmt erklärte, keinen andern zu nehmen. Sie hatte ihn wirklich gern und der Gatte lohnte ihr dies durch unverbrüchliche Treue und Ergebenheit. Trotzdem war ihr schon bei der Trauung der Gedanke aufgestoßen, es ist doch nicht der Richtige, und dieser Gedanke ließ sie von da ab nicht mehr los. Er verfolgte sie bis in den Traum und trieb sie endlich dazu, sich ins Wasser zu stürzen.

Eine andere kaum minder häufigere Art der Störung bilden die sogenannten Manien, Störungen des formellen Denkens, als deren Muster die Frage- oder Grübelsucht anzusehen ist. Bei den Kindern ist die Fragesucht normal, und ein Kind kann einem ein Loch in den Leib fragen. Die Scholastiker des Mittelalters zeigen uns, daß man sehr gelehrt und doch ein Kind sein kann. Denn wenn man sieht, wie sie ihr Leben in ebenso scharfsinnigen wie dickleibigen Untersuchungen vergeudet und darüber gestritten haben, wie groß und heiß die Hölle gewesen, und ob sich Jesus, der doch als Gottessohn allmächtig gewesen sei, in einen Ochs, Esel, Kürbis, Teufel und dergleichen Dinge mehr hätte verwandeln können, ob die Taufe gültig sei, wenn man sich dabei des Bieres, der Suppe u. a. m. bedient hätte, was für Instrumente die Engel spielen und dergleichen mehr, dann fühlt man sich ordentlich angeheimelt und glaubt sich unter Kinder oder Fragesüchtige versetzt. Auch bei diesen krankhaften Zuständen spielen religiöse, sexuelle und metaphysische Fragen eine Hauptrolle, und es gibt unter ihnen Universalgenies und Spezialisten. Meschedes Kranker gehört offenbar zu den ersten. Ob der Mensch in Wasser von 1 ° Reaumur leben könne, wie lange, was die Folge sei, wenn er 2½ Stunden darin bliebe, ob in den Brauereien Reaumur oder Celsius Anwendung finde und ob Paganini den Ole Bull übertroffen habe? Ob Liszt oder Ole Bull sich mehr Vermögen erworben hätten; wie alt eine Eiche werden könne, wie alt eine Kiefer, wieviel Harnleiter an der Niere seien? Ob auch das Marschschaf deren nur zwei habe? Ob die Blutkörperchen beim Erwachsenen und Kinde von gleicher Größe seien? Warum das Rind die Trauerweide vertrage, das Schaf nicht, ob beide Lungenflügel getrennt seien, ob man durch beide Oberschenkel schießen könne, ohne eine Arterie zu verletzen? Die Uhrkette sehend, ob sie von Gold, Talmi, geschenkt, gekauft, wieviel wert, ob sie 100 Mark und mehr, oder nicht so viel gekostet habe?

Ob Zwillinge vom menschlichen Willen abhängig seien, ob man auch Zwitter produzieren könne, ob das Knochenmark empfindlich sei? Ob es auch beim weiblichen Geschlechte schlechte Waden gebe, und ob man sie durch Zucht verbessern könne?

Tuke erzählt von einem 19jährigen Studiosus juris der Londoner Universität, dessen Vater Anfällen von Depression unterworfen war, und der einen epileptischen Onkel mütterlicherseits hatte; er las eines Tages die Worte: „I was not incompatible" und kurz darauf den deutschen Satz: „Ich liebe es nicht." Es fiel ihm auf, daß im ersten Satze das Verneinungswort vor dem wichtigsten Worte stand, während es im zweiten nachfolgte. Er begann über Verneinungen im allgemeinen nachzugrübeln, und er mochte lesen, was er wollte, immer drängte sich ihm dabei die Frage der Verneinungssätze auf, die ihn schließlich ganz im Arbeiten hinderte. Auch mit anderen sonderbaren Problemen beschäftigte er sich, z. B. warum haben die Menschen nicht auch kaltes Blut, wie gewisse andere Geschöpfe? usw.

Bei anderen besteht ein Zwang zum Zählen. Der Rechenkünstler Dahse wurde einst von einem seiner Freunde zu einem Studentenkommerse mitgenommen. Gefragt, wie es ihm gefallen habe, erwiderte er, daß er darüber nicht viel sagen könne, da seine ganze Aufmerksamkeit durch die gesungenen Lieder in Anspruch genommen wurde, deren einzelne Buchstaben er berechnen mußte, und ähnlich erging es Buxton, der, wenn er Garrik im einem Shakespeareschen Schauspiele bewundern wollte, nur die Worte zählte, die Garrik auszusprechen hatte.

Ein Herr von W. mußte die einzelnen S. T. G. C. in der Genesis und im Levitikus berechnen und feststellen, wie viele Seiten in der Bibel mit P und wie viele Seiten mit A anfangen, und H. Tuke führt in seinem mehrfach erwähnten Werke den folgenden Fall an. Ich wurde wegen einer Dame zu Rate gezogen, deren Leiden hauptsächlich darin bestand, daß sie keine, auch nicht die einfachste Handlung ausführen konnte, ohne vorher zu zählen, meist bis 10 oder bis zu einem Vielfachen von 10, selten bis 100. Sie konnte sich nicht im Bette umdrehen oder aus demselben erheben, ohne gezählt zu haben. Auf der Treppe muß sie jedesmal zählen, ehe sie den Fuß auf eine andere Stufe setzt. Sie sitzt am Tische und will die Teekanne nehmen; es vergeht eine geraume Zeit, ehe sie dieselbe anfaßt, denn sie muß vorher zählen. Sie kann keine Tür öffnen, ohne vorher zu zählen; sie zählt ihre Atemzüge und ihre Schritte

beim Spazierengehen, wenn sie ein Ladenfenster, oder was sonst ihre Aufmerksamkeit fesselt, betrachten will, muß sie vorher zählen. In der Kirche ist ihre Not besonders groß. Für sie ist es eine erschöpfende Arbeit, ein Buch in die Hand zu nehmen infolge des Zählens, das damit verbunden ist usw. Wenn sie nähen will, zieht sie die Nadel wieder und wieder aus, bis zu 19 mal, ehe sie wirklich den ersten Stich macht. Beim Lesen quält sie sich mit dem Zweifel, welchen Abschnitt sie zuerst lesen soll. Sie vergleicht sich selbst mit einem Knaben beim Wettlaufen, der auf das Signal 1, 2, 3 wartet, ehe er anfängt zu laufen. Sie glaubt, daß sie erst freiwillig gezählt habe, in der Absicht sich selbst anzufeuern, und daß hieraus ihre unwiderstehliche Gewohnheit entstanden sei.

Ein recht ergiebiges Feld ist die Onomatomanie, die Wort- oder Namensucht, die Charcot und Magnan in ein ganzes System gebracht haben. Zuerst ist es der Heißhunger nach dem Wort, ein Gefühl des Unbehagens und der Angst, das erst gestillt ist, wenn man des gesuchten Wortes habhaft geworden ist. Ein Herr hatte einen Schlaganfall und damit eine Abschwächung seines Wortgedächtnisses erlitten. Fehlte ihm nun ein Wort, so geriet er in die größte Aufregung, und seine Frau und Tochter hatten nichts anderes zu tun, als ihm die Worte aus einem Lexikon so lange vorzulesen, bis das richtige gefunden war. Bei einer anderen Klasse von Leidenden ist das Wort da, es drängt sich jedoch derart in den Vordergrund, daß es zuweilen eine motorische Entladung des Zentrums veranlaßt. Die Überreizung des Zentrums kann nämlich derart sein, daß es sich der Herrschaft des Verstandes entzieht und das betreffende Wort oder ein ganzer Satz, trotz aller Versuche der Unterdrückung, ausgestoßen und damit eine sofortige Erleichterung des unleidlichen Zustandes erzielt wird. Sogar vor der Mündung des Gewehres könnte ich das Wort nicht zurückhalten, äußerte ein an dieser Störung Leidender, und ein anderer beißt sich auf die Zunge, um die Äußerung zu verhindern. Meist sind es Worte von schmutziger Bedeutung, Gotteslästerungen oder beleidigende Äußerungen, die sich vordrängen, und zwar um so unwiderstehlicher, je weniger geeignet der Ort für sie ist, daher mit besonderer Vorliebe in der Kirche oder in Gesellschaft.

So erzählt Varnhagen von Ense in seinen „Denkwürdigkeiten" II. 237 von einem Feste in den Tuilerien, dem er im Jahre 1810 beiwohnte, und wo der Kaiser in äußerst schlechter Laune gerade einen Höfling hart angefahren hatte. „Zu jener Zeit ging ein Lied

auf seine zweite Vermählung umher, das ganz im untersten Volkston gedichtet, doch ohne Zweifel seinen Ursprung in der höheren Klasse haben mußte. Der Kaiser sah seinen Glanz und seine Macht durch ein gemeines Lied befleckt und schnaubte Rache, aber die Polizei wußte seinen Verfasser so wenig als die Verbreiter zu entdecken. Auch mir war dasselbe durch die Stadtpost ohne Namen in schlechter Abschrift zugeschickt worden. Ich hatte mich mit den vertrauteren Freunden heimlich an den lustigen Versen ergötzt und konnte sie schon auswendig hersagen. Sehr ungelegen traten mir jetzt, als gerade der Kaiser übellaunig und finster an mir vorüberging, unwillkürlich Worte und Melodie jenes Liedes in den Sinn, und je mehr ich sie abweisen wollte, desto heftiger drängten sie sich hervor, so daß die von der Spannung des Augenblicks gereizte Einbildungskraft schon schwindelte und bei dem geringsten Anstoß unvermeidlich in das tödlichste Ärgernis stürzen zu müssen glaubte, als glücklicherweise die Audienz ihr Ende erreichte und wiederholte tiefe Verbeugungen das Abtreten Napoleons begleiteten, der an mich keines seiner Worte, sondern nur einen durchdringenden Blick gewendet hatte, mit dessen Weiterschweifen eine wirkliche Gefahr mir zu schwinden schien.“

In einer gleich peinlichen Lage befand ich mich bei einem Festmahle, das bei Gelegenheit des Geburtstages des Hausherrn gegeben wurde. Unter den Geladenen war ein Herr, von dem mir eine recht pikante Anekdote bekannt war, in welcher seiner Persönlichkeit in einer ebenso genauen wie wenig schmeichelhaften Weise gedacht war. Da er bei Tisch mein Nachbar war, drängte sich mir die Versuchung immer unwiderstehlicher auf, ihm diese Anekdote zu erzählen, und ich atmete wirklich erleichtert auf, als die Tafel aufgehoben wurde, bevor ich dieser Versuchung erlegen war. Auch H. Tuke führt einen hierher gehörigen Fall an. Einer meiner Patienten, der der letzte in der Welt gewesen wäre, anstößige Reden zu führen, konnte sich nur mit der größten Mühe davon zurückhalten, auf der Straße ohne jede Veranlassung laut zu fluchen. Seine Frau sah mit Erstaunen, wie er von Zeit zu Zeit eine hastige Bewegung machte, deren Ursache sie nicht kannte. Er selbst sagte, er mache diese krampfartigen Bewegungen, um sich von der Zwangsvorstellung zu befreien und den schlimmen Worten keinen lauten Ausdruck zu geben.

Und wieder bei andern verbindet sich mit einem besonderen Worte ein furchtbarer Begriff nach der Art der Beschwörung. Die

Worte rufen Angst und Unbehagen hervor, man ist entsetzt sie zu hören, und sucht ihnen auf jede Weise aus dem Wege zu gehen, und das ganze Wesen geht in dem Bestreben auf, sich ihrer geheimnisvollen Macht zu entziehen. So verschenkte eine Dame ihre ganze Toilette, weil die Kleider durch das Wort besudelt wären. In diesem Bestreben sucht und findet man Schutz in einem anderen Worte, das alsdann unaufhörlich wiederholt und oft bis zur Erschöpfung von bestimmten Bewegungen begleitet wird. Derartige Worte sagen vielfach das Gegenteil des gefürchteten Wortes, haben aber zuweilen gar keinen Sinn. Der Betreffende weiß recht gut, daß es Torheit ist, was er tut, er schämt sich dessen, muß aber trotzdem seinem Drange folgen. Diese Worte können sich mit bestimmten Bewegungen, bei anderen wiederum mit bestimmten Vorstellungen verbinden. Sie haben im Munde, im Schlunde und Magen das Gefühl, als ob sie etwas herunterschlucken müßten oder ihnen etwas schwer im Magen liege, das sie durch Würgen und Husten entfernen müßten. Man muß diese Angst und Not gesehen haben, um die verschiedenen Handlungen verständlich und entschuldbar zu finden. Bruns erzählt von einem Kranken, bei dem sich in fast alle Gedanken und Handlungen schmutzige Worte eingedrängt hatten, die sich auf besonders geliebte Angehörige bezogen oder einen blasphemischen Charakter zeigten. Es waren nur wenige, äußerst schmutzige Worte, aus denen Zwangshandlungen entstanden, um mit dem Worte fertig zu werden. So z. B. rennt er an einer Bank vorbei, um dem Worte zuvorzukommen, aber jedesmal ist das Wort schneller als er. Dann das „Bemänteln". Kam ihm das Wort „Lumpengott", so sagte er innerlich „Lumpenmensch", er fühlte sich erleichtert, obwohl er dieses „Bemänteln" selbst als Blödsinn bezeichnete. Wurde er in seinem Treiben gehindert, dann steigerte sich die Angst.

Ein von Brillarger mitgeteilter Fall betrifft einen Herrn, der keine Dame erblicken konnte, ohne den unbezwingbaren Drang zu fühlen, sich über ihre Verhältnisse zu vergewissern, vorausgesetzt, daß die Dame hübsch war. Zur Vereinfachung des sonst etwas umständlichen Verfahrens ließ er sich auf allen seinen Wegen von einem Diener begleiten, der die Aufgabe hatte, ihm im gegebenen Falle die Versicherung zu geben, daß die betreffende Dame nicht hübsch sei. Einst hatte er eine eilige Reise von Paris nach Marseille zu machen. Er kam spät auf dem Bahnhofe an und hatte bei der Kürze der Zeit versäumt, sich die Verkäuferin des Billets anzu-

sehen und sich von seinem Begleiter bestätigen zu lassen, daß die Dame nicht hübsch sei. Unterwegs fiel ihm dieses Vergehen schwer auf die Seele, und in Marseille angekommen, hatte er nichts Eiligeres zu tun, als sofort nach Paris zurückzufahren und sich persönlich davon zu überzeugen, daß er es eigentlich nicht nötig gehabt hätte, sich nach den Verhältnissen der Dame zu erkundigen.

Wie schon bemerkt, sind es mit Vorliebe schmutzige und unpassende Worte, die sich vordrängen, und zwar zu einer Zeit und an einem Orte, wo es sich am wenigsten schickt, wie z. B. in der Kirche oder einer sonstigen besonders ehrbaren Versammlung, und wo einen die Lust ankommt, wie wäre es, wenn du hier einen Gassenhauer sängest oder dir durch einige kräftige Flüche Luft machtest? Von einem schlesischen Magnaten wird erzählt, daß er auf der Straße oder in Gesellschaft plötzlich auf einen Herrn losfuhr und ihn unter allerhand Verzerrungen des Gesichts mit Flüchen und Schimpfworten überhäufte, ihn aber dann so herzlich um Entschuldigung bat, wie er gar nicht anders gekonnt habe, daß ihm niemand gram darüber sein konnte. Neben dieser Koprolatie gibt es auch eine Kronomanie, den Drang nämlich, etwas entzwei zu schlagen. Von Napoleon wird erzählt, daß er bei Verhandlungen mit fremden Gesandten nicht selten irgendein kostbares Gefäß ergriffen und zur Erde geworfen habe, ein Argument, das seine Wirkung selten verfehlte. Bekanntlich gibt es außer Napoleon noch andere, die dem großen Korsen in diesem Punkte ähnlich sind, und bei denen das Koch- und Tafelgeschirr herhalten muß, wenn andere Gründe versagen. Ob hier gerade ein unwiderstehlicher Drang, eine sogenannte Kronomanie vorliegt, will ich nicht behaupten, wohl aber bei dieser Gelegenheit feststellen, daß es zuweilen weit schwerer ist, eine Ohrfeige oder einen Fußtritt zu unterlassen, als sie zu geben, und daß es schon einer großen Selbstüberwindung bedarf, um dies nicht zu tun.

In diesen Zwangshandlungen liegt die soziale Gefahr dieser Zustände. Der Kranke steht bei besonders starken Affekten ganz unter dem Einflusse seiner Vorstellungen und kann ihrem Drange nicht widerstehen, so daß es selbst zu Ausbrüchen einer tobsüchtigen Erregung kommen kann, wenn er an der Ausübung seiner Zwangshandlung verhindert wird. Ein junger Mann (Jurist), den ich vor langen Jahren behandelte, litt unter der Vorstellung, Papiere zu verlieren, die ihn in irgendeiner Weise bloßzustellen geeignet waren. Sonst ein liebenswürdiger Mensch und höchst

anregender Gesellschafter, konnte er auf dem Spaziergange plötzlich stehen bleiben und seine Umgebung fragen — er ging nie allein aus, um jeden Augenblick einen Zeugen zur Hand zu haben — ob er nicht einen Zettel verloren habe. Manchmal gelang es, ihn durch die Versicherung zu beruhigen, daß dies nicht der Fall gewesen sei, zu andern Zeiten aber mußte man den ganzen Weg mit ihm zurückmachen und jeden Stein umdrehen, jede Ecke untersuchen. Natürlich fand man nichts, da er sich schon zu Hause durch endloses Absuchen der Taschen überzeugt hatte, daß er nichts bei sich trug, folglich auch nichts verlieren konnte, und trotzdem konnte sich seine Erregung zur manischen Verwirrtheit steigern, in welcher er Tag und Nacht lärmte und seine Kleider zerriß. Der Mann war wirklich geisteskrank, und doch würde zu andern Zeiten niemand etwas Krankhaftes an ihm gefunden haben. Andern fällt ihre Selbstbeherrschung leichter, und ich kenne eine ganze Anzahl von Personen, bei denen nur die nächsten Angehörigen eine Ahnung davon haben, welche Zustände von Qual und Pein, ohne Ruhe und Ende, sie durchzumachen haben, und welchen Aufwand von Kraft dieses beständige Angehen gegen den inneren Zwang erfordert. Bei allem Verstande werden sie vielfach extrasozial, und wir werden ihnen unser Mitleid um so weniger versagen dürfen, als ihr Zustand meist die Folge fremden und nicht des eigenen Verschuldens ist. Die Zwangsvorstellungen bilden einen Teil der erblichen Entartung, die von unseren Erzeugern auf uns übertragen wird. Sie sind die Entäußerung einer psychischen Minderwertigkeit, von Zuständen, die uns die Worte Mephistos verstehen lassen: „Weh dir, daß du ein Enkel bist.“

Hypnotismus.

Kaum irgendwo anders kommen uns die Schillerschen Verse

> Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
> Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte

mit mehr Recht in den Sinn, als bei der Betrachtung des Hypnotismus. In voller Wehr und Waffen brauste er in wahren Frühlingsstürmen durch die Welt und zwang die Menschen, sich seiner Macht in Tischrücken und spiritistischen Sitzungen zu beugen,

bis es endlich der wissenschaftlichen Forschung in langen und erbitterten Kämpfen gelang, ihm die blendende Maske vom Gesichte zu reißen und ihn in seine Schranken zurückzuwerfen. Seitdem führt er als Suggestion ein zwar bescheideneres, aber dafür um so gesicherteres Dasein. Solange man von der magnetischen Kraft und dem elektrischen Fluidum der Hypnotiseure fabeln und diese Gewalt der Menge in prunkhaften Vorstellungen und von geschulten Medien vorführen konnte, hatte er gute Tage.

Die Wissenschaft hielt sich vornehm zurück, und der gewöhnliche Sterbliche ließ sich in seinem angeborenen Hange zum Wunderbaren um so williger von den ihm vorgeführten Schaustücken überzeugen, je skeptischer er sonst dem religiösen Glauben gegenüberstand. Da hatten dann die Herren Hypnotiseure freies Feld. Überall rückten die Tische und verkündeten durch Klopfen der in Andacht versunkenen Menge allerhand wunderliches Zeug, und ungestört konnten sich die großen Meister des Spiritismus mit den Geistern der längst Verstorbenen umgeben und sich über die physikalischen Gesetze der drei Dimensionen hinwegsetzen. Daß sich diese verstorbenen Geister in einer unsagbar läppischen Weise benahmen, aus dem Jenseits so gut wie gar nichts zu berichten wußten und ihre Besuche auf der Erde eigentlich nur dazu verwandten, die ohnehin angsterfüllten Zuschauer an der Nase zu zupfen oder in die Waden zu kneifen, alles dieses bestätigte nur den alten Satz, daß nichts so absurd, nichts so einfältig ist, das nicht seine überzeugten Bewunderer fände, und das einzig Merkwürdige bei der ganzen Sache war im Grunde nur das, daß die Medien bei uns ebensogut ihre Gläubigen fanden, wie vor Tausenden von Jahren und noch heutzutage bei den Zulu und den Südseeinsulanern.

Erst als Braid den Nachweis lieferte, daß es nicht der Hypnotiseur, sondern der Hypnotisierte sei, der sich durch das Anstarren eines blinkenden Gegenstandes in einen besonderen Zustand versetzen könne, und nachdem Liébault in Nancy die Angaben Braids dahin erweitert hatte, daß es einzig und allein die in der Versuchsperson erweckte Vorstellung sei, die das Schlafen bewirke und alles lediglich durch Suggestion entstehe, da war dieser Zauber gelöst und der Widerstand der Wissenschaft gebrochen. Von nun an unterzog man die bis dahin mehr oder weniger schroff abgelehnten Erscheinungen einer wissenschaftlichen und experimentellen Untersuchung, und man fand zum eigenen Erstaunen, wie die Hypnose nirgends Erscheinungen bot, die nicht in wohlbekannten

psychologischen und physiologischen Tatsachen ihre Erklärung fänden.

Auf diese Weise gestaltete sich die Hypnose zu einem durch Suggestion hervorgerufenen Zustande gesteigerter Suggestibilität, das heißt, zu einem künstlich hervorgerufenen Ausnahmezustande, der für die Einwirkung der Suggestion besonders wirksam ist. Der hypnotische Schlaf war nicht mehr wie früher Selbstzweck, sondern nur ein Mittel zum Zwecke, die gegebene Suggestion um so wirksamer zu machen. Diese Suggestion aber hieß früher Einrede, Einflüstern und Beeinflussung, und sie ist so alt wie die Welt. Ihr Wesen ist der Kampf um die Macht, die Unterjochung des ärmeren Gehirns durch das reichere, das jenem seine eigenen Ansichten und Gedanken in Überredung und Erziehung, in Verführung und geschlechtlicher Hörigkeit aufdrängt, die man auch wohl Liebe nennt. Bei alledem handelt es sich weniger um die Auffindung neuer Tatsachen, denn wie schon erwähnt, sind Suggestion und Suggestibilität nichts Neues, als vielmehr um einen Wechsel der Methode, wobei die alten Tatsachen eine andere und reifere Beleuchtung erhalten.

Satan war ein Meister dieser Kunst, als er seine Kenntnisse von der Natur des Weibes dazu verwandte, um die in der Eva schlummernde Anlage wachzurufen und sie davon zu überzeugen, daß der Apfel schön und lieblich zu essen sei, und die gelehrige Schülerin hatte nichts Eiligeres zu tun, als ihrem Herrn und Gatten das gleiche zu suggerieren. Die dämonische Gewalt eines Don Juan beruht noch heute geradeso gut auf jener Kenntnis von der Natur seiner Opfer, und der Dichter suggeriert uns die Schöpfungen seiner Phantasie und läßt sie zu Gebilden von Fleisch und Blut werden. Die ganze Zauberkunst des Taschenspielers ist im Grunde genommen nichts anderes als eine fortlaufende Kette von Autosuggestionen, von Täuschungen und Einbildungen; die uns ungewohnte Schnelligkeit der Experimente ruft bei uns positive oder negative Illusionen hervor, und wir ergänzen nach dem Gesetze der Kausalität je nachdem Handlungen, die er gar nicht vorgenommen, oder wir übergehen Dinge, die er wirklich getan hat.

Die Suggestion, ihres mystischen Beigeschmacks entkleidet und wissenschaftlich erklärt, begreift alle Fälle psychischer Beeinflussung in sich, angefangen von den einfachsten (Beispiel, Befehl, Autorität, Beredsamkeit) bis zu dem sogenannten posthypnotischen Befehle. Die von einer Autorität ausgehende Versicherung einer

Tatsache ruft bei sehr vielen gesunden und wachen Personen unbedingten Glauben an diese Tatsache hervor, gleichviel ob es sich um eine Empfindung oder um etwas Geschehenes handelt. Das ist die Grundlage jeder Suggestion, und hierauf beruhen unter anderem der Nachahmungstrieb und die Leichtgläubigkeit. Belehrung und Erziehung sind nichts anderes als die systematische Anwendung der Suggestion auf instinktive Neigungen, Gefühle und Vorstellungen, und mit der Einimpfung eines praktischen Glaubens ist es nichts anderes. Jedes Kind hat diesen Sinn der Gläubigkeit, der sich erst durch die Lebenserfahrung abschwächt, wenn auch mancher Erwachsene gerade im Punkte der Gläubigkeit nie über die Kinderjahre hinauskommt. Daher der außerordentlich hohe Prozentsatz hypnotisierbarer Kinder (80%).

Diese an sich schon gewaltige Kraft der Suggestion erhält eine weitere Steigerung in der Hypnose, wo Aufmerksamkeit und eigner Wille auf Null herabgesetzt und der Hypnotisierte in seinem hypnotischen Schlafe ohne diese gewohnten Schutzmittel jedem fremden Einflusse überliefert wird. Die Aufmerksamkeit ist nämlich ihrem Wesen nach ein Hemmungsprozeß innerhalb der rezeptiven Tätigkeit unserer Bewußtseinszentren, wie in gleicher Weise der Wille eine Hemmung der expressiven Sphäre darstellt. Werden beide, wie in der Hypnose, ausgeschaltet, so sinkt der Mensch zur automatischen Maschine herab, und der Hypnotisierte wird dem ihm gegebenen Befehle blindlings Folge leisten, ohne sich von dem Geschehenen Rechenschaft zu geben, wie dies übrigens im gewöhnlichen Leben bei intensiver Beschäftigung und in Affekten auch nicht geschieht. Im übrigen sind auch dieser subjektiven Kraft ihre Grenzen gesetzt, und zwar liegen sie in der Eigenschaft des Gehirns, das die suggerierten Vorstellungen ablehnen wird, wenn es diese nicht bereits vorher gehegt oder doch in der Anlage besessen hat. Selbst die in der Hypnose gesteigerte Beeinflußbarkeit kann ein moralisches Gefühl dort nicht zerstören, wo es vorhanden ist, wie ebensowenig es hervorrufen, wo es nicht besteht. Sie kann wohl gute oder schlechte Triebe zur Entwicklung bringen, darüber hinaus aber versagt selbst ihre Gewalt, und das möge allen ängstlichen Gemütern zur Beruhigung dienen. Die posthypnotischen Verbrechen sind bis jetzt samt und sonders Experimente geblieben, und sie haben die Schwellen des Laboratoriums nicht übertreten, weil sich der Hypnotisierte wohl bewußt ist, daß es eine Komödie ist, die man dort mit ihm treibt.

Das Hauptfeld der suggestiven Betätigung wird nach wie vor das große Gebiet der Hysterie bilden. Nun stellt aber die Hysterie eine geistige Störung dar, worin die Neigung zum Erfinden eine hervorragende Rolle spielt, teils in der Form des Hineindenkens in Geschichten und Zustände, die dem Erfinder alsdann selbst als Wirklichkeit imponieren, teils in der Form bewußter Lüge. Wer dies nicht beachtet, kann interessante Beobachtungen machen, denen nur die eine allerdings ziemlich wesentliche Eigenschaft fehlt, daß sie nämlich richtig sind. Dem gleichen Umstande ist auch die sehr verschiedene Beurteilung zuzuschreiben, die der Hypnose von jeher zuteil geworden ist. Wenn Charcot und seine Schule in ihr eine Teilerscheinung der Hysterie sehen, und Strümpell sie für nichts anderes erklärt als eine künstlich hervorgerufene schwere Hysterie, und beide sie mit vielen anderen für zweifellos pathologischer Natur halten, und wenn Bernheim nicht dieser Ansicht ist, so liegt der Grund für diese entgegengesetzte Meinung zum großen Teile in der Verschiedenheit des Materials, das die betreffenden Forscher ihren Untersuchungen zugrunde legten. Die Versuchsobjekte Charcots waren eben Hysterische, und er konnte sie daher durch das äußere Mittel der Stimmgabel nach Belieben in die verschiedensten krankhaften Zustände versetzen. Schlug er die Stimmgabel an, so verfielen sie a tempo in einen lethargischen Zustand, d. h. ihre nervös-muskulären Elemente gerieten in einen Zustand der Überreizbarkeit, und das Bestreichen oder der Druck auf einen Nerven rief eine Kontraktion der betreffenden Muskeln hervor, gerade wie bei der elektrischen Reizung. Öffnete Charcot die geschlossenen Augen der Versuchsperson, so verschwand die Reizbarkeit der Glieder, und strich er ihr über die Haare der Stirn, dann wurde sie somnambul. Sie war scheinbar wach und beantwortete die an sie gerichteten Fragen, aber sie war wie Wachs in der Hand des Meisters. Was er ihr sagte, war unbedingte Wahrheit, und das krankhaft veränderte Gehirn gehorchte jedem Befehle, jeder Suggestion ohne Widerstand. Auf diese Weise wurde der Bleistift zum schäumenden Becher, wird eine rohe Kartoffel als wohlschmeckender Apfel mit sichtlichem Behagen verzehrt, und je nach der Stellung der Muskeln und ihrer Anordnungen werden die entsprechenden Stimmungen der Andacht und Verehrung der Sehnsucht und des Abscheus ausgelöst. Solche Personen durchleben ganze Romane, lediglich durch die in der Hypnose ausgelösten Assoziationen und Halluzinationen des Gesichtes, und indem

diese Empfindungen den somnambulen Zustand überdauern können, treten sie nachher als posthypnotische Befehle in die Erscheinung.

Daß diese Art der Hypnose nicht unbedenklich ist und in der Hand des Dilettanten zu einer wirklichen Gefahr ausarten kann, ist nicht zu bestreiten und das Verbot der öffentlichen Vorstellungen daher wohl berechtigt. Die Gefahr liegt aber weniger in der Person des Hypnotiseurs, da der von diesem so sehr in den Vordergrund gestellte hypnotische Rapport tatsächlich nicht besteht, sondern in der Person des Hypnotisierten, die ohnehin pathologisch ist, und bei der entschieden pathologische Symptome ausgelöst werden. Wenn wir daher auch die Schranken der hypnotischen Erscheinungen enger ziehen und eine Anzahl von ihnen, wie etwa die Wirkung in die Ferne, das Hellsehen, Wahrsagen und manches andere an der Schwelle abweisen müssen, so bleibt doch genug des Merkwürdigen übrig, und die Dichter haben sich dieser Zustände von jeher gern und oft mit unleugbarem Geschicke bedient. Wer sich über die Anschauungen der Charcotschen Schule unterrichten will, findet alles Wissenswerte in den „Liebschaften eines Internen" von J. Claretie, und auch H. von Kleist hat über seinen Prinzen von Homburg und sein Käthchen von Heilbronn eine ganze Fülle von somnambuler Stimmung ausgestreut. Schon vorher hatte ihnen Shakespeare in seiner Lady Macbeth den Weg gewiesen, und Paul Lindau hatte später diesen selben Weg in seinem Stücke „Der Andere" besonders breit getreten. Wollte ich den reichen Schatz der Romane erschöpfen, den uns die Literatur bietet, es würde des Guten etwas viel werden, und ich werde es daher mit einem Hinweise auf E. Th. A. Hofmann, E. A. Poe, auf Maupassant und Dostojewski bewenden lassen.

Aber auch ohne die Hilfsmittel der Hypnose und Faszination, und selbst außerhalb des Gebietes des eigentlich Pathologischen findet sich des Bemerkenswerten genug. Bei Kindern und bei den ihnen psychisch ähnlichen Ungebildeten kann Vorgesagtes in der Einbildung die Kraft der Wirklichkeit annehmen und in der Erinnerung als wirkliches Erlebnis fortleben. Diese Gefahr liegt bei den wiederholten Aussagen vor Gericht besonders nahe, und manches Unheil ist auf diese Weise zu erklären. In Tisza Eslar verschwand vor Jahren in der österlichen Zeit ein 14jähriges Mädchen, und wie so oft, war es nach der allgemeinen Meinung von einem Juden geschlachtet worden. Die Juden werden verhaftet und zahllose Zeugen verhört. Nach längeren Verhandlungen gibt der

13jährige Sohn des israelitischen Küsters folgendes an: Er hört in der Synagoge den Angstschrei eines Mädchens, und da die Tür verschlossen ist, sieht er durch das Schlüsselloch. Er sieht, wie die Esther von drei Männern gehalten wird, der Schächter schneidet ihr die Gurgel durch und fängt das Blut in zwei Schüsseln auf. Das Bitten und Flehen seines Vaters kann an diesen Aussagen nichts ändern, da er ja doch nur das wiederholt hatte, was er in Wirklichkeit gesehen, und doch war alles nur ein Gebilde seiner Phantasie gewesen, denn durch das Schlüsselloch konnte er überhaupt nichts sehen, und die unverletzte Leiche des Mädchens wurde bald nachher im Flusse gefunden. Das Kind hatte so oft von der Sache gehört, daß es den Vorfall in seiner Einbildung durchlebt und an seine Wirklichkeit fest geglaubt hatte.

In dem bekannten Xantener Ritualmord spielten sich ganz ähnliche Vorgänge ab. Die Eltern des ermordeten Knaben, ein altes und biederes Ehepaar, das mit dem angeschuldigten jüdischen Schächter in den freundschaftlichsten Beziehungen stand, erzählten unter Eid und übereinstimmend bei der Hauptverhandlung eine ganz wunderbare Geschichte, die sich bald nach dem Tode des Kindes zugetragen hatte, und das Unerklärliche daran war nur das, daß beide bis dahin bei ihren verschiedenen Vernehmungen in mehr als Jahresfrist kein Wort davon geäußert hatten.

In Saumur kommt die 12jährige Georgette Bauges nieder, das Kind wird in Stücke zerschnitten aufgefunden, und Georgette gibt sich mit aller Bestimmtheit und unter Angabe aller näheren Umstände als Täterin an, während sie in Wirklichkeit ganz unschuldig war und die Tat von ihrer Mutter und deren Liebhaber ausgeführt wurde, der zugleich der Vater ihres Kindes war. Ich möchte diese Liste dieser Vorgänge nicht über Gebühr verlängern und nur darauf hinweisen, daß dieser bestimmte Einfluß der Einbildung sich besonders bei der schon erwähnten sexuellen Hörigkeit geltend macht, wo der eine Teil ein Spielball in der Hand des andern ist, der willenlos jeder Eingebung folgt, die ihm von jener Seite gegeben wird. So sagt die Gabrielle Bompard in dem Mordprozesse d'Eyrand alles aus, was dieser will, und diese dämonische Gewalt der Faszination wird nur durch die Trennung aufgehoben.

Die Frauenärzte wissen uns von eingebildeten Schwangerschaften bei verheirateten Frauen zu erzählen, die sich ein Kind wünschen. Bei ihnen kann der lebhafte Wunsch, die Autosuggestion, so weit gehen, daß sie die Kindesbewegungen fühlen, alle sub-

jektiven Zeichen der Schwangerschaft vorhanden sind und es sogar bis zu Wehen kommt, und diese Erscheinungen schwinden erst dann, wenn es gelingt, den Frauen die Überzeugung beizubringen, daß sie sich in ihren Erwartungen getäuscht haben.

So stoßen wir überall auf die gewaltige Macht der Vorstellung, und die Versuchung liegt nur zu nahe, uns diese Macht für unsere Zwecke dienstbar zu machen. Und sicherlich würden alle Einwendungen gegen die Anwendung der Hypnose belanglos sein, wenn durch sie wirkliche Heilerfolge zu erzielen wären, die man auf andere Weise nicht erreichen kann. Der große Arzt muß auch ein großer Künstler sein, und er muß jedes Heilmittel anwenden, von dem er sich Heilung verspricht. Der Beschränkte sucht seine Heilmittel lediglich im Kräutertopfe des Apothekers, der Begabtere wird auch darüber hinausgehen, und es ist ein Hauptverdienst der neuen Anschauungsweise, den Anteil der psychischen Wirkung an den Heilmethoden festgestellt zu haben. Daß dieses Wirken erst dort seine Grenzen findet, wo die Wirkung der Vorstellungen auf den Körper aufhört, wurde schon früher hervorgehoben. Es ist dies ein Gebiet, auf dem wir noch täglich neue Erfahrungen machen und nicht zum wenigsten die für uns etwas beschämende, daß uns gerade hier der Pfuscher zuweilen überlegen ist. Zum Erfolge gehört hier, daß der Kranke an die Überlegenheit des Arztes glaubt, und dieser Glaube wird ihm durch den Scharlatan oft in einer Form beigebracht, in der wir ihm nicht gut folgen können. Nicht jedem ist es gegeben, dort die Miene der felsenfesten Überzeugung anzunehmen, wo er selbst noch Zweifel hegt. Daher waren auch die früheren Zeiten geeigneter, wo der Glaube ein festerer, gewaltigerer und das Wissen geringer war. Wer Wunder will, der stärke seinen Glauben, und die heilende Wirkung des Gebetes beruht auf der Autosuggestion des Glaubens. Der Glaube erregt die Zentren der Perzeption derart, daß sie jede Versicherung ohne Widerspruch und Nachdenken aufnehmen. Er kann zum idealsten Heilmittel werden und dort noch Heilung bewirken, wo alles andere versagt. Die Ausübung der Medizin in den Tempeln des Aesculap war reine Suggestion. Dabei sind sich die Sanktuarien und die äußeren Bedingungen des Wunders im Laufe der Jahrtausende fast gleich, und selbst die Art und Weise der Inszenierung an den Wallfahrtsorten ist überall und zu allen Zeiten so ziemlich dieselbe geblieben. Nur das Bild des heilenden Gottes hat gewechselt, und die Wundertäter, die früher Simon Magus hießen, nennen sich heute Kneipp.

Dagegen hat man sich bemüht, für die therapeutischen Wunder eine wissenschaftliche Erklärung zu finden, und ihre Gesetze werden uns nach und nach bekannt. Es gilt die Elemente des Wunders zu studieren, und das hat unter anderen Charcot getan.

Vor allem kommen hier zwei Bedingungen in Betracht, einmal die individuelle geistige Verfassung des Kranken und dann die besondere Art der Erkrankung. Nur so weit, wie der Geist eine Einwirkung auf den Körper ausübt, wird sich seine Macht erstrecken, darüber hinaus muß selbst das Wunder versagen, es kann wohl eine Lähmung heilen, aber keine amputierten Glieder ersetzen.

Wie schon mehrfach erwähnt, stellt die Hysterie den größten Teil der Heilungen. Der Hysterische ist krank, weil sein Vorstellen und Wollen nach gewissen Richtungen hin beeinflußt ist, und er würde genesen, wenn diese Vorstellungen in andere und gesundere Bahnen abgelenkt werden. Aber selbst Bernheim muß zugeben, daß das psychische Organ gesund sein müsse, wenn anders die Psychotherapie es wirksam beeinflussen soll. Der Kranke muß von dem Krankhaften seines Zustandes überzeugt sein und den lebhaften Wunsch hegen, zu genesen. Damit scheidet das große Heer aller eigentlichen Geisteskranken aus, und es sind ausschließlich die sogenannten funktionellen Neurosen, die hier in Betracht kommen. Allerdings ist ihre Zahl eine nicht geringe, wie dies die Zahl und Frequenz der Wunderorte beweist. Auch tritt in ihnen die Heilkraft des Glaubens nicht mit einem Schlage ein, und ich möchte hier am liebsten auf die unvergleichliche Schilderung verweisen, die uns Zola von Lourdes und dem dortigen Treiben entworfen hat. Der Kranke hat von den Wundern gehört und immer wieder davon gesprochen. Seine Hoffnung wächst und seine Sehnsucht steigert sich; endlich naht sich der Tag der Erfüllung. Auf der langen Reise wird an nichts anderes gedacht, von nichts anderem gesprochen, und in dem beständigen Gebete steigert sich der Wunsch zur vollen Exaltation. Übermüdung, mangelnde Nachtruhe und Ernährung vermehren die Suggestibilität, die Einrichtungen des Kultus, Fahnen, Lichter, Musik und Weihrauch tun den Rest, und der Kranke ist geheilt. Allerdings gilt dies nur von den Symptomen und nicht von der Erkrankung selbst, aber an Wunderorten nimmt man es mit der Untersuchung bekanntlich nicht so genau, und wo Charcot derartige Genesene hinterher einer Untersuchung unterzog, fand er wohl eine Besserung der hysteri-

schen Kontrakturen, auch war die Rigidität verschwunden, dagegen gelang es ihm, Störungen der Sensibilität und eine Steigerung der Sehnenreflexe nachzuweisen, und solange dies der Fall ist, sind Rückfälle zu befürchten.

Was uns diese Wunderorte lehren, ist der nicht zu bezweifelnde Einfluß des Geistes auf den Körper, der stark genug ist, um Krankheiten zu heilen. Insofern haben sie mit den verschwundenen Wunderhöfen des Mittelalters eine gewisse Ähnlichkeit, als sie Lahme gehend und Blinde sehend machen, und sie werden uns noch manches Wunder bescheren, wie dies jene für ihre Zeit getan haben.

Eine kurze Erwähnung mag der Spiritismus finden, um so mehr, als er eine nicht ganz gering zu veranschlagende Ursache wirklicher Geistesstörungen abgibt. Allerdings drängt sich allerhand hysterisches und degeneriertes Volk mit Vorliebe an ihn heran, der dem tiefgewurzelten Bedürfnisse der menschlichen Natur nach übersinnlichen und mystischen Beziehungen entgegenkommt, und dies um so mehr, je mehr der religiöse Glaube versagt. Geibel sagt mit Recht:

„Glaube, dem die Tür versagt,
Steigt als Aberglaub' durchs Fenster,
Wenn die Götter ihr verjagt,
Kommen die Gespenster."

Diesem Hange nun trägt der Spiritismus Rechnung und biegt mehr und mehr in die Bahn der religiösen Sektierer ein. An und für sich noch keine eigentliche Psychose, kann er für alle neuropathischen Personen eine wirkliche Gefahr bilden, und seine Beurteilung wird daher die jeder anderen religiösen dogmatischen Auffassung sein, mit der er die bekannten Mängel jeder einseitigen Anschauung teilt, den Mangel an Kritik, den Fanatismus und vieles andere mehr.

Das Genie.

Über die Verwandtschaft von Genie und Geistesstörung sind ganze Büchereien geschrieben worden und Leute, die insofern etwas davon wissen könnten, als sie selber Genies waren, haben sich so entschieden dafür ausgesprochen, daß doch wohl etwas daran sein muß.

Bei Seneca findet sich ein Ausspruch des Aristoteles, und Plato äußert sich im Phaedrus in gleicher Weise. Ohne einen gewissen Wahnsinn könne kein echter Dichter sein und das Delirium sei eine große Wohltat von oben, denn im Delirium hätten die Prophetinnen Delphis und Dodonas ihren Mitbürgern unschätzbare Dienste geleistet. Wir werden daher diese gutachtlichen Äußerungen der Sachverständigen bis auf weiteres für richtig und jenen Ausspruch Lamartines für zutreffend halten: Cette maladie mentale, qu'on appelle génie. Aber was nennt man so, was und wer ist ein Genie?

Genie kommt von Ingenium und bedeutet soviel wie Genius, Schutzgeist, leitender Geist, dann aber auch darüber hinaus eine besondere Art der Begabung mit dem Begriffe des Dämonischen, ein Genius von ganz besonderer Kraft und Gewalt, der von besonderen, ihm vorzugsweise eigenen Ideen erfüllt und getrieben wird. So klar wir hierüber sind und so übereinstimmend wir mit dem Ausdrucke des Genies den Begriff der höchsten geistigen Befähigung verbinden werden, so schwierig gestalten sich die Verhältnisse, wenn wir versuchen in die Grundlagen des Begriffs einzudringen, und da müssen wir mit Beschämung eingestehen, daß wir trotz alledem, was darüber geschrieben ist, auch heute noch weit davon entfernt sind, einen für die Wissenschaft annehmbaren Begriff des Genies zu besitzen. Die Schwierigkeit der Begriffsbestimmung wird besonders anschaulich, wenn wir sie in das Licht eines bestimmten Beispiels rücken. Goethe, Schiller, Mozart und Beethoven wird doch wohl jeder für Genies halten, und doch wie schwer, wie unmöglich ist es, für sie dieselbe Gleichung zu finden, und der Versuch, den Begriff des Genies auf gleiche oder auch nur auf analoge psychische Eigenschaften zurückzuführen, muß als mißlungen aufgegeben werden, wenn auch bei allen die schöpferische Phantasie den gemeinsamen und unentbehrlichen Faktor bildet, ohne den weder ein genialer Dichter noch ein genialer Komponist gedacht werden kann. Aber schon bei den genialen Gelehrten würde diese Begriffsbestimmung nicht mehr passen und die reiche Phantasie, die den Dichter macht, würde sich bei den Naturforschern eher nachteilig erweisen. Wir sehen uns daher genötigt, der Genialität auf ihren verschiedenen Gebieten die verschiedenartigsten Bedingungen zugrunde zu legen, so daß wir mit dem Worte Genie einen bestimmten psychologischen Begriff überhaupt nicht verbinden und eine geeignete Definition dafür nicht geben können. Demgemäß würde es kein „ein“ Genie geben, sondern so viele Ge-

niearten, wie es verschiedene Talente gibt. Denn wie Möbius und auch wohl mit Recht hervorhebt, ist das Genie das schöpferische Talent und Talent eine Gabe, ein Vorzug und eine Fähigkeit, welche die große Masse nicht besitzt. Was dem gewöhnlichen Menschen schwer fällt, bewältigt spielend das Talent, was dem Talent unmöglich ist, bewältigt das Genie. Aber wo endet die Durchschnittsintelligenz, wo beginnt das Talent, wo hört es auf und wo fängt das Genie an? Für diese Forschungen nach dem Wesen des Genies und insbesondere nach dem des Talents, fehlt es uns noch an den nötigen Vorarbeiten, da sich das biographische Material, das wir dem Riesenfleiße Lombrosos verdanken, leider als meist unbrauchbar erwiesen hat.

Einen Versuch, dieses mangelnde Material zu schaffen, hat der französische Irrenarzt Toulouse in einer höchst sinnreichen Weise gemacht, indem er ein lebendes Genie einer systematischen und streng wissenschaftlichen Analyse unterzog. Allerdings hatte auch er zunächst mit den Schwierigkeiten der Auswahl und der Entscheidung zu rechnen, wen er zu seinem Modelle nehmen solle. Er entschied sich für die Majorität und gab dem die Palme, dessen Name am meisten im Munde des Publikums war, und das war zu jener Zeit Zola. Zola hatte die Aufopferung, sich Toulouse und seinen 20 Hilfsarbeitern während eines vollen Jahres täglich 2 Stunden zu biologischen und psychologischen Untersuchungen aller Art zur Verfügung zu stellen. Alles wird gemessen, festgestellt, erörtert und zu einem Gesamtbilde zusammengefügt. Toulouses Buch: Enquête méd. psych. sur les rapports de la supériorité intellectuelle avec la neuropathie. Introduction générale. Emil Zola. Par Edouard Toulouse, Paris 1896 sollte den Beginn einer langen Reihe von Untersuchungen auf dem Wege der wissenschaftlichen Methode bilden, da die wissenschaftlich nachgewiesene Tatsache dem historischen Raisonnement unedlich überlegen ist, ist aber, soviel ich weiß, bisher ohne Folge geblieben. Weshalb? Ob Toulouse kein zweites Genie gefunden hat, oder aber, was wohl wahrscheinlicher ist, sich kein anderer der wenig lockenden Aufgabe unterziehen wollte, bei lebendigem Leibe seziert zu werden, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls liegt in dieser Vivisektion ein großer Fehler der Methode. Das betreffende nicht anonyme Schlachtopfer wird seine geheimsten Mängel, körperliche wie geistige, schwerlich der Kritik des großen Publikums anheimgeben, und vieles und

zumal das Wesentlichste wird dadurch nicht zur Verhandlung kommen.

Die Ergebnisse der langen und mühevollen Untersuchung waren der Verwandtschaft von Genie und Geistesstörung nicht gerade günstig. Zola ist kein Genie im Sinne des Schöpferischen, Unbewußten. Er ist ein Charakter aus einem Guß, der Nutzen ist ihm alles. Toulouse hat trotz mancher Abnormitäten kaum je einen Normalen gesehen, der sich eines ähnlichen geistigen Gleichgewichtes erfreute. Es fehlt ihm die Phantasie, dagegen besteht er ganz und gar aus Gesundheit, Festigkeit und Gleichgewicht.

Ich übergehe die Versuche, die man auf dem Wege der Gehirnanatomie gemacht hat, um zu einem Verständnisse des Genies zu kommen, da sie bisher trotz Gall, Flechsig, Moebius u. a. zu keinem einwandfreien Ergebnisse geführt haben, um mich lediglich auf den biologischen Weg zu beschränken. Nicht der ist ein Genie, der vieles weiß, sondern der, welcher etwas zu machen versteht. Das Schaffen macht das Genie, und zwar ist sein Schaffen ein unwiderstehliches, es ist zwingend und treibend. Das Genie muß Neues schaffen, ohne Neuerung kein Genie, und daher die Notwendigkeit der Originalität. Das Genie ist ein Original!

Der große Künstler ahmt die Natur nicht nur nach, er schafft auch aus seinem Innern heraus, und da er im Einzelnen stets das Allgemeine sieht, wird er das Unvollkommene der Natur ergänzen und das Unzulängliche vollenden. So umfaßt er die Idee des Dinges, das Ideal, und das Genie ist ein Idealist. In diesem Drange nach dem Ungewohnten und Fernliegenden wird er sich ohne Scheu über Hindernisse hinwegsetzen und keine Rücksicht auf Zweifel nehmen, die sich dem ruhig Denkenden entgegenstellen. Wie Luther faßt er in bewegter Zeit den keimenden Gedanken fest und trägt ihn voran, und dabei ist dieser Gedanke oft losgelöst vom Willen, frei und ungebunden, weil unbewußt und inspiriert, und das Genie ist eine Inspiration.

Das ist die Stunde der Weihe, das Freiwerden des Genius, wo das Dichten und Schaffen zu einer elementaren Gewalt, zu einem unwiderstehlichen Drange wird. Goethe sagt von seinem Werther: „Da ich das Werkchem ziemlich unbewußt, einem Nachtwandler gleich geschrieben habe, so verwunderte ich mich selbst darüber, als ich es durchging. Rousseau (Confessions) findet auf dem Wege nach Vincennes im Mercure de France die Preisaufgabe: „ob der Fortschritt der Wissenschaften und Künste dazu beigetragen habe,

die Sitten zu verderben oder zu reinigen." Da kommt es plötzlich mit Macht über ihn. Sein Geist ist von tausend Lichtern geblendet, die Gedanken stürmen ihm zu, und wenn er nur ein Viertel davon hätte schreiben können, mit welcher Kraft würde er alles geschildert haben.

Grillparzer schreibt seine „Ahnfrau" in plötzlicher Erleuchtung und Ada Negri, die Dichterin des Schmerzes und des Kampfes der Enterbten, sagt von ihrem Dichten: Es ist mir, als ob mir einer alles, was ich schreibe diktiere, und mir die Gedanken von selbst in die Feder liefen.

Verbindet sich mit der Originalität des Findens und Schaffenstriebes eine harmonische Ausbildung aller geistigen und körperlichen Kräfte, dann kann es zur höchsten Entwicklung des Geistes kommen, zu dem Universalgenie. Aber was zur Zeit der Renaissance allenfalls möglich war, ist es in unseren Tagen nicht mehr, und das moderne Genie erwächst nur durch den Preis der Einseitigkeit. Dort, in der freien Anschauung der Renaissance und der relativen Einfachheit und Einheitlichkeit der Aufgaben der Kunst, konnte ein einziger die Kenntnisse der verschiedenartigsten Techniken in sich vereinigen, und Leon Battista Alberti (1404-72) und Leonardo da Vinci Schriftsteller, Maler, Baumeister und Techniker zugleich sein. Das ist heutzutage nicht mehr möglich; nur noch in der Beschränkung kann sich der Meister zeigen, und mit dieser Bedingtheit der einseitigen Entwicklung betreten wir das Gebiet, wo auch das Genie sterblich wird. Indem sich die ganze Kraft der Seele auf einen bestimmten Punkt vereinigt, werden andere Formen des Daseins vernachlässigt und außer acht gelassen. Auf diese Weise kann das Original zum Sonderlinge werden, wie es Newton, Swift und unzählige andere gewesen sind, und das Interesse für ganze und wichtige Lebenskreise tritt dem einzigen gegenüber zurück. Das Genie wird unpraktisch, weil sein Schaffen nicht im Dienste des Nutzens, weil es unnütz ist, und in der Tat gehört unnütz zu sein zum Charakter der Werke des Genies, es ist ihr Adelsbrief und in dem objektiven Interesse, das es dem Leben widmet, bleibt das Genie zeitlebens ein Kind.

Nicht selten ist die Gefahr in der Natur der genialen Veranlagung selbst gelegen. So treibt der innere Drang das Genie zu neuem Schaffen, aber auch zur Unbefriedigung und zum Mißbehagen mit dem Bestehenden. Das Genie schafft den Ruhm, aber es stört die Daseinsfreude, und selbst ein Meister der Lebenskunst

wie Goethe muß zugestehen, in seinem ganzen Leben keine vier Wochen eigentlichen Behagens gehabt zu haben. Das Genie hat ein heiliges, aber doch unseliges Geschenk erhalten, es strebt nach dem höchsten, wie Kleist, und muß wie er an der inneren Unzufriedenheit und Zerrissenheit zugrunde gehen. Die innere Qual des Genialen ist der Mutterschoß unendlicher Werke, die nur zu oft mit dem eigenen Leben bezahlt werden. So kann es ein Unglück sein, ein Genie zu sein. Shakespeare hat dies in der Verkörperung seiner eigenen Genialität in seinem Hamlet ausgeführt. Bei gewaltiger Kraft des Geistes ist die geniale Anlage durch die Verhältnisse in ihrer Entwicklung gehemmt. Hamlet muß vorzeitig und gegen seinen Wunsch von Wittenberg zurück und wird dadurch in seiner Vollendung gestört. Er sieht das Große und verzehrt sich in der Sehnsucht nach der Ausführung seiner Pläne, um dann in tatenlosem Schwanken vor seinen eigenen Gedanken zurückzuschrecken, bis ihn das Geschick ereilt.

Mit am schärfsten tritt uns dieses Mißverhältnis bei Kleist entgegen. Bei aller gewaltigen Kraft war ihm die ruhig waltende Meisterschaft versagt; er ist gewaltsam und oft geschmacklos, aber nie flach. In der Penthesilea schildert er sein eigenes Ringen, seinen Kampf um das Ideal, seine Niederlage und seine Verzweiflung. Dem Stärksten will er „den Kranz vom Kopfe reißen und begreifen muß ich, daß ich verlor.“ Goethe, dessen innere Harmonie in grellem Widerspruche zu Kleist stand, äußert sich über ihn: „Mir erregte er bei dem reinsten Vorsatze einer aufrichtigen Teilnahme immer Schaudern und Abscheu, wie ein von der Natur schön intentionierter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre.“ Aber wie Tieck mit Recht über die Penthesilea sagt, könnte bei allem, was sich diesem Werke mit Recht vorwerfen ließe, seine Armut noch manchen der neueren Dichter reich machen. War er krank, so war er doch ein kranker Riese, er wollte es den Größten seiner Zeit vortun, und da hierzu seine Kraft nicht ausreichte, ging er unter in Selbstmord und Verzweiflung.

Bei alledem muß so manches Genie der Anerkennung seiner Zeitgenossen entbehren. Nach einem Ausspruche Schopenhauers werden die Genies wie die Feigen und Datteln mehr in trockenem als in frischem Zustande genossen, und Stendhal prophezeite, daß er erst in 50 Jahren gewürdigt werde. Selbst die göttliche Gabe der Phantasie kann sich als ein Danaergeschenk entpuppen, wenn sich ihre Gebilde zur Stärke eines sinnlichen Eindrucks ver-

dichten. So sieht, riecht und fühlt Zola seine Erinnerungen, und Balzac, der keinen Sou sein Eigen nannte, spricht eines Tages mit Enthusiasmus von einem Schimmel, den er Sandeau schenken will. Einige Tage nachher erkundigte er sich allen Ernstes bei Sandeau, was der Schimmel mache. Gustav Flaubert sagt darüber: die Gestalten meiner Einbildungskraft affizieren mich, oder vielmehr ich bin es, der in ihnen lebt. Als ich beschrieb, wie Emma Bovary vergiftet wird, hatte ich einen so deutlichen Arsenikgeschmack auf der Zunge, war ich selbst so richtig vergiftet, daß ich coup sur coup zwei Indigestionen akquirierte, zwei sehr reelle Indigestionen, denn ich habe ein ganzes Diner wieder von mir gegeben. Der bekannte Dämon, der spiritus familiaris des Sokrates, war ein solches Gebilde der Phantasie. Zwar wissen wir darüber nur das, was uns Xenophon und Platon darüber mitteilen, und beide geben nur ihre eigene Ansicht, nicht die des Sokrates, und beide sind in ihrer Ansicht nicht einig. Sokrates nennt seinen Daimonion „eine innere Stimme, das gewohnte Zeichen", das ihm den Willen der Götter offenbare. Als Kind seiner Zeit dünkte ihm seine innere geniale Kraft der Kombination, sein ihm selber als unnatürlich erscheinendes Wissen eine höhere Offenbarung, etwas Göttliches, und er weist seinen Richtern gegenüber ausdrücklich auf seinen Dämon hin als einen Beweis, daß er an Götter glaube. Eine ähnliche Rolle, wie der Dämon des Sokrates, spielt in dem Leben Blaise Pascals sein Amulett. Pascal litt wie Byron an einer Kinderlähmung und war wie dieser ein Genie. Mit 12 Jahren erfindet er auf eigene Faust die Geometrie, schreibt mit 15 Jahren eine Abhandlung über Kegelschnitte und hat mit 24 Jahren fast den ganzen Kreis des menschlichen Wissens durchforscht. Er war Geometer, Physiker, Philosoph, Moralist, Prosateur, und seine Lettres Provinciales, ein Meisterwerk, ist in mehr als 60 Auflagen erschienen. Mit 20 Jahren geriet er bei einer Wagenfahrt durch das Durchgehen der Pferde in Lebensgefahr, und 4 Wochen später hatte er Visionen, die er niederschrieb und bis zu seinem Tode in seinem Kamisol eingenäht bei sich trug. Dieses Amulett sollte ihn fernerhin in Zweifeln stärken und schützen, und er gewann hierdurch Mut im Ertragen seiner Leiden. In Wirklichkeit erwies es sich als ein konfuses Nebeneinander relegiöser Phrasen und Bibelstellen, die er auf ein Pergament geschrieben hatte. Pascal war Mystiker und Jansenist, und seine Krankheit hinderte ihn, sein volles Genie zu entwickeln. Voltaire nennt seine Pensées, die 1670, 8 Jahre nach seinem Tode,

herausgegeben waren: Aegri somnia. Von Pascal stammt auch der bekannte Ausspruch, daß der größte Geist der Torheit ebenso angeklagt werde, wie der größte Tor, und daß es aus der Menschheit heraustreten hieße, wolle man aus der Mittelmäßigkeit heraustreten. Und in der Tat bildet das Genie, indem es aus dem Rahmen des Gewöhnlichen heraustritt, eine Ausnahme. Es steht als die auf das höchste gesteigerte Geistestätigkeit an oder sogar auf der Grenze zwischen dem Normalen und Abnormen und muß somit mit der Geisteskrankheit manche Berührungspunkte haben. Aber Daseinsformen können ähnlich sein, ohne jemals ineinander überzugehen, und es wäre ein logischer Fehler, in jeder Abweichung von der Norm eine Entartung zu sehen. Man wird dies bei der Betrachtung der Analogien wohl zu beherzigen haben, die man zum Beweise einer Verwandtschaft beider Zustände zusammengetragen hat (Lombroso); und das Irresein als die Berufsneurose der Genies zu bezeichnen und zu behaupten, daß, wie die Scherenschleifer an der Auszehrung sterben und die Schmiede schlechte Augen bekommen, jede geistige Beschäftigung leicht die Wirkung habe, irgend ein geistiges Gebrechen hervorzurufen, hieße doch etwas zu weit gehen. Wenn aber heutzutage Verrücktheit von vielen für Genialität gehalten wird, und nicht zum wenigsten von den Betreffenden selber, so werden wir in das Öl dieses Enthusiasmus etwas Wasser durch die Erwägung träufeln, daß vorläufig noch das Genie den höchsten Grad der Steigerung des Denkens bildet, das Irresein aber das Ergebnis einer krankhaften Störung des Gehirns ist. Ganz gewiß schützt auch das Genie nicht vor Geisteskrankheit, wie auch ein genialer Mensch an Blinddarmentzündung erkranken kann. Von hier aber bis zur Aufstellung einer Abhängigkeit ist noch ein weiter Schritt, den mitzutun ich mich vorläufig nicht entschließen kann, so groß die Zugeständnisse sein mögen, die wir nach anderer Seite zu machen bereit sind.

Zunächst wäre hier auf den Mangel an einer harmonischen Ausbildung des Genies nach der Seite der Moral hinzuweisen, ein Mißverhältnis, das sich unter Umständen zu einem grellen Widerspruche steigern kann. In diesem Punkte sind die genialen Menschenkinder denselben Gesetzen unterworfen, wie wir anderen nicht genialen. Wir handeln nicht alle nach Logik und Verstand, sondern nach dem Gefühl, und dieses Gefühl ist bei den Einzelnen sehr verschieden entwickelt. Wir finden hier alle Schattierungen vertreten, von der ausgiebigsten Entwicklung der altruistischen Empfindungen, der

alles umfassenden Liebe und ihrer Betätigung, bis zur Schreckensherrschaft des Egoismus. „Wenn jeder Mensch alle Menschen liebte, so besäße jeder einzelne die Welt. Egoismus aber ist die größte Armut eines erschaffenen Wesens.“ Und von diesem Schillerschen Enthusiasmus bis zu der Verherrlichung des Egoismus, wie ihn Max Stirner und Nietzsche gepredigt haben, von den idealen Menschenfreunden bis zur blonden Bestie ist ein weiter Schritt. Daß sich diese Verherrlichung des Egoismus im Grunde in einen Gegensatz zur Genialität stellt, und daß die Vorkämpfer diesen Gegensatz verkannt haben, darin liegt neben der unbestreitbaren Anziehungskraft, die sie auf alle unklaren Köpfe ausüben, der Grundfehler und der Todeskeim ihres Lebenswerkes. Durch diese Anschauung kommt es zu jenen Auswüchsen der Kunst, da ihm auch Kunst nur das bedeutet, was dem Autor beliebt, wozu er die Macht hat, es zu leisten, gleichgültig ob dieses Können die anderen angenehm berührt oder nicht. Er begreift einfach nicht, wie man zugunsten des Allgemeinen der eigenen Willkür Schranken anlegen soll, und das ist borniert. Im übrigen begegnen wir dem Übermenschen schon bei Goethe in seiner Zueignung zum Faust. Die Übermenschen des Altertums, die Titanen, lehnen sich gegen das Bestehende auf und gehen an der Sünde zugrunde, die sie damit an dem Fortschritte des Altruismus begingen. An dem Übermenschen Napoleon krankt Frankreich noch heute, und der Übermensch unserer Tage würde bei einer praktischen Betägigung seiner Ideen so wenig in das gesellschaftliche Milieu der Gegenwart passen, daß man ihn voraussichtlich kurzerhand der Irrenanstalt überweisen würde. Mirabeau besaß nur die Autorität des Genies, nicht die eines sittlichen Charakters, und bei diesem Zwiespalte wäre er unzweifelhaft politisch zugrunde gegangen, und Lord Rosebery schließt sein vortreffliches Werk: Napoleon the last Phase (London 1900) mit den Worten: War er ein großer Mann? Die Frage verlangt, so einfach sie ist, eine Definition. Wenn man unter „groß“ die Verbindung moralischer Eigenschaften mit intellektuellen versteht, dann war er sicherlich nicht groß. Und doch ist kein Zweifel, daß er groß war in dem Sinne von außergewöhnlich und erhaben. Wenn Größe natürliche Gewalt, geistiges Übergewicht: etwas über das Menschliche Hinausgehendes bedeutet, dann war Napoleon unbestreitbar groß. Außer jenem undefinierbaren Funken, den wir Genie nennen, stellt er eine Verbindung dar von Intellekt und Energie, die vielleicht nie erreicht,

ganz gewiß aber nie übertroffen wurde. Er schob die menschliche Befähigung zu dem weitesten Punkte vor, von dem wir noch eine genaue Kenntnis besitzen. Alexander ist ein weit entlegenes Wunder, zu entlegen für eine genaue Vergleichung. Für Cäsar gilt der gleiche Einwand, und Homer und Shakespeare sind unpersönliche Namen.

Zudem bedürfen wir zur Vergleichung Männer der Aktion und von praktischer Begabung, und von allen diesen Großen wissen wir zu wenig. Napoleon dagegen lebte unter dem modernen Mikroskope. Je schärfer man ihn darunter betrachtet, um so weiter dehnen sich die Grenzen des menschlichen Verständnisses und der menschlichen Möglichkeiten aus. Erst nachdem er erschienen, war es möglich, sich einen Begriff zu machen von einer so staunenswerten Verbindung militärischer und ziviler Begabung, von einem derartigen Erfassen der Grenzen, verbunden mit einer gleichen Kenntnis der Einzelheiten und einer gleich wunderbaren Lebenskraft an Körper und Geist. Er zieht die Geschichte zusammen, sagt Madame d'Houdetot, und dehnt die Einbildungskraft aus. Und Lord Dudley: „Er hat einen Zweifel ausgegossen über jeden früheren Ruhm und jede spätere Berühmtheit unmöglich gemacht." Das ist übertrieben, enthält aber eine Spur von Wahrheit. Kein Name stellt so voll und offenkundig Herrschaft, Glanz und Zusammenbruch dar. Er erhöhte sich selbst durch den Gebrauch, und er zerstörte sich selbst durch den Mißbrauch übermenschlicher Fähigkeiten. Er ging zugrunde durch die Überschwenglichkeit seines Genies. Keine geringeren Gewalten, als die, welche sein Emporkommen ermöglicht hatten, konnten seinen Fall herbeiführen.

Wie überall, so folgt auch die Genialität dem Wege der systematischen Entwicklung vom Niederen zum Höheren. Gewiß ist der Einfluß der Erblichkeit ein gewaltiger, und die Stammbäume genialer Menschen lassen uns unter den Ahnen die Keime erkennen, aus denen sich die Genialität der Enkel entwickelte. Aber andererseits dürfen wir ihren Einfluß auch nicht überschätzen. Nicht das, was man ererbte, sondern das, was man hinzutat, machte das Genie, und hier gilt das Goethesche Wort „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen." Ererbt werden die anatomischen Grundlagen, der individuelle Stoffwechsel des Nervensystems, die größere oder geringere Entwicklung der Anspruchsfähigkeit des Gefäßsystems, die wahrscheinlich den Affekten und Temperamenten zugrunde liegt, sie sind angeboren und können

sich weiter forterben. Diese eventuell günstige Anlage zum Genie ist aber doch nicht das Genie selbst, das sich erst im Leben durch Taten und Werke betätigen muß. Findet es alsdann keine Nahrung in den Zeitverhältnissen, wie in stagnierenden Zeiten, dann kann es unbemerkt untergehen, und die Zahl der embryonal gebliebenen Anlagen ist vermutlich eine größere als die der zur Reife gelangten.

Aber auch nicht das Milieu allein macht das Genie. Das Genie ist denn doch etwas anderes, als ein durch Veranlagung und Anpassung beeinflußtes Produkt des Zeitgeistes. Nur die Wechselwirkung von Zeitgeist und Individualität, nicht das Milieu allein, bedingt die Entwicklung des Menschengeschlechtes, und bei aller Wertschätzung der inneren und äußeren Umstände (Erblichkeit und Milieu) bleibt doch noch ein gewaltiges Etwas übrig, das durch die Persönlichkeit ausgefüllt werden muß. Auf dem heidnischen Sumpfboden der sinnenfrohen Renaissance keimte die sittliche Reinheit der Madonnen Raphaels, und die Einigung Deutschlands ist Bismarcks eigenstes Werk, nicht das von Vater und Mutter und auch nicht durch das Milieu geworden, sondern trotz ihm geschaffen. Hierzu bedarf es der Arbeit und Geduld. Leonardo da Vinci, Michelangelo, Raphael und tutti quanti haben gearbeitet und schwer um die Vollendung gerungen, und wie Buffon bemerkt, ist das Genie une longue patience. Gewiß kann die Erziehung wohl einen Bären zum Tanzen bringen, sie kann aber kein Genie schaffen, und doch haben Goethe und Schopenhauer recht, wenn sie auf die Notwendigkeit der Arbeit hinweisen. Goethe sagt: Wir müssen alle empfangen und lernen sowohl von denen, die vor uns waren, als von denen, die mit uns sind. Selbst das größte Genie würde nicht weit kommen, wenn es alles seinem eigenen Innern verdanken wollte. Und Schopenhauer spricht sich in ähnlichem Sinne aus: „Der Künstler läßt uns durch seine Augen in die Welt blicken. Daß er diese Augen hat, daß er das Wesentliche, außer allen Relationen Liegende der Dinge erkennt, ist die Sache des Genies, des Angeborenen. Daß er imstande ist, auch uns diese Gaben zu leihen, uns seine Augen aufzusetzen, das ist das Erworbene, das Technische der Kunst."

Das Verkennen dieser Notwendigkeit und die Vorstellung, mit der genialen Anlage die Welt erobern zu können, bringt manches Genie in seiner Entwicklung zum Scheitern, macht es zum verbummelten Genie, und das um so rascher, wenn sich damit andere Schädlichkeiten verbinden. Murger, der geniale Verfasser der

Vie de Bohème, ist aus dieser Bohème zeitlebens nicht herausgekommen, und Grabbe, Lenz, E. A. Poe und unzählige andere zahlten ihrem Hange nach dem Genusse geistiger Getränke an Geist und Körper den unvermeidlichen Tribut. Bei Alfred de Musset war es der Absinth, bei E. Th. A. Hoffmann der Rotwein, der ihnen verhängnisvoll wurde, und de Quincey hat in seinen Bekenntnissen eines Opiumessers die ergreifendste Schilderung seiner Leidenschaft hinterlassen.

Es führt uns dies in natürlichem Übergange zu den geisteskranken Genies. Daß Genialität nicht vor Geisteskrankheit schützt und auch ein Genie erkranken könne, darauf habe ich schon hingewiesen. Aber den Genies, die geisteskrank waren, stehen weit mehr und größere gegenüber, die keine Spur von Geisteskrankheit haben. Von den bedeutendsten Genies gilt mit aller Bestimmtheit, daß sie nicht geisteskrank waren, und wo sich wirklich eine Geisteskrankheit nachweisen läßt, da war auch die schöpferische Begabung beeinträchtigt (Coleridge, de Quincey u. a.). Große Taten und Erscheinungen in Kunst und Wissenschaft sind bisher nie von notorisch Geisteskranken ausgegangen.

Der erste Direktor der längst aufgehobenen Irrenanstalt Siegburg, Jakobi, hat bei 200 maniakalischen Kranken das intellektuelle Vermögen geprüft, da man zu seiner Zeit der Ansicht war, daß in der Manie ein größeres Maß von geistiger und körperlicher Kraft zur Entfaltung komme. Das Ergebnis seiner Untersuchung war, daß er höchstens bei 80 das geistige Vermögen mit dem Prädikate „gut“ bezeichnen konnte. Das scheinbare Mehr an geistiger Tätigkeit läuft in Wirklichkeit nur darauf hinaus, daß der Vorstellungsablauf bei Manischen nicht wie bei den Gesunden durch eine Gesamtvorstellung beherrscht wird, die zurzeit nur eine bestimmte Richtung der Gedankenverknüpfung zuläßt und alle nebensächlichen Einfälle hemmt. Daher besteht bei der Manie kein Mehr von Ideen, sondern ein zielloses Denken. Die Manischen sind nicht ideenreicher, sondern tatsächlich ärmer, nicht stärker, sondern rücksichtsloser. Eine Gleichheit zwischen genialen und pathologischen Geistesprodukten besteht somit nicht. Bei den einen wohl geordnete, logisch zusammenhängende Gebilde, bei den anderen krankhafte Lockerung und ungeordnetes Durcheinander. Das Genie hat daher in seiner fertigen, abgeschlossenen Form nichts mit Geistesstörung zu tun, es enthält an sich nichts Krankhaftes, nichts Pathologisches, wohl aber kann dies in seinem Entstehen

und Werden der Fall sein und die geniale Anlage zur Ursache von Geisteskrankheit werden, wenn keine Harmonie besteht. Auch die Geistesheroen sind Menschen, die der menschlichen Schwäche ihren Zoll entrichten müssen. Steht dem genialen Drange eine entsprechende Hirnorganisation zur Seite, dann darf das Genie auf geistige Gesundheit hoffen, ist dies aber nicht der Fall, so sind bei der ruhelosen Tätigkeit Überreizung und Erschöpfung des Gehirns zu befürchten. Toulouse sieht auf Grund der bei der Untersuchung Zolas gewonnenen Erfahrung in Genie und Neuropathie nur verschiedene Ausdrucksweisen für beiden gemeinsame Bedingungen, in der Art, daß das neuropathische Temperament die geistige Tätigkeit am meisten begünstige und eben so zur Störung des Nervensystems führe. Das Genie kann daher sehr wohl ohne solche Störungen bestehen, wird aber ebensooft von ihnen begleitet. Aber weit entfernt, es in seiner Entwicklung zu fördern, legen sie sich wie ein Gewicht auf seine Fittiche und hemmen es in seinem Fluge. Und wenn wir dies für die Gegenwart zugeben, wenn wir, wie dies unter anderen Krafft-Ebing getan, in der Neurose eine Übergangskrankheit sehen, den zeitweiligen Ausdruck einer mangelnden Anpassung des Gehirns an den allzu raschen Fortschritt unserer Entwicklung, dann braucht das doch nicht für immer zu gelten. Jene mangelnde Anpassung wird und muß sich ausgleichen, und das Gehirn der Zukunft wird imstande sein, die ihm gestellten Aufgaben zu lösen. An sich ist das Genie, was es von jeher gewesen, ein Anlauf zur Entwicklung des Menschengeschlechtes, ein Fortschritt zu einem höheren Typus. Was in der Gegenwart noch das Außergewöhnliche, wird in der Zukunft das Normale, das Genie von heute der normale Mensch von morgen sein.

Vielleicht wäre an dieser Stelle ein näheres Eingehen auf einige Genies nicht ohne Interesse, um an der Hand des Beispiels zu erproben, ob und inwieweit sich die vorstehenden allgemeinen Regeln an dem Einzelnen bestätigen. Ich beginne mit Gérard de Nerval, um ihm Tasso, Rousseau, Comte und Nietzsche sowie den Opiumesser de Quincey und die Trinker Poe und Hoffmann folgen zu lassen.

Gérard de Nerval.

Am 25. Januar 1855 wird G. de Nerval in der Rue de la vieille lanterne, einer der verrufensten Gassen des damaligen Paris, erhängt gefunden. Er war ein Poet von Gottes Gnaden, ein Bewunderer und Übersetzer der deutschen Literatur (Goethe, Heine), der beste Freund, den Deutschland

jenseits der Vogesen je besessen. Dabei einer der besten und liebenswürdigsten Menschen, der es verstanden hatte, jahrelang literarischer Kritiker an einer der bedeutendsten Pariser Zeitungen zu sein, ohne sich einen Feind zu machen. Güte und vornehmer Sinn neben Wissen und Geist hatten ihm unter seinen Freunden, und wer war es nicht, die Bezeichnung eingetragen: le bon Gérard und Gautier sagt von ihm: Cette bonté rayonnant de lui comme d'un corps naturellement lumineux, on la voyait toujours et elle l'enveloppait d'une atmosphère spéciale.

Dabei war er so ziemlich das Gegenteil von dem, was der Engländer unter respectability versteht; von allen bürgerlichen Satzungen und Gebräuchen emanzipiert, ein Wanderpoet, der Bohémien par excellence, den Balzac mit einiger Übertreibung in seiner Novelle Un prince de Bohème zuerst porträtiert hat.

So ging er eines Tages im Palais royal mit einem Hummer am blauen Bande spazieren. Warum soll ich keinen Hummer spazieren führen, ist er lächerlicher als ein Hund, eine Katze oder ein anderes Tier? Ich habe nun einmal eine Liebhaberei für Hummern, die ruhig und ernst sind, die Geheimnisse des Meeres können nicht bellen, und die Leute auch nicht in die Waden beißen wie die Hunde, die Goethe nicht leiden konnte, der doch wahrhaftig nicht verrückt war.

Am 21. März 1841 kam er zuerst in eine Irrenanstalt, wo er bis zum 21. November 1841 blieb. Es scheint eine von Halluzinationen begleitete Erregung gewesen zu sein, und er ist seitdem noch verschiedene Male in Irrenanstalten gewesen, und da wir darüber genaue Zeitangaben besitzen, können wir feststellen, daß er seine besten Werke gerade in diesen Zuständen geschrieben hat, wo er auch allein die Gabe des poetischen Ausdruckes besaß.

Eine rechte Einsicht in diese kranke Zeit hat er wohl nie besessen. Er sagt darüber selbst, daß man ihm einreden wolle, daß er krank gewesen und jetzt genesen sei. Wenn er krank sei, dann gebe es keine Propheten und keine Söhne der Apokalypse, deren einer er sei. Von da ab hatte er „son double", ein normales Ich, sanft und heiter, und daneben einen mystischen Doppelgänger, der ihm seine Ideen eingab und ihn zu einem höheren Wesen erhob. Er war es, der ihn zum Geisteskranken machte und zum Selbstmord trieb, ihn aber auch zum Dichter erhob. Um diesen phantastischen Bruder war sein gesundes Ich stets besorgt, daß er nicht auffiel. Merkte er, daß er sich nicht mehr halten konnte, dann verschwand er, machte Fußtouren nach Deutschland. „Man hält mich in Deutschland nicht für verrückt." Eine seiner Ideen war, daß eine Frauenseele für ihn bestimmt sei, die sich in verschiedenen Personen verkörperte. Einmal war es eine Schauspielerin, die er mit seinen mystischen Vorstellungen so lange quälte, bis sie einen andern heiratete.

Ein andermal machte er eine Reise in den Orient und fand bei den Drusen in der Tochter eines Scheiks seine angebetete Dame. Er verlobt sich mit ihr, hebt aber später die Verlobung auf. Auch später traf er die mystische Dame hin und wieder: „Das ist sie". Er wurde immer sorgloser und verkommener in seinem Äußern, er gab keine 50 Fr. pro Monat aus, verkehrte in den untersten Kneipen, besaß nur ein Hemd, verbrachte die Nächte in den Markthallen und hatte keine Ruhe, bis er den letzten

Pfennig ausgegeben hatte, beging die sonderbarsten, unglaublichsten Dinge.

Und dabei blieb sein gesundes und wohlgeordnetes Ich bestehen und hatte sein Reich für sich, wo es weiter herrschte. Im Umgang mit andern behielt er sein Urteil und seine Liebenswürdigkeit, die ihm aller Herzen gewann.

Es bestehen zahllose Briefe von ihm, die in jener Zeit geschrieben, so klar und bestimmt wie möglich sind, und nie waren seine Artikel klarer und vom Publikum gesuchter.

Schon 1853 im Frühjahr wollte er sich das Leben nehmen. Er wurde verwirrt und kam in die Anstalt, dort schrieb er sein Meisterwerk „Sylvie", das in der Révue 15. August 1853 erschien. Am 26. August war G. so erregt, daß man ihn in die Privatanstalt des Dr. Blanche nach Passy brachte. Er delirierte und beobachtete trotzdem sein krankes „Ich" und schrieb „Die Treue und das Leben, Aurelia". Am 27. Mai 1854 wurde er entlassen. Doch am 8. August mußte er wieder nach Passy zurückgebracht werden. Er wiederholt, daß er nie krank gewesen sei und drängt auf seine Entlassung, ist am 19. Oktober frei, und nun beginnt der letzte Kampf zwischen den beiden „Ich". Er schreibt seine Memoiren, wo das gesunde Ich die Memoiren des kranken schreibt, mit sicherer Hand. Aber auf dem Manuskript sind allerhand kabbalistische Figuren gezeichnet. Es war kalt, 20. Januar 1855. Er hat nur einen dünnen Rock, verweigert aber einen Paletot, da er zwei Hemden anhabe und das halte warm. Er trug eine Kordel bei sich, die seiner Idee nach Mme. Maintenon als Gürtel getragen habe.

Er merkte, daß er immer tiefer der Gewalt des „Andern" unterstand und daß er dem Blödsinn zusteuere. Die Kordel war inzwischen zum Strumpfbande der Königin von Saba geworden und am 25. Januar abends bei 18° Kälte suchte er eine abgelegene Kneipe des niedersten Grades auf, wo er sich an jener Kordel erhängte.

Seinem Sarge folgte alles, was in Paris bekannt und berühmt war. Er war der Liebling aller gewesen, die ihn kannten und die ihn nicht retten konnten.

Die andern (Poe, Hoffmann, Quincey) waren Genies trotz ihrer Krankheit, G. war es durch sie, da er nur dann ein Dichter war, wenn er nicht ganz bei gesundem Verstande war, wenn er unter dem Diktate seines „mystischen Bruders" arbeitete.

Torquato Tasso.

Tasso stammt aus einer hochbegabten Familie, von der er die geniale Begabung, zugleich aber auch eine krankhafte Anlage mit auf den Weg bekommen hatte. Sein Vater war ruhelos und unstet, er selber von jeher von einer krankhaften Empfindlichkeit und Reizbarkeit, dabei unstet und leidenschaftlich.

Durch ein längeres Wechselfieber (quartana) kam er sehr herunter, und Sorgen um seine Gerusalemma liberata steigerten die angeborene Anlage zu allerhand melancholischen Vorstellungen, sein natürliches Mißtrauen

zu Verfolgungs- und Vergiftungsideen. Die Druckfehler in seinem Werke waren absichtlich hineingebracht, um ihn in seinem Ruhme zu schmälern; er glaubt sich der Häresie beschuldigt, und er durchzieht wie Rousseau ruhelos das Land.

Sieben Jahre muß er im Hospital Sta. Anna in Ferrara verweilen, er hat Sinnestäuschungen, glaubt sich behext u. a. m., und er hat uns in seinen Briefen eine Schilderung seines krankhaften Zustandes hinterlassen.

Zeitweise war er sehr heftig und gereizt, und ganz gesund ist er nie mehr geworden. Seine Intelligenz hat eigentlich nicht gelitten, wohl aber seine Produktionskraft, und an die Gerusalemma liberata reichte keines der späteren Werke heran.

Tasso starb 51 Jahre alt am 25. April 1595.

Jean Jacques Rousseau, 1712—1778.

(Vgl. Moebius und Hawker.)

Bei Rousseau bestand eine ausgesprochene erbliche Anlage, die sich schon früh in einer mangelhaft equilibrierten Geistestätigkeit bemerkbar machte.

Von jeher bestand bei ihm eine Unfähigkeit zum Lernen, alles war intuitiv, und er selber äußert sich darüber: „Die Ideen kommen nach ihrem Belieben; sie kommen gar nicht, oder sie kommen in solcher Menge, daß sie mich durch ihre Zahl und Lebendigkeit überwältigen.“ Es waren wirkliche Inspirationen, die ihn antrieben und seine Werke veranlaßten; ein Sklave seiner Leidenschaften blieb er Herr seines Geistes, und so wurde er zu einem Paradoxon und sein Leben zu einem Rätsel mit trauriger Lösung.

Seit 1766 war er unzweifelhaft geisteskrank. Grimm sagt von den Discours, die von 1773—1776 erschienen: Ohne Zweifel war Rousseau verrückt, als er dieses Werk schrieb; aber es scheint nicht minder gewiß, daß Rousseau der einzige Mensch auf der Welt war, der es schreiben konnte.

Rousseau war schon vom 23.—26. Jahre neurasthenisch gewesen und später, bis 1765, hatte ihn ein langjähriges Blasenleiden heruntergebracht und gequält.

1762 wird sein „Emile“ in Paris und Genf verkannt und der Pöbel durch Schmähschriften u. dgl. gegen ihn aufgehetzt.

Alles das war mehr, als der ohnehin psychopathisch veranlagte Mensch vertragen konnte, und so traten denn 1766 die ersten Verfolgungsideen auf, die sich zunächst gegen D. Hume richteten, da er sich zurzeit gerade in England befand. Seitdem ist er sie nicht mehr losgeworden. Sie hatten sich vielmehr schon um 1770 zu einem vollen System ausgebildet. Wände und Fußboden seines Zimmers waren eingerichtet, um jede seiner Handlungen, jedes seiner Worte auszuspionieren, überall war er von solchen Spionen umgeben, und er traute zuletzt nicht einmal mehr seiner Frau. Ohne Ruhe und Rast wanderte er, wie Tasso, von Land zu Land und überwarf sich mit seinen besten Freunden.

Und bei alledem war und blieb er ein großer Geist, und er schrieb wunderbare Leistungen, wie seine Confessions zu einer Zeit, wo er längst unter dem Zwange seiner Wahnideen stand.

Auguste Comte.

(George Dumas: La folie d'Auguste Comte.)

Im Jahre 1826 war Comte, geb. 19. Januar 1798, der Erfinder der Positiven Philosophie, erst 28 Jahre alt, und hatte schon Ruf.

1825 hatte er seine Maitresse geheiratet, Caroline Massin, eine eingetragene Dirne, die ihn oft verließ und zahllose andere Liebesverhältnisse unterhielt. Trotzdem muß er sie sehr geliebt haben.

26. März plante er eine Vorlesung über seine Neue Philosophie, von der er sich Großes versprach, und er las wirklich am 2. April vor Humboldt, Blainville u. a. Bei der vierten Vorlesung, 12. April, war alles zu Ende, Comte war geisteskrank.

Seine Mutter war etwas sonderbar, sonst keine Erblichkeit. Dagegen hatte er in der Zeit vor den Vorlesungen Tag und Nacht gearbeitet, und seine Frau hatte ihn zum ersten Male verlassen. Der Ausbruch kam urplötzlich, innerhalb weniger Tage, volle „Manie", und er wird in die Irrenanstalt zu Esquirol gebracht und mit Dusche, Aderlaß und Abführmitteln behandelt.

Er war in voller motorischer Unruhe, er will sich ins Wasser stürzen, um seiner Frau zu beweisen, daß er nicht untergehen werde, obwohl er nicht schwimmen könne. Daneben andere Größenwahnideen. Es war eine starke Hirnreizung und große Heftigkeit, worin er seine Wärter verletzt. Ende Mai kommt die Mutter, um ihn zu holen. Esquirol widersetzt sich. Sie will ihn entmündigen lassen, um die Vormundschaft zu erhalten. Endlich setzte die Familie es durch, daß er in seine Heimat kommen sollte (Montpellier) und seine Frau verlangte nur, daß ihr Mann vorher 14 Tage bei ihr verleben sollte.

Er verläßt die Anstalt 2. Dezember 1826 als nicht genesen.

Zu Hause veranlaßt die Mutter seine kirchliche Trauung mit seiner Frau am selben 2. Dezember. Comte unterzeichnet Brutus Bonaparte Comte.

Zuerst noch sehr erregt, schleudert er beim Essen das Messer auf seine Frau. Allmähliche Besserung unter der aufmerksamen Pflege seiner Frau, die sich hierin wenigstens als treue Gefährtin beweist.

Mitte Januar 1827 war er genesen von Manie, doch Mitte April macht er einen Selbstmordversuch durch Ertränken, geht dann Juli nach Hause. Erst August 1828 ist er als ganz genesen zu betrachten.

Aber erst 4. Januar 1829, drei Jahre nach seiner Erkrankung, nahm er seine Vorlesungen wieder auf.

Comte bildete sich auf Grund seiner persönlichen Erfahrung seine Ansichten von Geisteskrankheit, deren Wesen seiner Ansicht nach in der „Anpassung" liegt.

Das milieu social spielt darin die Hauptrolle, da sich jedes Wesen, um leben zu können, den äußeren Umständen anpassen muß, es muß bei Todesstrafe dem biologischen Gesetze der Anpassung gehorchen. Dasselbe gilt von unserm Verstande, der stets im Einklange mit dem Weltsystem stehen muß. Zu dem Zwecke müssen zu jeder Zeit die inneren Bilder schwächer sein als die entsprechenden äußeren Eindrücke. Die äußere Welt ist der Regulator unserer Gedanken, ohne ihn herrscht volle Anarchie. Das Irresein ist ein Bruch des Gleichgewichtes, ein Mangel der Anpassung.

Gleich wie der normale Geist gleichzeitig aktiv und passiv ist, d. h. die Eindrücke aufnimmt und verarbeitet, so auch der kranke Geist und je nachdem stumpfsinnig oder geisteskrank.

Nach Comte besteht bei der Manie die Störung darin, daß die Erinnerungen lebhafter werden wie die Empfindungen, und daß danach das Äußere den Gang des Inneren nicht mehr leiten kann, obwohl es fortfährt, es zu erwähnen und anzuregen.

Hierauf führt er alle Geistesstörungen zurück. Er geht weiter und behauptet, in diesem Mangel an Anpassung an das milieu social liege es, daß die Geistesstörung nur im Zusammenhange mit diesem milieu social betrachtet werden kann. Der Geisteskranke von heute sei es nicht mehr morgen, zu einer andern Zeit, an einem andern Orte.

Comte hat aus seiner Krankheit den möglichst großen Vorteil zu ziehen gesucht, indem er auf Grund seiner persönlichen Erfahrung tief in das Wesen der Geistesstörungen einzudringen sucht.

Auch hier bei Comte haben die Anfälle das Genie beeinträchtigt und nicht gefördert. Er war ein Genie trotz seiner Anfälle.

Friedrich Nietzsche

ist geboren am 15. Oktober 1844 zu Röken b. Lützen als der Sohn eines Pfarrers, der infolge eines Sturzes an einem Gehirnleiden starb.

Er wuchs auf in einer fromm-protestantischen Atmosphäre, so daß man ihn den „kleinen Pastor" nannte. Später war er Portenser, ein tüchtiger Musiker, der sich schon früh in Poesie versuchte, aber kein Mathematiker. In Leipzig liest er Schopenhauer, der ihn begeistert, und von seinen christlichen Ideen ist er bald und gründlich zurückgekommen. Er macht die Bekanntschaft Wagners und wird mit 24 Jahren Professor der klassischen Philologie in Basel mit 3000 Fr. Gehalt. 1868.

Nietzsche ist 32 Jahre später an einer Gehirnkrankheit (allgem. Paralyse) gestorben, daran ist kein Zweifel.

Aber die Verhältnisse liegen insofern verwickelter, als sich schon früh bei ihm eine offenbar angeborene Anlage zu Nervenleiden geltend macht, und er von seinem 14. Jahre an bald mehr bald weniger an Anfällen von Migräne litt, die ihn stellenweise für ein halbes Jahr nicht verließen. 1879 schreibt er „118 Tage des Leides". Zudem lag er schlecht im psychischen Gleichgewichte und kann jedenfalls nicht als geistig normal bezeichnet werden. Er war von einer großen, aber einseitigen Begabung, außerordentlich eitel und in seiner geistigen Beschaffenheit disharmonisch. Maßlos in Liebe und Haß, ergreift er alles in derselben stürmischen Weise, um bald darauf in jähem Umschlage seine früheren Götter zu verbrennen, Schopenhauer, Wagner.

Eine Flamme, die alles verzehrt und nur Trümmer und schwarze Asche zurückläßt. Wann ist Nietzsche erkrankt? Die Beantwortung der Frage ist deshalb schwierig, weil die Gehirnkrankheit auf einen nicht normalen Menschen trifft, und daher die Grenze unklar und verschwommen ist.

Jedenfalls muß man zu ihrer Entscheidung nicht nur das Leben, sondern auch die Schriften in Betracht ziehen. Ziegler setzt den Beginn der Erkrankung zwischen 1882—1885, Moebius auf 1882.

Er findet das erste Symptom am Ende von „Fröhliche Wissenschaft“ (Januar 1882) und zwar in der Ankündigung des Zarathustra und in der Lehre von der ewigen Wiederkehr des Gleichen, die er mit innerem Entsetzen andeutet.

Dann folgt eine ruhigere Zeit und hierauf im Januar 1883 eine neue Erregung. Januar und Februar verlebt er in Rapallo, und von dort schreibt er, daß er für jeden der drei ersten Teile des Zarathustra nicht mehr als zehn Tage gebraucht habe. Schon in diesen drei ersten Teilen finden sich recht bedenkliche Stellen, und im vierten liegt die Störung offen zutage. Die Zerstörung der psychischen Hemmungen ist vorgeschritten, das Zartgefühl tritt zurück, und zum ersten Male zeigen sich Spuren von Roheit und Lüsternheit. Noch besteht keine Herabsetzung der geistigen Fähigkeiten, im Gegenteil, wohl aber wachsen jene Fehler.

Der zweite große Erregungszustand fällt in den Winter von 1887/1888, der sich durch eine wunderbare Produktivität auszeichnet. In acht Monaten vollendet er sechs Schriften: den Fall Wagner, Nietzsche contra Wagner, den ersten Teil des „Willen zur Kraft“, Götzendämmerung, Dionysos-Dithyrambe, Autobiographische Skizzen aus seinem Leben: Ecce homo, von denen einzelne in wenigen Tagen verfaßt wurden. In der Dionysos-Dithyrambe schwingt sich der kranke Dichter kurz vor seinem Zusammenbruche noch einmal zur vollen Höhe empor, es ist die alte Form des Zarathustra, aber neue Töne mischen sich hinein und einzelne Stellen sind von einer geradezu wunderbaren Schönheit. So wechseln seit 1881 Ebbe und Flut, aber im ganzen ist ein zunehmender Verfall der moralischen und ästhetischen Empfindungen nicht zu verkennen.

Ende 1888 tritt ein paralytischer Anfall ein; er stürzt vor seiner Wohnung in Turin bewußtlos zusammen und bleibt zwei Tage lang ohne Besinnung.

Mit seiner schöpferischen Tätigkeit ist es von jetzt ab endgültig vorbei, und der kranke Mann muß der Irrenanstalt zu Basel übergeben werden, und wenn er auch erst nach 12 Jahren von seinen Leiden erlöst wurde, seinen Verstand hat er in dieser langen Zeit nicht mehr wiedererlangt.

Sein Zarathustra ist die Bibel des Positivismus, geschrieben mit einer ungeheuren rhetorischen Kraft und rhapsodischen Gabe, berauschend und verwirrend.

Es ist das Evangelium des „kommenden Mannes“ des Übermenschen, und es beginnt mit dem Untergange der bestehenden Ideale.

Schüré sagt von Zarathustra: „Wir sehen in ihm ein gewaltiges Grabmal, kunstvoll aus Marmor errichtet, aber ein Grabmal, welches das Nichts umschließt.“

Das Gefäß konnte die Gewalt die Produktion nicht aushalten und ist daran zugrunde gegangen.

Der Opiumesser de Quincey.

Nach Arvède Barin. Essais de litérat. pathol. Rèvue des deux mondes.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts stand England unter dem Fluche des Opiums, das selbst in die unteren Klassen gedrungen war. Es wurde massenweise in Pillenform verkauft. Um jene Zeit wurde Thomas de Quincey

in Manchester geboren (1785). Enorme erbliche Anlage, sechs seiner Geschwister starben jung, zum Teil geisteskrank. Er selbst war von Jugend auf kränklich, sonderbar, hatte Visionen und war enorm begabt. Ein Passus in Tausendundeiner Nacht, Aladins Wunderlampe, erregte mit sechs Jahren seine Phantasie so, daß er einen unauslöschlichen Eindruck bei ihm zurückließ. Er dachte über alles nach, was er sah, und alles hinterließ einen tiefen Eindruck bei ihm. In der Schule war er der Erste.

Mit zwölf Jahren machte er lateinische Verse, mit 15 Jahren lyrische Gedichte; er sprach vollendet Griechisch und übersetzte täglich die Zeitungen in diese Sprache. Ein vorzügliches Gedächtnis unterstützte ihn darin, er kannte die ganze englische Literatur, und Gelehrte behandelten ihn als ihresgleichen.

Er reiste durch Wales und hielt täglich Gespräche ab, so daß er der beste Causeur seiner Zeit und seines Landes war.

Aus seiner Pension war er ausgerissen, weil er nichts mehr lernen konnte und seine Mutter ihn zwingen wollte, dort zu bleiben. Er trieb sich ohne alle Mittel umher, zuletzt in London ohne jeden Pfennig, hungernd und frierend, als Begleiter von Dirnen, und in diese Zeit fällt sein Verhältnis mit Anna, einer Dirne von 15 Jahren.

Diese Zeit ließ eine nie vergehende Erinnerung bei ihm zurück. Carlyle sagt von ihm 25 Jahre später: Man könnte ihn für ein Kind halten, aber ein Kind, das in der Hölle war.

Endlich fanden ihn seine Vormünder, und er kam nach Oxford 1803.

1804 in London nahm er 19 Jahre alt wegen Zahnschmerzen Opium, und er ist seitdem nie wieder frei davon geworden. Erst alle drei Wochen, 1812 alle Wochen, 1813 alle Tage! („Geständnisse eines Opium-Essers.") Er erzählt seine Delirien, die anfangs mehr angenehmer Natur waren, er durchlebt ganze Romane, geht im Opiumrausche umher, beobachtet, sieht. Nachdem er ausstudiert, zieht er sich in ein Landhaus zurück und faßt allerhand Pläne, die am Opium scheitern, denn nach und nach unterliegt er dem Einflusse des Giftes.

Angst und Energielosigkeit treten auf. 1816 ist eine Pause wegen seiner Heirat, aber schon 1817 ist er wieder im vollen Gange, und es erfolgt ein völliger Zusammenbruch seiner Existenz.

1819 sah er vor sich nur Geisteskrankheit oder Selbstmord. Seine Gesundheit war ebenso zerrüttet, wie sein Wille erschlafft, und er war wie gelähmt. Schon im Jahre 1818 hatte er aus Not angefangen zu arbeiten, dann 1819; 1821 erschien der erste Teil des Opiumessers. Von da ab veröffentlichte er in verschiedenen Journalen Essais, aber immer nur zeitweise und unregelmäßig. Oft behandelte er alles andere, nur nicht den Gegenstand des Titels, alles geistreich, aber wirr durcheinander. Geist, aber der Geist eines kranken Genies; Blitze und kein befruchtender Regen. 1845 schrieb er „Suspiria de profundis, eine Fortsetzung der Geständnisse des Opiumessers".

Dabei war er ängstlich, lebte zurückgezogen und hatte eine Menge von Zwangsvorstellungen. Er gab kein Geld aus, das er nicht vorher spiegelblank geputzt hatte, und so fand man nach seinem Tode eine Unmasse geputzter Geldstücke in Papier verpackt und versteckt. Ebenso beantwortete er keine Briefe, die er nicht einmal eröffnete.

Er gab kein Buch zurück, füllte seine verschiedenen Wohnungen mit Büchern an und wechselte die Wohnungen, wenn sie voll waren. Dabei sprach er unvergleichlich schön, so daß man seinen unmöglichen Aufzug vergaß und ihn überall gern hatte, obwohl er nie eine Zeit, keine Einladung einhielt.

Wie oft stiftete er Brand dadurch, daß er einschlief und das Licht umwarf. Da der Boden stets mit Papieren dicht bedeckt war, gab es Feuer, das er mit seinen Kleidern auslöschte. Wasser! Um keinen Preis hätte er seine Papiere beschmutzen lassen.

Desgleichen mit seiner Diät. Er apostrophierte eine Köchin: „In Anbetracht der Dyspepsie, die mein System beschädigt, und der Möglichkeit einer neuen Störung meines Magens, würden sich unberechenbare verderbliche Konsequenzen ausbilden, derart, um meine nervöse Reizbarkeit zu vermehren und mich zu hindern, mich Geschäften von der größten Wichtigkeit hinzugeben, falls Sie vergäßen, den Hammel in der Diagonale und nicht der Länge nach zu zerlegen."

Nach dem Tode seiner Tochter 1842 hatte er einen Rückfall und war bis auf 5000 Tropfen Laudanum per Tag gestiegen.

Noch einmal wurde er Meister seiner Neigung, und er schrieb seine Suspiria, die Seufzer einer müden Seele, die Ruhe in einer mystischen Vision des Weltalls sucht.

Er starb 8. Dezember 1859, nachdem er 55 Jahre lang Opium genommen hatte.

Edelsteine von großem Werte zwischen den Knochen und den Aschenresten eines Grabes, das ist, was de Quincey uns hinterlassen hat; das ist die Tätigkeit des Opiums.

Edgar Allan Poe, 1809—1849.

(Nach Arvède Barin.)

Edgars Vater, David Poe, war ein mal équilibré, der sich fahrenden Schauspielern anschloß und eine von der Gesellschaft heiratete, die gleich ihm der Bohème angehörte und an der Schwindsucht im Elende zugrunde ging.

Dieses Ehepaar hatte drei Kinder, von denen der älteste, William, halb verrückt und ein Trinker war und früh starb. Die jüngste, Rosalie, war eine Art von Idiotin und alle drei blieben im frühen Kindesalter verwaist zurück, da die Eltern vor 1811 starben.

Die Großeltern, die den Vater verstoßen hatten, bekümmerten sich auch nicht um die Enkel, und ein reicher Tabakhändler John Allan nimmt sich des frühreifen Kindes an und gibt ihm eine total verkehrte Erziehung; er ist eine Art Schaustück; sie lassen ihm jeden Willen, nehmen ihn 1815 mit nach England und geben ihn dort in Pension, wo er bis zum zwölften Jahre bleibt. Dann kehrt er nach Amerika zurück. In William Wilson beschreibt er sein damaliges Leben. Auf der Schule in Richmond wird er bewundert, aber nicht geliebt, und er macht den Eindruck eines verschlossenen Buches.

Mit 17 Jahren Universität Charlottesville (Virginien). Trinkt und spielt dort als „Barbare". Goß die schweren Getränke so hinunter. Dabei stets periodisch. Bleibt ein Jahr auf der Universität. Sein Adoptivvater nimmt ihn auf sein Bureau, von wo er nach Boston durchbrennt. Tritt als

Soldat in die amerikanische Armee ein, 26. Mai 1827. Hält sich gut. Tritt in die Militärschule zu West Point. Von neuem Exzesse, wird März 1831 vor die Tür gesetzt mit 50 Pfennigen in der Tasche, und Allan zieht sich endgültig von ihm zurück. Bis dahin mit Geld überhäuft, ist er auf einmal ein Bettler.

Geht nach New York und dann nach Baltimore und führt ein Hundeleben. März 1835, also nach vier Jahren, findet ihn ein Schriftsteller in Baltimore halb verhungert und verschafft ihm eine kleine Stelle.

Er hatte ein geniales Äußere, dem er durch Halsbinde à la Byron nachhalf. Blitzende Augen, breite Stirn, wachsbleiches, von Geist sprühendes Gesicht.

Die Haltung einer Sphinx, nie lächelnd. Man vergaß ihn nie. — 1831 gibt er einen Band Gedichte heraus. 12. Oktober 1833 erschien das „Manuskript gefunden in einer Flasche", dem von 1835 mehrere Werke folgten.

Er befand sich stets wie im Traum, in seine Visionen versunken, denen er sich nur mit Mühe entriß.

Er nannte dies „seine Ekstasen", und seine ganze Poesie und Darstellung trägt diesen innerlichen, geträumten Charakter, und er ist unermüdlich in der Beschreibung des so im Traum Erlebten. Ein solcher Traumgedanke, fast eine Zwangsidee, die immer wiederkehrt, ist der Gedanke des Todes. Was wissen wir davon, was ist er, was wird?

Eine Verkörperung dieses Gedankens ist sein Gedicht: „Der Wurm als Sieger", 1843. Er stellt zuerst den „Effekt" fest, den er hervorbringen wollte und sucht erst dann die Mittel.

Vielfach behandelt er den Schrecken (die schwarze Katze), das Ungeheuerliche, Unsagbare, Düstere (der Rabe), und Barbey d'Aurévilly nennt ihn le génie panique.

Er drang von Furcht zu Furcht bis zum Selbstmorde und Wahnsinn. Dadurch erlitten seine Erzählungen eine krankhafte Färbung, sie werden schauerlich, was vielfach ihren Erfolg bedingt. (Der Dämon der Perversität, William Wilson.)

Der Alkohol hatte ihn mit anderen Empfindungen vertraut gemacht, dem moralischen Schwindel, dem Drange, verkehrte Handlungen zu begehen, einfach weil wir sie nicht begehen dürfen. (Der Dämon der Perversität.) Er deckt sein eigenes perverses Innere auf und analysiert es. Seine Zeitgenossen verstanden seine Werke nicht und hielten sich zurück, daher litt er bittern Mangel und mußte wiederholt sich sein Brot erbetteln. Er litt auch entsetzlich unter dieser Kälte und unter der Kritik. Draußen war er längst berühmt, während man ihn zu Hause kaum kannte. Amerika stand noch in den Kinderschuhen der Poesie, der einzig gangbare Artikel waren fromme Lieder, und für Poe war weder Platz noch Verständnis. Ein anderer Grund seines Unterganges waren seine ewigen Rückfälle. Eine Zeitlang ging es, er war fleißig und pünktlich; dann folgte Exzeß über Exzeß, Streit und Entlassung.

In diesem tiefen Elend nahm sich eine ältere Dame seiner an und pflegte ihn wie ihr eigenes Kind bis an sein Ende, seine Tante, Wwe. Klemm, die ihn allein über Wasser hielt, mit ihm hungerte und für ihn eintrat, wenn er betrunken war. Er heiratete 1836 ihre Tochter Virginie, die dann an Schwindsucht starb. Die Tage der Ehe waren die einzigen glücklichen Tage Poes, obwohl er oft keine Schuhe an den Füßen hatte und das Begräbnis der Frau aus milden Beiträgen bezahlt werden mußte.

Nach dem Tode seiner Frau fiel er in schwere Krankheit, aus der er zu seinem Unglücke herauskam. Denn von da an ging es reißend schnell mit ihm bergab.

Er wurde immer zerfahrener, sein Aussehen verwirrter, seine Reden unverständlicher, und doch hatte er noch seine freien Zeiten, in denen er Gedichte wie „Die Glocken" und „An Anna" dichtete. Auch schrieb er die „Domaine von Arnheim" und „Die Cottage Landor".

November 1848 Vergiftungsversuch mit Laudanum. Juli 1849 erster Anfall von Delirium tremens, dem bald ein zweiter folgte. Zwischendurch machte er den Versuch, seinen traurigen Verhältnissen durch eine Heirat aufzuhelfen und fast wäre es ihm gelungen, bei einer älteren Dame anzukommen. Auch hier störte der Trunk. Bei einem zweiten Versuche überraschte ihn der Tod im Delirium tremens. Ende September 1849 war er in Baltimore, um seine Angelegenheiten zu ordnen, dort traf ihn ein Bekannter im Delirium und veranlaßte seine Aufnahme ins Hospital, wo er am 7. Oktober 1849 starb. Fünf Personen begleiteten ihn zur letzten Ruhe, und kein Stein bezeichnete sein Grab. Später führte man seine Gebeine in ein anderes Grab, und 1875 setzte man ihm zu Baltimore ein Denkmal.

Poe war ein kranker Mensch, der an der Schuld seiner Eltern zugrunde ging. Er war ein deséquilibré, und seine Neigung zum Trunk war ein Stigma der Erblichkeit. In diesem Sinne muß er beurteilt werden.

Baudelaire hat zuerst darauf hingewiesen, daß Poe seine phantastischen Gebilde aus seinem Trinken bezog, und daß er trank, um sie zu gewinnen, wie etwa ein sorgsamer Literat sich bemüht, Notizen zu sammeln. Er war ein Trinker und ein Kranker, der seine Delirien nicht vergaß, sondern mit mathematischem Spürsinn dieses losgerissene furchtbare Etwas zu motivieren versucht (von Vleaten). Sein Genie besteht hauptsächlich darin, daß er diese wirren Phantasiegebilde zusammenfaßt, ordnet und in dichterische Gestaltung bringt.

Manches von dem, was er geschrieben, hat er entschieden in einem Zustande des Alkoholdeliriums geschrieben, in anderem (Dämon der Perversität) finden sich geradezu klassische Schilderungen von Zwangsideen und Halluzinationen (William Wilson) und wieder anderes (The raven) ist reines Genie.

Ernst Theodor Amadeus Hoffmann.

Mit Hoffmann und seinen Schriften ist es von jeher wunderlich gegangen. Von dem Volke, dessen Bedürfnissen nach Transzendentalem, Übernatürlichem er entgegenkam, seinerzeit geschätzt und getragen, ist er von jeher von der hohen Kritik zur Seite geschoben und dann vergessen worden, bis ihn in unseren Tagen Frankreich aufgegriffen und ihn, wie eine neue Entdeckung, auch in Deutschland wieder bekannt gemacht hat.

Ob seine Capriccios auf die Dauer ein größeres Publikum an sich fesseln werden, halte ich für fraglich, jedenfalls aber bieten sie sowohl als ihr Autor für den Psychiater eine reiche Ausbeute.

Ende des 18. Jahrhunderts lebte in Königsberg eine merkwürdige Familie. Der Vater ebenso ungebunden wie die Mutter Sklavin der

Ordnung, fanden sie bald beide, daß es zusammen nicht ging und sie trennten sich.

Der kleine Amadeus, geb. 24. Januar 1776, war mit der Mutter zur Großmutter gezogen, die ebenso eine Monomanin der Ordnung und Pünktlichkeit war, wie die meisten der mütterlichen Verwandten. Ein komisches Volk. Alles war dort nach der Minute geregelt, und Hoffmann, der ganz seinem Vater nachgeschlagen war, äußerte sich darüber, „daß schwarz und weiß nicht verschiedener sein könnten, als er und seine Familie“.

Der Onkel will einen Justizrat aus ihm machen, und Hoffmann, der eine Künstlernatur bis unter die Fingernägel war, der Klavier spielt, singt und komponiert, zeichnet, malt und dichtet, muß sich wohl oder übel zum Studium bequemen und 1796 ein juristisches Examen machen. Eine amtliche Stellung, die er in dem damals preußischen Warschau erhalten hatte, gab ihm Gelegenheit zu einer möglichst ungebundenen Lebensweise, und nach der Besetzung Warschaus durch die Franzosen (nach Jena) ist dies nicht besser geworden. Zumal sein Hang zum Genusse geistiger Getränke hatte dort volle Befriedigung gefunden und hat ihn von da ab nie mehr verlassen. Nach seiner Rückkehr von Warschau folgt eine längere Zeit der Entbehrung und des unsteten Umherschweifens. Am längsten hielt es ihn in Bamberg, wo er Orchesterchef war, daneben aber durch Stundengeben etwas zu verdienen sucht und als Komponist, Maschinist, Dekorationsmaler, Architekt, Maler und Regisseur sein Leben fristet. Zum Überflusse heiratet er die Polin Michelina, die in Ordnung und Häuslichkeit ihm ganz gleich war. Aus jener Zeit stammt seine Tagebuchnotiz: Meinen alten Überrock verkauft, um etwas zu essen zu haben. 1813 erhält er wieder eine Stelle als Beamter, und als 1816 in Berlin seine Oper „Undine“ aufgeführt wird, und zwar mit Erfolg und vor gefülltem Hause, kommen auch für ihn bessere Tage und er verdient, was er bisher nie getan, Geld.

Leider benutzte er diese günstige Wendung seines Schicksals, um seinem alten Hange ungestört nachzugehen, und er kommt eigentlich nicht mehr aus der Kneipe (Lutter und Wegener) heraus.

Aus dem Rausche schöpft er seine phantastischen Gebilde, es sind die Traumgebilde des Trinkers, die er erlebt und als greifbare Figuren vor sich sieht, er sieht die Töne und hört die Farben und Gerüche, und indem er sie ausgestaltet, erhalten sie Form und Leben und bedingen durch das Plastische der Erscheinung ihren Erfolg. Im Gegensatze zu den andern Romantikern, deren Personen künstliche Erzeugnisse sind, hört und sieht er die Gespenster und zittert vor Schreck, wenn sie erscheinen, da er seiner Sache nicht gewiß ist, ob sie nur scheinbar oder gar wirklich sind. Derart sind die „Elixire des Teufels“, seine „Kreisleriana“, „Der Doppelgänger“ und „Der Sandmann“, in denen er seine Bekanntschaft mit den Irrenärzten Reil und Magnus verwertet, um geisteskranke Personen darin auftreten zu lassen. So sind die „Elixire“ besonders reich an geisteskranken Personen.

Die letzten Jahre seines Lebens verlebte er in Berlin als Gelähmter, und er hat uns in seinem „Des Vetters Eckfenster“ eine wehmütige Schilderung seines Lebensabends hinterlassen. Hoffmann ist am 25. Juni 1822 gestorben; der Rotwein löste bei ihm eine innere Stimme aus, die ihn weit über die Grenzen des Sinnlichen herausrief.

Sinnestäuschungen. Die Jungfrau von Orleans.

Wenn heutzutage jemand Stimmen hört und Gestalten sieht, wo keiner spricht und niemand sich bewegt, so ist das ein recht bedenkliches Zeichen, und er wird es sich gefallen lassen müssen, wenn man an seiner geistigen Gesundheit ernstliche Zweifel hegt. Und dies mit Recht. Denn die Sinnestäuschungen setzen abnorme Vorgänge im Gehirne voraus und sie bilden als solche ein Symptom von Geistesstörung. Aber so wenig es mir einfallen kann, dies für heute zu bestreiten, so möchte ich es mit der gleichen Bestimmtheit doch nicht für immer und für überall tun. Die Medizin und speziell die Psychiatrie ist nun einmal eine Erfahrungswissenschaft, und jener Schluß würde nur dann gerechtfertigt sein, wenn sich die Sinnestäuschungen nur bei Geisteskranken fänden. Ganz gewiß haben die Gesetze, die unser äußeres und inneres Geschehen lenken, im Laufe der Jahrtausende nicht gewechselt, und was damals für richtig galt, wird es auch heute noch sein.

Der äußere Reiz R erzeugt heute wie vor tausend Jahren in der Empfindungszelle der Hirnrinde eine Empfindung E, und von dieser bleibt an der Erinnerungsstelle eine Erinnerung oder Vorstellung V zurück:

R ———————————— E ———————————— V

Bei den Sinnestäuschungen kehrt sich dieser Vorgang um. Die in V niedergelegte Vorstellung wird durch einen Vorgang innerhalb des Gehirns direkt in Erregung versetzt und setzt ihrerseits wieder die Hirnrinde in Erregung, wodurch die zugehörige Empfindung E ausgelöst wird, und da der Reiz R fehlt, haben wir es mit einer Trugwahrnehmung zu tun, die sich je nachdem als eine Gesichtstäuschung, Vision, oder als Täuschung des Gehörs, Geruchs, Geschmacks oder des Gemeingefühles entäußern kann. Treten zu dieser Erregung Empfindungen hinzu, die von den peripheren Sinnesorganen stammen, so bezeichnen wir diese Art der Trugwahrnehmungen als Illusionen, wie sie u. a. in besonderer Anzahl und Stärke in dem Säuferwahnsinn (Delirium tremens) auftreten. Diese Erscheinungen sind Sinneswahrnehmungen wie andere auch, von gleicher Deutlichkeit und Schärfe, und sie haben nur den einen Fehler, daß es ihnen an einer äußeren Begründung mangelt. Es fehlt ihnen das Objekt, und sie verdanken ihre Entstehung lediglich einem falschen Schlusse. So geschah es damals und so geschieht

es heute noch. Aber ebenso gewiß ist in diesem Geschehen selber so manches anders geworden, als es vor Zeiten war, und an uns wird es sein, dieser Veränderung Rechnung zu tragen und sie bei unseren Betrachtungen nicht außer acht zu lassen. Andere Zeiten andere Sitten, aber auch andere psychologische Erscheinungen, und alle, die sich in früheren Jahrhunderten gegen das psychische Geschehen von heute vergangen haben, deshalb ohne weiteres für verrückt zu erklären, geht am Ende nicht an. Sokrates, Mohammed, Luther und tausend andere haben halluziniert und sind doch nicht geisteskrank gewesen. Wenn ein lebhafter Eindruck unsere Seele beherrscht und so vollständig bannt, daß die kontrollierende Tätigkeit des Vorderhirns erlischt, dann herrscht unbeschränkt die Einbildungskraft. Die Idee kann alsdann zu einem greifbaren Bilde werden, zu einer Trugwahrnehmung im wachenden Zustande, und dies gilt auch heute noch, wo die Zeiten der Ekstase eigentlich vorüber sind.

Eine englische Gesellschaft der Psychologie veranstaltete eine Rundfrage über Halluzinationen bei Geistesgesunden. Sie erhielt 17 000 Antworten, darunter 2272 bejahende. Sie betrafen durchweg einmalige Sinnestäuschungen, und zwar fast ausschließlich Visionen einer bekannten oder unbekannten Person von natürlichem Aussehen und Kleidung. Demnach wäre auch heute noch eine einmalige Gesichtstäuschung mit geistiger Gesundheit vereinbar.

Eine bekannte Erscheinung, die wir bei vielen Geisteskranken beobachten, ist das Personenverkennen. Der Kranke begrüßt eine fremde Person als alten Bekannten und bewegt sich durchweg im Kreise seiner Angehörigen und Freunde. Es beruht dies auf einer mangelnden Differenzierung, auf einem Übersehen der intimeren Unterschiede, sei es aus Mangel an Übung oder Kraft. So pflegen die Kinder alle Fremde je nach dem Geschlechte als Onkel oder Tante zu bezeichnen. Sie sind in der Bildung soweit vorgeschritten, um das Geschlecht an der Kleidung zu unterscheiden, darüber hinaus aber sind sie noch nicht gekommen, und wie sie diese Fähigkeit überhaupt noch nicht besitzen, kann sie dem Erwachsenen verloren gehen. Wenn ich in früheren Jahren auf einer Ferienreise den Tag über die Galerien durchwandelt hatte und am Abend müde und matt in einem Theater Erholung suchte, wurde mir die Ähnlichkeit meiner Umgebung mit alten Bekannten oft geradezu unheimlich, und dieses Unbehagen war

stellenweise stark genug, um mich vorzeitig nach Hause zu treiben. Und wie hier die Ermüdung, sind es in anderen Fällen künstliche und besonders toxische Mittel, wie der Alkohol und die Narkotika, die eine Ausschaltung des Stirnhirnes und damit der Überlegung herbeiführen und Halluzinationen hervorrufen können. Wie Affekte, zumal religiöser Natur, wie Angst und Erwartung von ähnlicher Wirkung sein können, habe ich an einer anderen Stelle ausgeführt. Ein Matrose sieht in einem Stücke Holz seinen vor einigen Tagen ertrunkenen Kameraden. Er stößt einen Schrei aus und alle anderen haben die gleiche Illusion.

Von hohem Interesse für das Verständnis dieser Zustände ist die Psychologie der Taschenspielerkunst, da sie uns Auskunft gibt, wie und warum und weshalb der Geist die Eindrücke der Sinnesorgane, die an sich nicht irren können, falsch auffaßt und auslegt. Der Taschenspieler verwickelt uns durch seine Gewandtheit in ein ganzes Netz von Täuschungen, in positive und negative Illusionen, indem er uns sehen läßt, was nicht ist, und das, was ist, übersehen macht. Als geschickter Schauspieler wirkt er auf sein Publikum durch Rede und Blick, vor allem aber durch die Gesetze der Kausalität, denen wir unwillkürlich gehorchen, und deren fehlende Glieder wir selber ergänzen. Wir sehen den Anfang und glauben das Ende zu sehen, in Wahrheit aber sehen wir nur das, worauf der Taschenspieler unsere Aufmerksamkeit beschränkt. Er redet, und wir passen gespannt auf den Mund, und währenddessen tut er mit den Händen, was er will, und gerade ihnen haben wir keine Beachtung geschenkt. Oder er schwächt unsere Aufmerksamkeit, indem er entweder so rasch handelt, bevor wir aufmerken können, Bewegungen macht, denen wir eine andere Bedeutung zuschreiben oder ihnen keine Beachtung schenken, weil wir sie für zufällig und ohne Bedeutung halten. So z. B., wenn er zur Bühne zurückkehrt, seinen Stab hinlegt oder aufhebt, anscheinend seine Absicht ändert und alles dies mit Reden begleitet, die keinen Sinn haben, so geschieht dies in der bestimmten Absicht der Täuschung, die ihm auch gelingt. Vermittels der Chronophotographie hat man von den schnellsten Kunststückchen 12—15 Aufnahmen in der Sekunde hergestellt, und es ist ganz erstaunlich, wie rasch jede Illusion damit verschwindet.

Wenn von Halluzinationen die Rede ist und dabei die Frage von dem Verhältnisse der Halluzinationen zur Geistesstörung aufgeworfen wird, dann steigt unwillkürlich die rührende Gestalt

der Jungfrau von Orleans vor unseren Augen auf, und auch ich kann dieser Versuchung nicht widerstehen, obwohl über sie wahrhaftig genug geschrieben worden ist. Noch ganz in der jüngsten Zeit (April 1908) ist von Anatole France ein zweibändiges Werk erschienen (Vie de Jeanne d'Arc), worin der gelehrte Franzose das Mädchen von Domremy auf seinem kurzen Lebenspfade von Schritt zu Schritt, von Tag zu Tag begleitet und eine prächtige Schilderung von der damaligen Zeit und von ihrem Wirken entwirft. Da er das ganze gewaltige Material in seinem Buche verwertet hat, kann ich kaum etwas Besseres tun, als ihm mit möglichster Treue zu folgen.

Johanna ist ihrer Zeit nur durch eine Reihe von Mythen bekannt, die sich an ihre Person knüpfen. Sie tauchen auf, sowie sie erscheint, und sie begleiten sie bis zu ihrem Tode, und ihr wirkliches Tun und Wesen werden dadurch überwuchert und verdunkelt. Selbst mit den Verhandlungen des Prozesses und seiner Revision ist es kaum anders, und beide sind mit der gleichen Vorsicht zu benutzen. Sie sind in einer ganz bestimmten Absicht geführt und in diesem Sinne abgefaßt, die einen um sie zu einer Hexe, die anderen um sie zu einer Heiligen zu machen, und das Ergebnis ist, daß man zu ihren Lebzeiten von ihr eigentlich nichts als Fabeln kannte. Fest steht, daß sie Stimmen hörte und Gestalten sah. Aber das war damals nichts so Ungewöhnliches. Die Mystiker sind sich in ihrem Wesen überraschend gleich, und wir müssen die Stimmen und Visionen der Jungfrau im Sinne ihrer Zeit auffassen, um sie zu verstehen. Sie selber nennt sie ihren „Rat", und jeder Verdacht von Unwahrheit ist bei ihr ausgeschlossen. Sie, wie alle Welt glaubte an den Erzengel Michael und sah in seiner Erscheinung nichts Unmögliches, und die wenigen, die diese Überzeugung nicht teilten, gaben sich wenigstens den Anschein und benutzten den Zauber, den Johanna ausübte, zu ihren Zwecken. Indem man ihr göttliche Eingebungen zuschrieb, überschätzte man ihre Befähigung und traute ihr manches zu, dessen sie tatsächlich unfähig war, ja selbst das Unmögliche. Aus dem Volke hervorgegangen und ohne jede Bildung, des Lesens und Schreibens unkundig, war sie nichts weniger als dumm. Allerdings gehörte zur Kriegskunst jener Tage recht wenig, und sie beschränkte sich oft genug auf die Kunst des Reitens. Wenn man die Geschichte jener Zeit durchgeht, gewinnt man den Eindruck, als ob sich in den hundert Jahren des beständigen Krieges zwischen Frankreich und England alles höhere Streben

und alle besseren Instinkte der Menschen in dem einen Bestreben nach Raub und Plünderung aufgelöst hätten. Das Land war verödet und verwüstet, Frankreich nahezu von der Karte gestrichen, und der Dauphin führte den Spottnamen des Königs von Bourges, nach der fast einzigen Stadt, die ihm geblieben war. Schon längst schlug man sich lediglich der Beute halber, und der Bauer trug die Last, denn für ihn und die plündernden Krieger war es völlig gleichgültig, welcher der verschiedenen Parteien sie angehörten. Engländer oder Armagnacs, beide taten es im Plündern und Brennen gleich und standen sich an Greueltaten nicht nach, und sie wurden darin höchstens von den zur Verzweiflung gehetzten Bauern übertroffen, wenn sie ihrem Grimme in wilden Aufständen, wie in der blutigen Jacquerie, Luft machten. Es war eine furchtbare, eine eiserne Zeit, und der Krieg drohte an sich selber zu verbluten. Nicht als ob die Verluste der kriegführenden Parteien so bedeutend gewesen wären. Sie waren vielmehr gering, und gleich gering war der Eifer, hüben und drüben.

In diese Öde schlug nun Johanna wie eine Bombe ein. Sie fachte den Eifer der Einen an und erfüllte die Herzen der Anderen mit Furcht, und sie riß das Kriegsvolk über die Köpfe der Führer hinweg zur entscheidenden Tat. In Wirklichkeit stand es mit den Engländern ohnehin verzweifelt schlecht, und als erst der Zauber gebrochen und die Scheu überwunden war, die sie bisher umgaben, ging es rasch mit ihnen zu Ende. Was Johanna dazu beitrug, bestand in der Macht ihrer Persönlichkeit und in dem Vertrauen, das der von Gott gesandten Jungfrau von seiten des Volkes entgegengebracht wurde. Ihr ganzes Wissen vom Kriege war die souveräne Verachtung jeder Gefahr und die Nichtachtung jeder militärischen Vorsicht, ihre einzige Taktik das ungestüme Draufgehen, das endlich mit ihrer Gefangennahme enden mußte. Daß sie überhaupt hochkommen konnte, verdankte sie der Eifersucht der verschiedenen Kapitäne. Auch später hat man sie von allen Beratungen und Kriegsplänen ferngehalten und dies sogar zu einer Zeit, wo sie auf der Höhe ihres Ruhmes stand. Nach ihrer Gefangennahme waren Freund und Feind von der Wirklichkeit ihrer Erscheinungen überzeugt, nur wurden sie von diesen für ein Werk des Satans, von jenen für göttlicher Natur erklärt. Ihre Richter glaubten recht zu handeln und ein Gott wohlgefälliges Werk zu tun, wenn sie die Hexe der Armagnacs verurteilten und verbrannten, aber selbst die Hände derer, die sie früher als Heilige

verehrt hatten, waren unter der Anklage der Hexerei gelähmt, und es ist sehr die Frage, ob der König, wenn er auch tausendmal besser und nicht der elende Schwächling gewesen wäre, der er tatsächlich war, etwas für sie und ihre Befreiung hätte tun können.

Wie A. France ausführt, entwickelte sich bei ihr unter Einflüssen, deren bestimmter Nachweis uns heute nicht mehr möglich ist, die Idee, den Dauphin in seine Erbschaft einzusetzen, und diese Idee erschien ihr so groß und so schön, daß sie in der Einfalt ihres naiven Stolzes darin eine Eingebung der Engel und der Heiligen des Paradieses sah. Für diesen Gedanken hat sie ihr Leben eingesetzt, durch ihn ihr Werk überlebt, und die Aufopferung, die sie begeisterte, ist als unsterbliches Beispiel zurückgeblieben. Und wenn sie hierbei durch eine Illusion unterstützt wurde, die sie bewegt, sich ganz als Opfer hinzugeben, war dann diese Illusion nicht das unbewußte Werk ihres Herzens? Ihre Torheit war weiser als die Weisheit, denn sie war die Torheit des Märtyrers, ohne welche die Menschen bisher nichts Großes und Nützliches geschaffen haben.

Jeanne wurde am 5. Januar 1412 zu Domremy geboren. Domremy gehörte damals zu dem im Osten der Champagne liegenden Ländchen Bussigny, das direkt unter dem französischen Könige stand, und dessen letzter Rest, der dem Dauphin Karl VII. verblieben, die Schloßhauptmannschaft von Vaucouleurs war. Daher die Begeisterung Jeannes als reichsunmittelbarer Untertanin für ihren König. Es war ein harter Boden, auf dem sie geboren und eine harte Zeit, und sie wuchs auf unter rohen und rüstigen Leuten, früh abgehärtet durch die Arbeit auf dem Felde und das Hüten der Pferde und Kühe ihres ziemlich begüterten Vaters. In der Nähe befand sich eine Quelle und ein heiliger Baum, die von allerhand Sagen umwoben waren, und da Domremy von dem burgundischen Nachbardorfe nur durch einen kleinen Wasserlauf getrennt war, lieferte sich die Jugend der beiden feindlichen Dörfer zahlreiche Schlachten, und sie wurde zeitig sowohl in die mystischen Sagen der Quelle, wie in die politischen Streitigkeiten der Parteien eingeweiht, ganz abgesehen davon, daß sie hin und wieder Gelegenheit hatte, den Krieg aus nächster Nähe zu sehen. Besonders nahe trat ihr diese Gefahr 1424 und 1425, wo sie 13—14 Jahre zählte, und in jene Zeit fallen die ersten Stimmen, die sie von jetzt sieben Jahre lang begleiten.

Damals war der heilige Michael der populärste Heilige Frankreichs und der Schutzheilige der Valois. Nicht ohne Absicht hatten

daher die Engländer den Mont St. Michel belagert, waren aber im Juli 1425 zurückgeschlagen worden, und da dieser Sieg der erste Glücksfall nach langer Zeit war, hallte er in ganz Frankreich wieder. Daher war es auch der heilige Michael, der ihr erschien. Sie sah ein helles Licht und hörte eine Stimme von rechts in der Richtung der Kirche, die ihr die Erscheinungen der heiligen Katharina und Margarete in Aussicht stellte, und von da ab haben diese ihre Leitung übernommen und ihr befohlen, nach Frankreich zu gehen. Umsonst sucht sie dem Befehle Widerstand zu leisten. Die Stimmen werden immer dringender und ihre Aufgabe wird ihr immer bestimmter vorgeschrieben. Endlich, nach langem dreijährigen Kampfe, 16 Jahre alt, bestimmt sie am 13. Mai 1428 ihren Onkel, sie nach Vaucouleurs zu dem Sir de Baudricourt zu begleiten. Dort ist sie indes auf kein besonderes Verständnis gestoßen. Baudricourt schickt sie ohne weiteres nach Hause zurück und gibt ihrem Onkel den Rat mit auf den Weg, die törichte Person durch einige Ohrfeigen von ihrem Unsinne zu kurieren. Dem Befehle mußte sie gehorchen, aber der Bann war gebrochen, sie spricht von nun an von nichts anderm als von ihrer Mission, und das Dorf fängt an von ihr zu reden. Neun Monate hält sie sich zurück, wenn auch widerstrebend, dann aber macht sie einen zweiten Versuch und diesmal mit dem gewünschten Erfolge. Der Dauphin erklärt sich damit einverstanden, daß sie ihm zugeführt werde. Man kauft ihr Männerkleider, die sie von nun an nicht mehr ablegt, und sie beginnt am 23. Februar 1429 von Vaucouleurs aus ihren Siegeszug, der sie bald zum Tode führen sollte. Schon der Anfang war nicht leicht und ein Ritt durch das von Krieg, von Brand, Raub und Mord durchwühlte Frankreich kein ungefährliches Unternehmen. Elf Tage lang trotzte sie allen Gefahren des Marsches; man ritt nur des Nachts, und während dieser Zeit kam sie aus ihren Kleidern nicht heraus. Aber selbst nach ihrer Ankunft in Chinon, wo sich der Dauphin befand, wurde es ihr nicht leicht gemacht, vorgelassen zu werden. Von Anfang an stieß sie auf Widerstand der Hofkamarilla, die in jedem Neuen einen Feind ihres Einflusses vermutete, und sie mußte sich verschiedenen und sehr eingehenden Prüfungen unterziehen, bevor sie sich dem Dauphin nähern durfte. Aber auch damit war die Zeit der Prüfungen nicht vorüber. Von Chinon wird sie nach Poitiers geschickt, das damals als Residenz galt und wo sich das Parlament und der höchste Gerichtshof befanden, und dort wird sie zum zweiten Male und zwar recht gründ-

lich geprüft und u. a. auf ihre Rechtgläubigkeit und Jungfernschaft untersucht, bevor sich die gelehrten Herren zufrieden geben.

Schon damals bewies sie Humor, natürlichen Menschenverstand und eine gewisse Schlagfertigkeit in den Antworten, Eigenschaften, die in den späteren Zeiten ihres Prozesses noch mehr hervortreten. Sie läßt sich ein Schwert aus Fierbois kommen, wo sich in der Kirche viele derartige Votivschwerter befanden, und sie entfaltet ihre Standarte, die sie nach ihren Visionen anfertigen ließ. Mittlerweile hatte die Sage von der Jungfrau Zeit gehabt, sich im Lande zu verbreiten, und an jede ihrer Handlungen knüpften sich wunderbare Erzählungen und Fabeln an. Seit März war man in Orleans von ihr und ihrer Prophezeiung, die Stadt zu befreien, unterrichtet, und je länger die Ausführung auf sich warten ließ, um so höher stieg die Erwartung und mit ihr das Wunderbare ihrer Erscheinung. Schon über ein halbes Jahr hatte die Belagerung von Orleans gedauert, und obwohl die Engländer die Stadt während dieser Zeit mit einer Anzahl von Forts umgeben hatten, so zog doch aus und ein, wer immer wollte. Dabei erging es den Engländern im Grunde herzlich schlecht, und während sie tatsächlich in der Minderzahl und dabei im Elend waren, wurden sie von ihren Gegnern auf Grund ihrer früheren Erfolge maßlos überschätzt. In Frankreich dagegen hatte das Auftreten der Jungfrau einen neuen und bis dahin ungewohnten Eifer angefacht. Überall sammelte man Munition und allerorten strömten die Reisigen zusammen, um gegen Orleans zu ziehen, wo man aus Unkenntnis der englischen Schwäche und gewissermaßen aus alter Gewohnheit kaum noch auf einen glücklichen Ausgang zu hoffen wagte. Endlich, am 28. April, sieht sie die Türme von Orleans, und sie ist entrüstet, als man ihrem Begehren nicht Folge leistet und sie nicht sofort gegen die Engländer ziehen läßt, da sie davon überzeugt ist, daß sie ihrem Befehle gehorchen und die Belagerung sofort aufgeben würden. Am 29. April zieht sie in Orleans unter dem Zujauchzen der Bevölkerung ein, und von nun an gehorcht man nur ihr, und man verehrt sie in Orleans ebenso als Heilige, wie die Engländer sie als Hexe hassen und wie beide vor ihr zittern. Mit ihr kommt frisches Leben in die sich bis dahin endlos hinziehende Belagerung. Unter ihrem Feuereifer gestalten sich die Scheinangriffe zu ernstlichem Ringen, ein Fort wird mit Sturm genommen und die Engländer müssen die Belagerung am 8. Mai aufheben, nachdem sie nicht weniger als 209 Tage gedauert hatte.

So hatte sie gehalten, was sie vorhergesagt und die Stimmen ihr befohlen hatten. Aber damit war erst ein Teil ihrer Aufgabe gelöst, und es blieb ihr noch der zweite, die Krönung des Dauphin in Rheims. Das war ihr befohlen, in dieser Art war ihre Mission von Gott, die sie in einem Buche las, das allen Doktoren der Kirche verschlossen war. Zu ihrem Unglücke war Karl VII. eigentlich die ungeeignetste Persönlichkeit, um ihn zum Gegenstande großer Taten zu machen. Schwächlich und unentschieden, ohne jede Geldmittel, verschuldet und in seiner Not zum Falschmünzer geworden, hat er eigentlich nie recht gewußt, woran er mit seiner Heldenjungfrau war, ob er in ihr eine Heilige zu verehren oder eine Hexe zu verabscheuen hatte. Man bediente sich ihrer, weil sie auf das Volk und die Soldaten wirkte. Wo diese waren, befahl sie, wo der Adel war, übernahm er die Führung, und man hielt sie von Anfang an von allen Beratungen, von allen Entschlüssen fern. Die Intrigen des Hofes und der geheime und offene Widerstand gegen sie haben nie aufgehört. Trotzdem setzt sie auch diesmal ihren Willen durch, und sie reitet am 14. Juli 1429 mit der Standarte in der Hand und an der Seite des Dauphin in Rheims ein, der dort zum Könige gekrönt wird. Damit war im Grunde ihre Mission erfüllt und sie äußerte zu Dunois: „Wollte Gott, daß ich nun meine Waffen ablegen und nach Hause zu Vater und Mutter zurückkehren könnte, die sich über mein Kommen sehr freuen würden.“ Für sie wäre dies jedenfalls besser gewesen, denn von nun an beginnt eine trübe Zeit, und sie sieht sich auf Schritt und Tritt in allem gehemmt, was sie unternehmen will. Nach langem und meist vergeblichem Kampfe gegen die Intrigen der Friedenspartei verläßt sie im Frühjahr 1430 ohne Erlaubnis die Truppen des Königs und begibt sich zu den Schotten, weil „sie die Engländer so gut bekämpften.“ Am 23. Mai 1430 leitet sie den Sturm auf Compiègne, wobei sie von ihren Truppen im Stiche gelassen und nach verzweifelter Gegenwehr von Jean von Luxemburg gefangen wird, der sie an den Meistbietenden, an England, abtritt, und daß Frankreich überhaupt ein Gebot getan, ist nicht bekannt.

Damit war das edelste Wild zur Strecke gebracht, und man konnte die Meute auf sie loslassen.

Mit Ungestüm verlangte die Universität Paris die Ketzerin vor ihren Gerichtshof, und die Engländer hatten in ihr überhaupt nie etwas anderes, als eine Hexe gesehen. Indem man sie feierlich dafür erklärte, wollte man in erster Linie den König von Frankreich

treffen, weil er sich einer solchen Hilfe bedient hätte. Im übrigen stritt man über sie in der ganzen gebildeten Christenwelt, in Italien, in Deutschland und überall, ob sie eine Heilige oder ob sie des Teufels sei. Zur Entscheidung wird sie nach Rouen gebracht und dort am 21. Februar 1431 vor das geistliche Gericht gestellt. Von nun an hatte sie bis zum 12. April in zahllosen Verhören den Scharfsinn von 60 und mehr Richtern auszuhalten, von denen jeder das Recht hatte, sie zu fragen. Und was für Fragen? Fragen, in denen die ganze scholastische Schlauheit der damaligen Zeit in der bestimmten Absicht vorgebracht wurde, sie in ihren Schlingen zu verwickeln und zu verderben. In dieser ganzen Zeit ist sie von den Fürsten der Kirche wie von den gemeinen Soldaten in gleicher Weise gequält und gepeinigt worden, von den einen in stundenlangen Verhören, von den anderen im Gefängnisse, wo sie Tag und Nacht angekettet und nie ohne männliche Wache war. Die blinde Wut der Dominikaner, die sich wie die Geier auf die gefangene Taube stürzten, entsprang der Hauptsache nach ihrem Hasse gegen die Franziskaner, die der Mission Johannas von Anfang an freundlich zur Seite gestanden hatten, während der Bischof Cauchon von Beauvais und sein Anhang aus Liebedienerei für den englischen Stadthalter, den Herzog von Bedford, jene in ihrem Verhalten unterstützten. So wird der Prozeß zu einer Infamie, das Verhör zu einer Schmach und Schande für die Gerechtigkeitspflege und Ritterlichkeit jener Zeit, dabei aber zugleich zu einem Meisterstücke der juristischen Spitzfindigkeit. Unter allen Umständen muß der Beweis erbracht werden, daß sie eine Hexe sei. Zu diesem Behufe enthält jede Frage zwei Punkte, und zwar setzt sie einmal die sichere Kenntnis irgend eines Satzes der Theologie voraus — Scholastik — während sie anderseits einen für die Angeklagte tödlichen Fallstrick verbirgt. Und hier ist es, wo sich ihre Lauterkeit und Größe am deutlichsten bemerkbar macht. Das einfache Bauernmädchen, das von allen verlassen, halb verhungert, krank und elend ist, nimmt diesen Kampf auf. Wie spielend umgeht sie die gefährlichsten Fragen, entreißt ihrem Verfolger die eigenen Waffen und setzt sie durch ihre Antworten in Unruhe und Erstaunen. So erzwingt sie die Achtung selbst ihrer erbittertsten Gegner, und ein Engländer ruft in Bewunderung aus: Welch prächtiges Geschöpf, schade, daß sie keine Engländerin ist. Alle Spitzfindigkeiten und jede Beredsamkeit der Welt prallten ab von dem Herzen dieses Kindes, und sie widersteht selbst dann, als sie sich mit der Tortur bedroht

sieht. Aber endlich bricht auch sie, die das Übermenschliche geleistet, unter all dem Entsetzlichen zusammen, und angesichts des Scheiterhaufens erklärt sie, daß sie widerrufen wolle (am 23. Mai). Aber schon wenige Tage später — am 28. Mai — zieht sie diesen Widerruf zurück, da sie es nur aus Angst vor dem Feuertode gesagt habe. Es sei die größte Sünde, die sie je begangen. Damit war ihr Schicksal besiegelt, und sie wurde mit 19 Jahren, am 30. Mai 1431, verbrannt, nachdem sie 178 Tage im Gefängnis zugebracht hatte. Die Asche der Hexe der Armagnacs wurde in die Seine geworfen, um später eine glorreiche Auferstehung zu finden. Zu jener Zeit aber ist von französischer Seite kein Wort für sie gesagt, kein Schwert gezogen worden, und die Pariser Universität, der die Anklagepunkte unterbreitet wurden, hatte für Gotteslästerung, Lüge, Ketzerei und Zauberei gestimmt.

Erst 19 Jahre später wurde der Prozeß auf Betreiben des Königs einer Revision unterzogen. Mittlerweile war Frankreich von den Engländern geräumt worden, und es mußte dem Könige, dem übrigens die Verurteilung der Jungfrau als eigene Schmach die Jahre über schwer auf der Seele gelastet hatte, daran liegen, sich selber von der Anklage zu reinigen, daß es eine Hexe war, die ihn zur Krönung geführt hatte. Es wurde daher der Prozeß wieder aufgenommen (1450), von dem Könige aber an die Familie abgegeben, um auf diese Weise den Widerstand des Papstes zu umgehen. Bei dieser Revision wurde ohne eigentliche Verhandlung und ohne Gegner verfahren, da sich niemand gegen die Jungfrau zum Worte meldete. Die verhörten Zeugen widerriefen jetzt ihre früheren Aussagen mit demselben Eifer, mit dem sie sie damals vorgebracht hatten. Vor allem scheint es, als ob man sie als eine Art von Idiotin darstellen wollte, die von alledem, was sie getan, nichts verstand und in Unschuld gesündigt habe. Diesen Aussagen zufolge war sie simpel, sehr simpel, ganz und gar simpel. Nur von dem Kriege, davon verstand sie etwas, und da dies damals so eigentlich niemand tat, war ihre göttliche Sendung um so gewisser. Der Prozeß dauerte bis zum 16. Mai 1456. Das Urteil von 1431 wurde umgestoßen, und wenn auch die Jungfrau damit nicht in das Leben zurückgerufen werden konnte, so war doch die Ehre des Königs gerettet. Aber selbst wenn die Kirche ihrem Ruhme durch eine Heiligsprechung eine besondere Weihe verleihen würde, größer, leuchtender, fleckenloser kann sie ihn damit nicht machen.

Wie tief und nachhaltig die Persönlichkeit der Jungfrau auf das Volk eingewirkt hatte, ergibt sich aus dem Umstande, daß in den Jahren 1436 und 1456 mehrere Personen auftraten, die sich für die Jungfrau ausgaben, was sie um so leichter konnten, als man vielfach nicht an ihren Tod geglaubt hatte. Die erste dieser falschen Johannen wurde merkwürdigerweise von den Brüdern der wahren anerkannt, und sie tritt bald hier bald dort auf. In Köln wird sie wegen Hexerei unter Anklage und in Paris 1440 an den Pranger gestellt. Sie hat später geheiratet und ist verschollen.

Aus dem Vielen oder Wenigen nun, was wir von der Jungfrau und ihrem Tun wissen, geht das eine unzweifelhaft hervor, daß sie Stimmen gehört und mithin halluziniert hat, und wenn man in den Halluzinationen unter allen Umständen ein Zeichen von Geistesstörung erblicken will, dann wird man sie auch als geisteskrank ansehen müssen. Anderseits ist der Begriff der Geistesstörung mit der sittlichen und intellektuellen Höhe der Jungfrau unvereinbar, und wenn auch in ihren Ideen und Ansichten ein Kind ihrer Zeit, war sie den meisten ihrer Zeitgenossen an Freiheit der Anschauung weit überlegen. Als eine Frau ihre Kleider berührte, um von einer Krankheit geheilt zu werden, wies sie sie mit der Bemerkung ab: „Rühre deine eigenen an, es ist gerade so gut." Mit Ausnahme ihrer Halluzinationen fehlt jede andere krankhafte Erscheinung. Ihre Stimmen aber sagten ihr nur das, was sie schon vorher wußte und wollte, und sie blieben stumm, wenn dies nicht der Fall war. Es war der Weg oder vielmehr der Umweg, auf dem sie mit sich selber verkehrte. Dabei war sie von einer wunderbaren körperlichen Tatkraft und Ausdauer, und wenn man wirkliche krankhafte, und zwar hysterische Züge bei ihr vermuten wollte, dann bleiben doch Vernunft und Wille gesund, und die Nervenpathologie würde nur einen kleinen Teil dieser großen Seele erleuchten.

Gegenüber der gewaltigen Tragik, die das Leben der Jungfrau durchzieht, muß uns das Schicksal der Bernadette Soubirons, der Lourdes seine Größe verdankt, unbedeutend erscheinen, und doch ermangelt es keineswegs seiner Tragik. Allerdings sind die Zeiten andere geworden, und ihr hat weder der Holzstoß noch auch der Anachronismus einer Heiligsprechung gedroht. Anderseits hat sie manches mit ihrer Vorgängerin gemeinsam. Wie jene den abflauenden kriegerischen Enthusiasmus ihrer Landsleute aufs neue auflodern ließ und frischen Mut in die verzagenden Herzen goß, so gab Bernadette den Anstoß zu einer bis heute

andauernden religiösen Bewegung. Sie läßt das bis dahin unbekannte Pyrenäennest in aller Munde erscheinen und führt dem heiligen Werke Jahr für Jahr ungezählte Millionen zu. Aber sie war leider keine Johanna, und Staat war mit dem schwächlichen Geschöpfe nicht zu machen. Als sie ihre Schuldigkeit getan, konnte sie gehen, und der Klerus sorgte dafür, daß sie still und unbeachtet in einem Kloster verschwand. Kein Bild, kein Denkmal erinnert in Lourdes an das arme Mädchen, und hätte sich nicht die gewaltige Stimme Zolas für sie erhoben, dann würde selbst ihr Name vergessen sein, so sehr hatte der Klerus Sorge getragen, daß sein oeuvre nicht durch das Andenken an die arme Bernadette beeinträchtigt werde. Auch sie hatte als Kind die Schafe gehütet und war fern von jeder Landstraße in einem kleinen Flecken bei Lourdes in einer einsamen hügeligen Gegend aufgewachsen. Die ganze Gegend triefte von Aberglauben, und an Erscheinungen, singenden Bäumen und blutschwitzenden Steinen war kein Mangel. Dieser Art war die geistige Nahrung und die Unterhaltung an den veillées, den gemeinsamen Spinnabenden, wo außerdem aus den heiligen Büchern vorgelesen und Bilder der heiligen Jungfrau vorgezeigt wurden. So wuchs sie heran, ein schwächliches, geistig zurückgebliebenes Kind, asthmatisch, von allerengstem Gesichtskreise und ohne jede Bildung, und nur mit Mühe hatte man ihr den Rosenkranz beigebracht, den sie beim Schafehüten betete. Am 11. Februar 1858 ging sie, 14 Jahre alt, in den Wald, Holz zu holen und kam zur Grotte Massabielle, einem damals wilden und wüsten Orte. Sie war hinter ihren Gefährten zurückgeblieben und sah sich plötzlich von einem hellen Scheine umgeben. Ihre Erzählung wurde zunächst als Teufelsspuk aufgefaßt und zurückgewiesen, dann aber doch einer nähern Prüfung für wert gehalten. Man sandte sie daher am nächsten Tage nochmals hin und gab ihr zum Schutze Weihwasser mit. Diesmal war es schon eine Lichterscheinung und eine Stimme rief ihr zu, daß sie während 14 Tage wiederkommen solle. Unter den Fragen und Beeinflussungen ihrer Umgebung entwickelt sich die Lichterscheinung zu einer Frau und die Frau zur Jungfrau Maria, die ihr den Auftrag erteilt, den Priestern zu sagen, daß sie an dieser Stelle eine Kapelle errichten sollten, zu der die Völker der Erde wallfahren würden. Bis zum 4. März erscheint ihr die Jungfrau täglich, und täglich wiederholt sie diesen Auftrag, aber erst am 25. März gibt sie sich dem Mädchen mit den Worten zu erkennen: „Ich bin die unbefleckte Empfäng-

nis", deren Dogma drei Jahre vorher in Rom verkündet war. Nach diesem Tage ist sie ihr noch zweimal erschienen, am 7. April und am 16. Juli, um nach 18 Erscheinungen für immer von ihr Abschied zu nehmen. Mittlerweile hatten sich die Erzählungen Bernadettes in der Umgegend herumgesprochen und das allgemeine Aufsehen auf sich gezogen. Schon am 4. März hatten sich an 20 000 Menschen vor der Grotte versammelt, und von allen Seiten strömten die Gläubigen herbei. An der Quelle, die aus der Grotte entsprang, geschehen Wunderheilungen, verschiedene Kinder verfallen in ekstatische Zustände und die Bewegung wächst. Aber man war im 19. und nicht mehr im 15. Jahrhundert, und der Klerus nahm zunächst eine zuwartende und eher ablehnende Haltung ein, während die Behörde den Versuch machte, der Bewegung entgegenzutreten. Sie läßt Bernadette erst durch den Polizeikommissar und dann vor der Strafkammer vernehmen, ohne Erfolg, da das Mädchen stets dieselben Angaben macht und sich niemals widerspricht. Als auch zwei Ärzte feststellen, daß sie körperlich und geistig leidend, asthmatisch und nervenkrank sei, ordnet der Minister strenges Einschreiten an, und der Präfekt läßt daraufhin die Grotte mit Palisaden absperren und von Soldaten bewachen, Maßregeln, die sich der zunehmenden Erregung des Volkes gegenüber als vergeblich erweisen. Den Klagen und Bitten des Volkes nachgebend, begibt sich der Bischof von Tarbes selbst nach Lourdes und gibt damit der Sache seine Sanktion. Napoleon, der sich von dem Stande der Angelegenheit täglich nach Biarritz berichten ließ, befiehlt selbst, von jedem Widerstande abzusehen. Eine bischöfliche Kommission vernimmt Bernadette und stellt 30 Wunder fest. Damit ist Lourdes gegründet, und wenn auch der gläubige Lacaze in seinem Werke: „Mit Zola in Lourdes" zugeben muß, daß alle Wunder nur solche Fälle beträfen, die durch Suggestionen heilbar seien, und die heiligen Väter auch nicht durch jedes mögliche und unmögliche Mittel die Suggestibilität der Gläubigen gesteigert hätten, so hätte dies an dem Weltruhme von Lourdes nichts mehr zu ändern vermocht.

Bernadette hat nach der letzten Vision vom 16. Juli keine weiteren Erscheinungen mehr gehabt. Sie zog sich in das Kloster von St. Gildard in Nevers zurück. Acht Jahre später wurde sie dort als Soeur Marie Bernard eingekleidet, und sie ist am 16. April 1879 an Lungentuberkulose, 35 Jahre alt, gestorben, ohne jemals den Ort wiedergesehen zu haben, der ihr seinen Weltruhm verdankt.

Noch von mancher andern historischen Persönlichkeit wird uns berichtet, daß sie an Sinnestäuschungen gelitten habe, ohne daß man sie deshalb für geisteskrank erklären kann. Ich will von ihnen nur noch den einen herausgreifen, Luther, da er selbst verschiedentlich Mitteilungen über seine Halluzinationen gemacht hat. Allerdings wird man die bekannteste der Teufelsgeschichten, den Wurf mit dem Tintenfasse auf der Wartburg, vergeblich in seinen Schriften suchen, da sie weder von ihm, noch von seinen Zeitgenossen erwähnt wird. Dagegen hatte er in der Kirche zu Wittenberg Gehörstäuschungen. Er hatte dort die Epistel an die Römer in die Hand genommen, um sie zu erklären. Beim Spruche Habakuks ,,der Gerechte wird seines Glaubens leben" ging ihm diese Meinung durch eine göttliche Kraft so tief zu Gemüte, daß er immer glaubte, diese Stimme zu hören. Derartige Stimmen traten in besonderer Häufigkeit im Jahre 1510 auf, wo er in Rom war. Eine andere Gehörstäuschung beschreibt er in seiner Tischrede Nr. 1446. ,,Als ich anno 1521 auf dem Schlosse Wartburg in Pathmo saß, da war ich fern von Leuten in einer Stube und konnte niemand zu mir kommen, als zwei Edelknaben, so mir täglich zweimal zu essen und zu trinken brachten. Nun hatten sie mir einen Sack mit Haselnüssen gekauft, die ich zuzeiten aß und hatte denselben in meinem Kasten verschlossen. Eines Abends zog ich mich in der Stube aus, ging in die Kammer und legte mich zu Bett. Da kommt es mir über die Haselnüsse, hebet an und knicket eine nach der andern an die Balken mächtig hart, rumpelt mir am Bette, aber ich fragte nichts danach. Wie ich nun ein wenig einschlief, da hebt's an der Treppe ein solches Gepolter an, als würfe es ein Schock Fässer hinunter. Ich stehe auf, gehe auf die Treppe zu und sprach: ,Bist du es, so sei es,' befahl mich dem Herrn Christo, von dem geschrieben steht: alles hast du unter seine Füße getan, wie der 8. Psalm sagt, und legte mich wieder zu Bette. Denn das ist die beste Kunst, ihn zu vertreiben, wenn man ihn verachtet und Christum anrufet. Das kann er nicht leiden." Seine verschiedenen nervösen Leiden, an denen er litt, Kopfweh, Schwindel, Angstgefühl, Ohrensausen, Ohnmachten führt er direkt auf den Teufel zurück. Seine Krankheit sei nicht natürlich, er gebe sie dem Teufel und seinen Pfeilen schuld. ,,Er hat mich oft vom Gebet abgetrieben und Gedanken eingegossen, daß ich bin davongelaufen."

Man wird dabei unwillkürlich an den Abt Richalmus und die Beschreibung seiner Leiden erinnert, und bei beiden läuft es in

der Tat auf dasselbe hinaus. Der große Reformator sowohl wie der Abt, sie waren beide Kinder ihrer Zeit, und als solche den Irrtümern ihrer Zeit unterworfen. Sie suchten überall den Teufel und sie fanden ihn, weil sie an ihn glaubten, und darin wenigstens waren sie uns weit überlegen.

Mystik und Ekstase. Franz von Assisi.

Mystizismus ist die Neigung und Lehre derer, die mit Gott und der übernatürlichen Welt in direkter Verbindung zu stehen glauben. Der Mystiker gestaltet sich eine visionäre Welt, und die unmittelbare Verbindung mit Gott ist sein Ziel. Insofern, als die Mystik das klarste Beispiel des Einflusses ist, den die Einbildung auf den Körper ausübt, ist sie ein Wunder, dessen Geheimnisse uns zuweilen entgehen, dessen Macht und Ausdehnung uns aber erschüttern. Dies gilt besonders für die heilende Kraft des Glaubens, in der wir das idealste Heilmittel besitzen, das auch dort noch Heilung bringt, wo alles andere versagt. Allerdings ist selbst die Heilkraft des Glaubens an bestimmte Gesetze gebunden, und es sind ihr Grenzen gezogen, die sie nicht überschreiten kann. Sie muß es sich daher gefallen lassen, wenn sich die Wissenschaft mit der Erforschung der Gesetze befaßt und sich bemüht, an die Stelle des blinden Glaubens eine wissenschaftliche Erklärung zu setzen. Dies war nicht immer so leicht wie jetzt. Von jeher standen Religion und Mystik in inniger Beziehung und dies zumal im Beginne der Religionen, wo der Glaube stärker und seine schaffende Kraft größer war. Wer Wunder hofft, der stärke seinen Glauben, und das Wunder ist bekanntlich des Glaubens liebstes Kind. Die Kirche aber hat sich nie und zu keiner Zeit durch eine besondere Duldsamkeit ausgezeichnet, und ihre Neigung, sich in ihre Wunder hineinreden oder gar an ihnen zweifeln zu lassen, war gering. Auf beiden Seiten wurde daher hartnäckig gestritten, und wie es bei solchem Streite leicht geschieht, ist das richtige Maß nicht immer innegehalten worden zwischen der Leichtgläubigkeit, die alles annimmt, selbst das Absurde und dem Skeptizismus, der alles verneint und nicht einmal die Wahrheit gelten läßt. Wer sich daher an die Erklärung dieser Erscheinungen herandrängt, wird sich

zunächst darüber klar zu werden haben, daß nur das unmöglich ist, was sich logisch widerspricht. Alles andere ist möglich. Nun geschieht aber ein Wunder nicht im Widerspruche mit der Natur, sondern im Widerspruche mit dem, was uns von der Natur bekannt ist (Augustinus De civit. dei), und nach dieser Richtung hin dürfte uns die Natur, und ganz besonders die Natur der Seele, noch manche Überraschungen in Aussicht stellen. Hier gilt der bekannte Satz Spinozas: „daß man nichts für gering erachten und nichts von der Hand weisen, sondern alles untersuchen und begreifen soll". In diesem Sinne untersuchte Francis Bacon von Verulam, ob die Einbildungskraft imstande sei, Mispeln in 24 Stunden zur Reife zu bringen, ein Versuch, der ihm ebenso mißlang, wie der Darwins, welcher den Einfluß der Musik auf das Wachstum der Pflanzen dadurch festzustellen suchte, daß er ihnen Baßgeige aufspielen ließ. Ob ihn hierzu die Beobachtung einer besonderen Fülle des Lockenhaares bei Komponisten und Musikern angeregt hatte, ist mir nicht bekannt, anderseits dürfte es dem großen Gelehrten schwerlich entgangen sein, wie hier vielleicht die Rasse mit in Betracht zu ziehen wäre, sowie die weitere Erfahrung, daß ein besonderes Wohlleben zur Gicht disponiert, und diese wieder zum Ausfallen der Haare, und jener Vorzug des Haarwuchses wohl eher mit einem frugalen Leben in Verbindung zu bringen sei. Wenn Bacon und Darwin zu diesen Versuchen ohne die Scheu des Lächerlichen geschritten sind, dann werden wir ihnen ruhig folgen dürfen, und es wäre gewiß verkehrt, gewisse Vorkommnisse nur deshalb von einer wissenschaftlichen Untersuchung auszuschließen und sie kurzerhand in das Gebiet des Wahnsinns zu verweisen, weil sie anscheinend unmöglich sind. Schwärmerei und Irrtum sind an sich kein Wahnsinn. Wohl disponieren sie dazu und ebnen ihm den Boden, und wer an den Teufel glaubt, befindet sich stets in der Gefahr, ihn zu sehen. Die Schwärmerei der Kreuzzüge führte zu Visionen und Zeichen, und so werden wir zu ihrem Verständnisse stets die Zeit und ihren Aberglauben zu berücksichtigen haben.

Der Irrtum, der in der Zeit liegt, hängt sich wie ein Bleigewicht an die kühnsten Erhebungen und bildet oft einen dunklen Fleck auf den strahlenden Gebilden (Luther). Zudem waren die naturwissenschaftlichen Kenntnisse des Mittelalters gering und das Bedürfnis eines wissenschaftlich geführten Beweises nicht vorhanden. Wer das meiste glaubte, trug das größte Verdienst davon.

In der Zeit des Wunderglaubens
Taten auch die Menschen Wunder,
Wer Unmögliches geglaubt,
Konnt' Unmögliches verrichten.
Heine.

Das galt für das Altertum und noch mehr im christlichen Mittelalter, aber wer etwa unsere Zeit davon freisprechen wollte, würde sich irren. Manch einer glaubt nachts an Gespenster, der am Tage an nichts glaubt, und jene Dame hatte wenigstens den Mut der Offenheit, wenn sie gestand: Ich glaube nicht an Gespenster, aber ich fürchte mich vor ihnen.

Der blödsinnige Bruder des Glaubens hat seinen verständigen Bruder überlebt, und er beherrscht nach wie vor die Gläubigen und die Ungläubigen. In Paris ist an Freitagen die Zahl der den Omnibus Benutzenden eine weit geringere als an den andern Tagen, und in Wien lag am 13. des Monats keine einzige Anmeldung zum Examen vor, während jeder übrige Tag über und über besetzt war. Wenn in vielen Gasthöfen die Zimmernummer von 12 auf 14 überspringt und eine Nr. 13 überhaupt nicht vorhanden ist, so ist dies ein Zugeständnis, das dem Aberglauben der verehrten Gäste gemacht wird. Alles dieses und noch manches andere werden wir zu erwägen haben, wenn wir in die Erklärung dieser Erscheinungen eintreten, und zunächst gilt es, für unsere Untersuchung den festen Boden zu gewinnen.

Zur Entstehung einer Heilung durch den Glauben sind zwei Grundbedingungen erforderlich, einmal die spezifisch geistige Verfassung des Kranken, ein unbedingtes und bis zur Leichtgläubigkeit gesteigertes Vertrauen (Suggestibilität) und dann die bestimmte Krankheit, deren Heilung keiner andern Intervention bedarf als derjenigen, welche der Geist auf den Körper ausübt. Daß gerade hier und bei der Art der Krankheit (Hysterie) besondere Vorsicht geboten und Irrtum und Betrug nicht ausgeschlossen sind, habe ich schon an anderer Stelle (Hypnotismus) erwähnt. So war unter allen „Heilungen" des Jahres 1889 in Lourdes vielleicht die wunderbarste die des P. Delannoy, die am 20. August inmitten einer unzählbaren Volksmenge erfolgte. Delannoy litt seit Jahren an Tabes dorsalis, und er hatte die ärztliche Bescheinigung seiner Krankheit in der Tasche. In Lourdes sprach er das kurze Gebet: „Heilige Jungfrau von Lourdes, mache mich gesund, wenn du willst und wenn du es für notwendig hältst", darauf stand er auf und ließ sich als gewissenhafter Mann seine Heilung durch den Dr. de St. Maclon

bescheinigen. Derselbe Delannoy stiehlt später den Missionaren Geld, wird verhaftet, entweicht, und wieder ergriffen nach Mazas gebracht. Er simuliert dort Tabes, wird aber unter der dortigen Behandlung bald gesund und zu vier Jahren Gefängnis verurteilt.

Mit dieser Möglichkeit des Betrugs werden wir überall da zu rechnen haben, wo eine natürliche Erklärung nicht ausreicht, während es anderseits oft nur einer festen Darstellung bedarf, um für Vorgänge eine Erklärung zu finden, die früher unerklärlich schienen.

Die Verehrung hat es von jeher geliebt, um das Haupt ihrer religiösen Führer Legenden zu weben, und da zu der offiziellen Bestätigung der Heiligkeit der Nachweis von Wundern verlangt wurde, wäre es gerade ein Wunder gewesen, würde man diesen Nachweis nicht geliefert haben. Daß sich eine Tatsache in der Erzählung verändert, ist bekannt. Wie rasch und völlig dies aber der Fall sein kann, dafür ist der heilige Franziskus Xaverius eines der besten Beispiele. Der große Apostel der Heiden war im Jahre 1506 in Navarra geboren, hatte in Paris die Bekanntschaft des heiligen Ignaz von Loyola gemacht und war 1534 Jesuit geworden. 35 Jahre alt geht er nach Indien und kommt 1542 nach Goa, das damals die reichste, aber zugleich auch die verkommenste Kolonie der Portugiesen war. Franziskus, der ein vortrefflicher Redner und dabei als Asket gegen Hunger, Hitze und Ermüdung unempfindlich war, bekehrte ganze Städte an einem Tage, wobei er sich übrigens der Hilfe der Inquisition bediente und dort mit Feuer und Schwert vorging, wo das Wort nicht ausreichte. Von Goa ging er nach Malakka und nach Japan, wo er fast 2½ Jahre blieb, Japanisch lernte und sogar in Kioto predigte. Da die Japaner seine Bekehrungsversuche mit der Bemerkung ablehnten, daß die christliche Religion unmöglich wahr sein könne, da die Chinesen, die Religion und Kultur nach Japan gebracht, nichts davon wüßten, beschloß er einen Schlag in das Herz des Heidentums zu führen und nach China zu gehen. Er kam bis zur Insel Sanchau, aber niemand wagte ihn weiter und bis nach Kanton zu bringen. In Sanchau ist er am 2. Dezember 1552 gestorben und am Ufer der See begraben worden. 3½ Monate später holte man seine Leiche ab, die ganz frisch und schön war und selbst nach neun Monaten in Goa Wohlgerüche ausströmte. Der englische Irrenarzt Ireland ist der Ansicht, daß ein Irrtum hier nicht vorliege, da es eines der am besten beglaubigten Wunder der katholischen Kirche sei, viel

eher würde man ein Wunder darin sehen müssen, wenn man den teuren Leichnam im Lande der Gewürze nicht mit Gewürzen ausgefüllt und auf diese Weise erhalten hätte. Ireland stellt sich hierin mit Voltaire auf denselben Boden des Glaubens, der es ebenfalls ganz natürlich fand, daß man eine Schafherde durch die Macht des Gebetes vernichten könne, wenn man mit dem Gebete die nötige Menge von Arsenik verbände.

Franz Xaver ist 1662 in Rom kanonisiert worden, und da hierzu der Nachweis von Wundern unerläßlich war, wird eine ganze Anzahl angeführt, die 1682 in der Biographie des Heiligen von P. Bouhours schon zu einer außergewöhnlich großen Menge angewachsen ist. Das eigentlich Wunderbare liegt auch hier darin, daß, solange er und seine Zeitgenossen lebten, davon gar keine Rede ist. Er selbst hat uns in seinen Briefen eine Art von Tagebuch hinterlassen, und ebenso besitzen wir genaue Angaben seiner Zeitgenossen, aber nirgends wird eines Wunders Erwähnung getan. Josef Acosta, Provinzial der Jesuiten, schreibt 1571 (19 Jahre nach dem Tode des Franziskus Xaverus) über ihn und sein Werk, und er bemerkt ausdrücklich, daß der Grund, weshalb die Bekehrung der Heiden nicht mehr so rasch gehe wie früher, darin liege, weil die Missionare nicht mehr die Gewalt hätten, Wunder zu verrichten, und noch 17 Jahre später, 1588, erwähnt der Jesuit P. Maffei in seiner Geschichte von Indien von ihnen kein Wort. Die Umwandlung eines Vorganges in Legendenbildung läßt sich daher kaum an einer andern Stelle mit mehr Klarheit nachweisen, als gerade bei Franziskus Xaverus.

Eines seiner Hauptwunder bildet die Errettung eines seiner Diener vor dem Ertrinken. Franziskus erzählt den Vorgang in einem seiner Briefe wie folgt: Bei der Überschreitung eines Flusses wurde der Diener durch die Strömung mit seinem Pferde fortgerissen und war dem Ertrinken nahe. Eine Hilfeleistung vom Ufer aus war ausgeschlossen, und Franziskus griff in der Not zu dem einzigen Mittel, das ihm geblieben war, zu dem Gebete. Während er betend auf den Knien liegt, sieht er, wie das Pferd Grund gewinnt und Roß und Reiter das andere Ufer erreichen. Franziskus schließt seinen Brief mit einem Danke an Gott, der sein Gebet erhörte, und weder er noch seine Umgebung hatte darin ein Wunder gesehen. Wohl aber hat man dies späterhin nachgeholt, und gelegentlich seiner Heiligsprechung begegnen wir derselben Erzählung, aber in einem ganz andern Gewande. Auf das Gebet des frommen Mannes

hin öffnet sich der Himmel, und ein Engel des Herrn leitet den mit dem Tode ringenden Diener mit sicherer Hand an das andere Ufer.

Ich habe absichtlich bei Franziskus Xaverus und seinen Wundern etwas länger verweilt, weil sie für die Legendenbildung geradezu tpyisch sind, und so manches andere Wunder seine Erklärung in derselben Weise findet.

In der Ekstase ist der Mystik ein Mittel gegeben, sich die Vereinigung mit Gott und der übernatürlichen Welt zu verschaffen. Der Ekstatiker versenkt sich ganz in eine einzige Anschauung und er vergißt darüber sich und seine Umgebung. Die gesamte Kraft des Gehirns wird in einem kleinen Punkte vereinigt, und das Erzeugnis des tiefsten Nachdenkens und Versenkens in einen Gegenstand ist das plötzliche Hervorleuchten dieses Gedankens nach einer einzigen Seite unter Ausschaltung aller anderen Teile des Gehirns. Diese einseitige Gedankenarbeit geht auf Kosten der Empfindung und Bewegung voran, und das äußere Bild der Ekstase bildet die Verzückung, jener Zustand der Starre (Katalepsie), wo sich die Seele von der Außenwelt abschließt und sich in voller Unempfindlichkeit gegen Schmerz und äußere Sinneseindrücke ganz der einen Vorstellung hingibt. So erzählt Alcibiades, daß Sokrates vor der Schlacht von Potidaea 24 Stunden auf einer Stelle gestanden habe, unbeweglich und in tiefem Nachdenken versunken. Ein recht reiches Beobachtungsmaterial liefert uns hierfür das Mittelalter in seinen Märtyrern und Asketen, während wir heutzutage schon weit und bis zu den Indern gehen müßten, um auf einen einzigen Fall von Verzückung zu stoßen. Von den Indern erzählt Vambery, daß sie sich, um sich in Nirwana zu versenken, an einen einsamen Ort begeben und sich dort still und unbeweglich niedersetzen. Von da an besteht ihre einzige Beschäftigung in der ununterbrochenen Betrachtung ihrer Nasenspitze, und unter möglichst tiefem Einatmen wiederholen sie nur das Wort Oum. Nach etwa fünf Monaten dieser etwas einseitigen Geistestätigkeit ist das ersehnte Ziel erreicht und sie sind ganz von der Erde entrückt.

Mit diesem an sich schon nicht ganz unbedenklichen Zustande sind als weitere krankhafte Erscheinungen die Sinnestäuschungen auf das engste verbunden, und sie spielen in der Ekstase nicht selten die führende Rolle. So führt die bis auf das höchste gesteigerte Liebe zu Gott zur Erscheinung Gottes, und die Visionen dieser Heiligen sind oft recht sonderbarer Natur. Wenn die heilige

Therese, die heilige Christine, Katharina von Siena und verschiedene andere auf die Schilderung ihrer Genüsse als Braut des Herrn kommen, dann kann es sich ereignen, daß sie darin recht deutlich werden und in ihrer christlichen Erotik etwas weit gehen, so daß man dem heiligen Chrysostomus beistimmen muß, wenn er ausführt, daß nicht alles in dem Leben der Heiligen gleich heilig sei und auch bei den Heiligsten die menschliche Natur, und damit die Möglichkeit der Täuschung und der Sünde, verblieben. Überhaupt hat die Lehre von den ekstatischen Erscheinungen der Kirche von jeher manche Sorge bereitet. Die asketischen Autoren haben sich daher bemüht, sie in feste Regeln zu fassen, und Benedikt XIV. gibt die Merkmale an, woran man die echten Erscheinungen von den falschen unterscheiden könne. Als Prüfstein dienen ihm die Halluzinationen der heiligen Therese, da die Heilige nur solche Dinge gesehen und gehört habe, die den Regeln des Glaubens und der christlichen Religion entsprächen. Man sieht hier wieder einmal, wie jeder ein Kind seiner Zeit und von ihren Anschauungen abhängig ist. Ganz unbestreitbar ist die heilige Therese eines der hehrsten Beispiele des Mystizismus, und in ihr spiegelt sich eines der reinsten Bilder einer Weltanschauung und Lebensführung wider, die weit hinter uns liegen. Aber so hoch sie auch sonst an Verstand und Charakter stehen mag, so unterliegt sie doch dem Aberglauben ihrer Zeit, und gerade aus ihren Schriften ergibt sich, wie diese Anschauungen auch das reinste Gemüt ergreifen und verfälschen, den besten Verstand verdunkeln können. Es geht ein tiefer Zug der Schwärmerei durch das Mittelalter, und dieser Zug macht sich besonders in der Phantasie der weiblichen Mystiker geltend, die sich als Gattin des Herrn träumen und die Schilderungen des hohen Liedes in ihre Träumereien verweben. Andere von ihren Erzählungen sind von einer so rührenden Naivität, daß ich mir nicht versagen kann, ein Beispiel davon hier anzuführen. Die heilige Therese läßt eine neue Kutte anfertigen, und da sie bei der Probe ihren Beifall gefunden, werden auch die andern Schwestern damit versehen. Darauf entsetzliches Jucken und die Anordnung einer Prozession, während der die Heilige Gott im tiefsten Gebete anfleht, dem Jucken Einhalt zu tun, worauf das Jucken aufhört. Auch hatte sie ihren Gefühlen in mehreren Strophen dichterischen Ausdruck verliehen.

In ähnlicher Weise wie Benedikt hat auch der heilige Bonaventura versucht, Licht in diese etwas dunkle Materie zu bringen.

Ob ihm dies gelungen, ist eine Frage, die sich jeder selbst beantworten mag. Der Heilige sagt: „Eine andere Art der Vision ist die intellektuelle Vision, die das Auge des Geistes vermittels des Lichtes der reinen Wahrheit erhellt und es die Wahrheit an sich selber erkennen läßt“. Aber wenn Paulus auch auf diese Weise in den dritten Himmel verrückt wurde, so kann ich nicht gerade behaupten, daß mir durch die Erklärung des Heiligen ein besseres Verständnis dieses Vorganges aufgegangen wäre.

Von jeher hat man von dem Einflusse gewisser toxischer Substanzen auf diese Zustände Kenntnis gehabt und sich ihrer dabei bedient. Narkotika leiteten im Altertume die Wahrsagungen ein, und die meisten Orakel hatten ihren Sitz in Höhlen, wo giftige Dämpfe dem Erdboden entströmten. Lucan teilt uns in seiner Pharsalia die Einzelheiten eines solchen Orakelspruches mit. Die Pythia, die aus Erfahrung die Gefahr kennt und fürchtet, die ihrem Leben und ihrer Gesundheit droht, muß mit Gewalt zu dem Werke und auf den Dreifuß gezwungen werden. Nach kurzer Zeit verzerren sich ihre Züge, sie wird bald blaß bald rot, und endlich springt sie auf, aus dem Munde fließt Schaum und unter lautem Schreien und wild um sich schlagend stürzt sie ins Freie, wo sie unter Krämpfen tot zu Boden sinkt. Die Schamanen versetzen sich durch Rauchen und Trinken in den ekstatischen Zustand, und der Alte vom Berge bediente sich des Haschisch, um seine hachachim (Assassinen) in die Gefilde des Paradieses zu entrücken und sie zu willenlosen Werkzeugen seiner Pläne zu machen. Unermüdlich folgten sie der Fährte ihrer Opfer durch Schnee und Eis, über Land und Meer, und freudig gingen sie dem sicheren Tode entgegen, der sie in die Arme ihrer Huris führen sollte.

Eine Schilderung der Empfindungen, die er nach dem Genusse von Haschisch hatte, hat uns Theophile Gautier gegeben. Er nahm die gewöhnliche Dosis Haschisch und hatte im Verlaufe von drei Stunden drei Anfälle. Der erste dauerte einige Minuten; er sah seine Umgebung in phantastischer Weise verkleidet, als Tiere, Vögel, mit den Flügeln schlagend, und er wollte vor Lachen bersten. Er schleuderte die Sofakissen vor Übermut in die Luft und redete in fremder Sprache. Eine halbe Stunde sah später er Funken und Feuergarben, dabei war sein Gehör so verschärft, daß er die Töne der Farben hörte, nicht sprach aus Furcht, durch seine Stimme alles in die Luft zu sprengen; jedes Geräusch war ein Kanonendonner, Fluten von Glückseligkeit strömten auf ihn ein, er konnte das

Glück nicht fassen, er war durchgängig und durchsichtig, verging vor Wonne und glaubte, es habe 300 Jahre gedauert, während es nur eine Viertelstunde war. Der dritte Anfall war der bizarreste und dauerte eine Stunde. Er war „complètement fou“. Alle möglichen und unmöglichen Tiere tanzten vor seinen Augen; Einhorn mit Menschengliedern, und er selber war der Papagei der Königin von Saba und benahm sich dementsprechend, und alles das wirbelte wirr durcheinander, und er konnte Zeichnungen davon anfertigen; die Noten hörte und sah er als korkzieherartige Spiralen in der Luft u. dgl. m.

Wenn die durch das Haschisch erregte Phantasie Gautiers sich mehr in phantastischen Visionen erging und das erotische Moment darin nicht die Rolle spielt, wie sie dies bei den vorhin erwähnten Assassinen angeblich getan hat, so ist die Erklärung hierfür wohl in der Verschiedenheit der Persönlichkeiten zu suchen, und daß dem Franzosen eine reichere Auswahl an Glückseligkeiten offen stand, als dies bei den mehr sinnlichen Orientalen der Fall war.

Von manchen Heiligen wird berichtet, daß sie Licht und Wohlgerüche ausstrahlten, andre, wie die heilige Therese, schwebten in der Luft, und bei einigen wenigen zeigten sich die Wundmale des Herrn, die Stigmatisation. Das erste und bedeutendste Beispiel hierfür ist der heilige Franz von Assissi, das große Wunder des Mittelalters, da es in der Tat bei Franz schwer zu sagen ist, was bei ihm ein Wunder ist und was nicht. In dem weiten Bereiche der Weltgeschichte gibt es kaum eine Erscheinung, die uns mit gleicher Sympathie berührt, wie dies Franz tut, und diese Verehrung wird ihm selbst der nicht versagen, der kein Freund der Heiligen ist und für sie nicht viel übrig hat. Trotz aller Verirrungen, zu denen ihn diese uns nicht mehr recht verständliche Inbrunst zu Gott verleitet, bleibt er auch als Bettler ein Kavalier, ein Gentleman bis unter die Fingernägel, der seine Mönche seine Ritter von der Tafelrunde nannte, und dem es gelingt, aus seinen Lehren die letzten Konsequenzen zu ziehen, ohne sich lächerlich zu machen. Sein felsenfester Glaube hat keinen Raum für einen Zweifel, und mit Glaubenssachen hat er sich daher nie befaßt. Wohl aber ist er ein Idealist, der das Ideal an sich voll verwirklicht, und dadurch ist er zum Vater der volkstümlichen Mystik geworden, und auf gleichem Boden beruht der Zauber, den seine geschlossene Persönlichkeit bis auf den heutigen Tag ausübt. Nach Thode bedeutet Franz den Abschluß einer Weltepoche. Er war das Genie,

das den damaligen Weltgedanken mit alles bewältigender Kraft erfaßte und zum Ausdruck brachte, ein Reformator, der dem Volke aus seiner Seelennot Erlösung brachte und den Kampf zwischen dem Alten und dem Neuen aufhob. Dieser Kampf geht durch das ganze 12. Jahrhundert. Mit dem erstarkenden Bürgertum geht Hand in Hand der Widerstand gegen den Geistesbann der römischen Kirche. In offener Feldschlacht, auf den Mauern ihrer Städte erringen sich die Bürger den dritten Stand und freie Menschenrechte, und überall regt sich ein neuer, ein freier Geist. Umsonst wird der erste Verkünder der neuen Zeit, Arnold von Brescia, von Kaiser und Papst dem Tode überliefert (1155), um 1200 war der Sieg der Städte und damit des Bürgertums auf sozialem Gebiete entschieden, und der Kampf der Geister auf religiösem Gebiete, das Streben nach einer volkstümlich-bürgerlichen Religion, brach aus. Zunächst bei den „Ketzern", Katarrher, Patarener, Waldenser. Eine Verbindung zwischen Franz und den letzteren ist mehr als wahrscheinlich. Sein Vater, Pier Bernadone aus dem umbrischen Städtchen Assissi, betrieb Handelsgeschäfte mit Südfrankreich. Seine Mutter stammte von dort, er selbst spricht Französisch und nennt sich Francesco, der Französische, während er eigentlich Giovanni heißt. In jedem Falle verfolgt er denselben Weg wie Petrus Waldus, und wenn dieser als Häretiker verflucht wurde und er als Heiliger gepriesen, so verdankt er dies der Allmacht seiner Liebe und der unbezwinglichen Übermacht seiner Demut und der Allgewalt seiner Persönlichkeit. Dieser Gewalt konnte Innozenz III. nicht widerstehen, und er war einsichtig genug, da nicht zu fluchen, wo er nicht segnen konnte. Eine weitgehende Konzession wurde dem Bedürfnisse der neuen Zeit gemacht. Man hatte dem Verlangen des Volkes nachgegeben und die Volkspredigt in den Kultus aufgenommen, so daß der Glaube in den trauten Lauten der Muttersprache auf den Wegen, in den Feldern und Wäldern verkündet werden konnte. Die Bettelmönche waren der Mittelpunkt des religiösen Lebens geworden, und während die Dominikaner mit Feuer und Schwert gegen die Waldenser vorgingen, verbreiteten die Franziskaner dieselbe Lehre weit und breit. Nur kurze Zeit und auch in ihren Reihen brach der Widerstreit aus und Rom suchte sie für seine Ziele dienstbar zu machen. Von da ab wandte sich die geängstigte Seele Franz' mehr und mehr von der Welt ab, ihrem Gotte zu. Einzig und allein in das Bild seines Leidens versunken, erschien dem Verzückten

die hehre Gestalt des Gekreuzigten auf dem Berge Alvernia. Seine Lehre war die Erhöhung durch die Liebe, und in der Nachfolge Christi einigte sich das zersplitterte Italien. Durch ihn allein wurde der Emporschwung in Literatur und Kunst, wurde Dante und Giotto möglich, und es ist bezeichnend, daß letzterer aus der kleinen Kirche des Heiligen zu Assissi seinen Aufschwung nimmt. Und weil es so ist, darum auch der Anteil unserer Tage an dem Heiligen.

Die äußere Geschichte Franz' ist bekannt. Als der Sohn wohlhabender Eltern führte er das ungebundene Leben eines damaligen Edelmannes, nicht schlimmer, aber auch nicht besser als das seiner Altersgenossen. Da hörte er eines Tages auf der Straße eine Stimme: „Francesco, was du bisher irdisch geliebt hast, mußt du verachten und hassen. Siehst du nicht, wie mein Haus verfällt? Gehe also und stelle es wieder her." Es ist für ihn sowohl wie für die damalige Zeit bezeichnend, daß er keinen Augenblick Anstand nimmt, der befehlenden Stimme alles Vertrauen zu schenken und dem Befehle zu gehorchen. Da er das Gebot indes auf eine arme Kirche in Foligno bezog, und er kein Geld besaß, verkaufte er die Tuche seines Vaters und gab den Erlös an jene Kirche. Vergebens sperrt ihn der Vater ein, umsonst schlägt und verklagt er ihn, Franz folgt unentwegt dem ihm vorgeschriebenen Wege. Er sagt sich von seinen Eltern los, macht sich von allem frei, was er an irdischen Gütern besitzt und wird Mönch. Zuerst hatte man ihn, den reichen Jüngling, der sich freiwillig in Armut und Bettelei versetzte, für wahnsinnig gehalten, aber schon damals sehen einige in ihm einen Heiligen, und von nun an schlingt sich in die Wahrheit die Legende hinein. Von 1219 an predigt er Buße nach den Worten der Bergpredigt. Er verachtet jeden Komfort, jedes Gerät, jede Befriedigung eines Genusses ist ihm ein Greuel. Notdürftig ernährt, noch notdürftiger bekleidet und nur vom Bettel lebend, zieht er obdachlos von Ort zu Ort. Sein ganzes Wesen ist kindliche Liebenswürdigkeit, und er geht auf in unermeßlichem Vertrauen zu Gott und Christus. Als die Vögel einst bei seinem Herannahen sitzen blieben und nicht fortflogen, hält er ihnen eine Predigt und er machte sich Vorwürfe, daß er dies nicht schon früher getan habe. Alles, auch das Unbelebte umfaßt er mit gleicher Liebe. Er nennt alles, was ihn umgibt, Bruder und Schwester, und ich kenne nichts Rührenderes als die Ansprache, die er an das glühende Eisen richtet, mit dem er bei einer Krankheit gebrannt werden sollte. „Mein

Bruder Feuer, der höchste Gott hat dich vor vielen Dingen schön und nützlich geschaffen, sei mir freundlich zu dieser Stunde. Ich bitte den hohen Herrn, der dich geschaffen hat, um deine Glut zu ermäßigen, auf daß ich vermag, sie auszuhalten.“ Sein kindlicher Glaube an Gott überhob ihn über jeden Zweifel, führte ihn über jede Gefahr hinweg. So begibt er sich zum Sultan Malec el Kamel, der damals vor Damiette lag, und er erbietet sich, durch das Feuer zu gehen, wenn der Sultan alsdann zum Christentum übergehen wolle. Dazu hatte Malec keine Lust, ob aber viele Christen es dem Muselmanne gleichgetan und den tollkühnen Bekehrer nach Hause geschickt hätten, das ist zum mindesten fraglich. Im Sommer 1224 hatte Franz nach 40tägigem Fasten die Vision eines Mannes mit sechs Flügeln, der an das Kreuz geheftet war. Er erschrickt, und es bilden sich Male an Händen und Füßen, die als hervorragende Fleischbildungen in Gestalt von Nägeln beschrieben werden. Diese Male hat der Heilige zu seinen Lebzeiten verborgen, und erst nach seinem Tode (14. Oktober 1226) sah sie das beglückte Volk. Bei dem Charakter des Heiligen ist es absolut ausgeschlossen, daß er an der Entstehung dieser Male in irgendeiner Weise beteiligt gewesen, oder daß sie gar auf Täuschung beruht hätten. Hat er sie wirklich besessen, so würde ihre Erklärung bei dem ekstatischen Manne auf keine besonderen Schwierigkeiten stoßen. Aber so recht hat sie eigentlich niemand gesehen. Der Hauptzeuge, Elias von Cortona ist ziemlich anrüchiger Natur, und von Anfang an sind Zweifel an der Echtheit der Wunden aufgetaucht, so daß es verschiedener Bullen der Päpste benötigte, um diesen Zweifeln entgegenzutreten.

Allein die Versicherungen der Päpste sind kein historischer Beweis, und wenn sich auch zu jener Zeit, wo der Ruhm des heiligen Franz und seiner Stigmatisation die ganze Welt durchdrang, das gleiche Wunder noch häufiger wiederholte, so fehlt doch hier wie überall der sichere Beleg, und alles ist nur Legende.

Das Wunder macht aber nicht immer den Heiligen, und auch auf dem Grabe des Abbé Pâris sind ebenso fest beglaubigte Wunder in einer solchen Menge geschehen, wie kaum bei einem offiziellen Heiligen, und doch dürfte sich die Kirche schwerlich dazu verstehen, den von ihr verworfenen Jansenisten deshalb für einen Heiligen zu erklären.

Zur gleichen Zeit, wie Franz seine Minoriten, gründete Dominikus Guzmann die Dominikaner, und der Erfolg der Minoriten

und der Ruhm des heiligen Franziskus erweckte den Neid der Dominikaner. Es galt daher um jeden Preis, diesen ein Paroli zu bieten, und sie verfielen auf die heilige Katharina von Siena, eine Wahl, die ihnen übrigens zur Ehre gereicht, da die heilige Katharina in der Tat eine der wunderbarsten Erscheinungen in jener an Geistesgrößen so reichen Zeit ist. Geboren 1347 in Siena als Zwillingskind einer mit Kindern besonders reich gesegneten Färberfamilie (22 Geschwister) hatte sie schon mit sechs Jahren Visionen und weiht sich ein Jahr später dem himmlischen Bräutigam, zu dessen Ehren sie sich die Haare abschneidet. Mit 15 Jahren tritt sie in den dritten Orden der Dominikaner, und von da ab ist ihr Leben eine fortlaufende Kette von Visionen, der strengsten Askese und von täglicher Ekstase. Stundenlang steht sie starr und unbeweglich, oder stürzt, wie Mohammed, besinnungslos zu Boden, während ihr aus der Tiefe des Gemütes die Gedanken zuströmen, die sie dem Herrn in den Mund legt. In ihrer Verzückung spricht sie mit Christus über alles und jedes, und diktiert aus der Verzückung heraus ihre Gespräche in einer genial kühnen Form, auch hier an die Suren des Mohammed erinnernd. (Der Dialog der heiligen Katharina.) Ursprünglich ohne Bildung, lernte sie erst spät lesen und noch später mit 30 Jahren schreiben. Obwohl sie die großen Schriftsteller ihrer Zeit (Dante, Petrarca, Boccaccio) nie gelesen hatte, gelten ihre Briefe auch heute noch als mustergültig und als die erste klassische Prosa Italiens, so daß ihr Biograph, von Hase, von ihr mit Recht sagen kann, daß sie die anerschaffene religiöse Genialität in der Freiheit ihres starken Willens zu einem Ideal der Frömmigkeit und der kirchlichen Form des Mittelalters für alle Zeiten zu einer herzerhebenden Anschauung verwirklicht habe. Wie bei Franziskus unterliegt auch hier der schwache Körper den unerhörten Kämpfen, und sie stirbt am 29. April 1380 mit 33 Jahren.

Selbstverständlich mußte die Heilige es ihrem Rivalen, wie in der Heiligkeit, auch in ihren Wundern zum mindesten gleich tun, und so erfahren wir von ihr, daß ihr Christus den Verlobungsring dargereicht und ihr anstatt ihres Herzens, das er ihr nahm, das seine eingesetzt, und ihr endlich auf Händen und Füßen die heiligen Wundmale und auf der Stirne die Zeichen der Dornenkrone eingefügt habe, die sie fühlt, aber nur allein sieht.

Seitdem begegnen wir in der Geschichte der Mystik noch mancher Stigmatisation, aber die Zeiten der unbedingten Gläubigkeit sind vorüber, und selbst über die Wunden der heiligen

Katharina konnte sich der Abbé Fleury, allerdings ein Zeitgenosse Voltaires, dahin äußern, daß solche Geschichten eher geeignet wären, die Autorität ihrer Biographen zu erschüttern, als die Katharinens zu befestigen. Zudem hatten diese Epigonen an Originalität eingebüßt. Die heilige Klara von Montefalco trug in der Gegend des Herzens alle Instrumente der Passion, und wenn Marie Alacoque die heilige Katharina zu kopieren versuchte, so geschah dies mit nur geringem Geschicke. Von Maria von Moerl berichtet Görres in seiner christlichen Mystik, daß ihre über die Brust gekreuzten Hände die Blutmale sehen ließen; ihr Gesicht war der Kirche zugewandt, ihre gegen den Himmel gerichteten Augen drückten eine tiefe Versenkung aus, und nichts Äußeres konnte sie berühren. Keine Bewegung machte sich bemerkbar. „Es war ein Anblick, den ich nur mit dem der Engel vergleichen kann, wenn wir sie zum Gebete am Throne Gottes hingesunken sehen." Ob Görres und seiner Mystik aber der Wert eines wissenschaftlichen Beweises zukommt, erscheint mir fraglich. Von Haase bezeichnet sie als eine Mischung von phantastischer Natur, Philosophie und genialer Gläubigkeit, und wenn Görres glaubt, „dem dummen, frechen, brutalen Ableugnen der Tatsachen damit für alle Zeit ein Ende gemacht zu haben", so glaube ich, daß er sich auch hierin getäuscht hat.

Hier wäre auch die Louise Lateau zu erwähnen, die Stigmatisierte von Bois d'Haine, geboren am 30. Januar 1850. Bis 1867 gesund, litt sie um diese Zeit an Bleichsucht und allerhand neuralgischen Beschwerden, besonders des Kopfes. Ende März 1867 spuckte sie Blut, und am 19. April 1867 traten die ersten Regeln ein. Wenige Tage später, Freitag den 24. April, zeigte sich eine Blutung aus der linken Seite, am folgenden Freitag auch auf dem linken Fußrücken, am dritten Freitag aus Händen und Füßen und endlich am 28. September auch aus der Stirne. Im Juli desselben Jahres treten die ersten ekstatischen Anfälle auf, die sich von da ab stets zur selben Stunde wiederholten. Über die Stigmatisierte von Bois d'Haine ist seinerzeit viel geschrieben und gestritten worden, und es hat sogar an sogenannten wissenschaftlichen Untersuchungen nicht gefehlt. Selbstverständlich ist die Atmosphäre eines Wallfahrtsortes und die ganze Umgebung einer angehenden Heiligen nicht dazu angetan, wissenschaftliche Untersuchungen zu fördern, ganz abgesehen davon, daß ihnen von maßgebender Seite von vornherein wenig Lust entgegengetragen wird.

Aber selbst unter den weit günstigeren Verhältnissen eines Krankenhauses kann die Entlarvung einer Täuschung mitunter recht schwierig sein, und darin sind uns die Hysterischen zuweilen über. So stellte Schimmelbusch in der Berliner Medizinischen Gesellschaft am 26. Oktober 1892 eine hysterische Person vor, die sich durch Reiben eine langwierige Verletzung an der Brust beigebracht und trotz der sorgfältigsten Überwachung unterhalten hatte. Etwas Ähnliches habe ich seinerzeit in der Irrenanstalt Grafenberg beobachtet. Ich behandelte dort ein etwa 18jähriges Mädchen, das von Geburt an als albern und einfältig geschildert wird und späterhin in eine geistige Störung verfallen war, die man jetzt als Jugendirresein bezeichnen würde. Sie erging sich in allerhand Selbstanklagen von unglaublich läppischer Natur, machte die albernsten Versuche, sich zu beschädigen oder gar das Leben zu nehmen, und war durch ihre Unsauberkeit, ihr beständiges Quängeln und Jammern ein Kreuz des Pflegepersonals. Dieses Mädchen verfiel nach einiger Zeit in einen Zustand der Starrheit (Katatonie). Sie lag unbeweglich zu Bett, auf dem Rücken, die Füße übereinander gelegt und war über und über in Schweiß gebadet. Bald entwickelten sich auf dem Rücken der Füße wunde, blutende Stellen, und die gleiche Erscheinung trat auf dem Rücken der Hände auf, während die Haut der Stirne von kleinen durchscheinenden Schweißblasen emporgehoben wurde, so daß man mit einiger Phantasie eine Dornenkrone darin erblicken konnte. Es war mithin eine regelrechte Stigmatisation, und das Pflegepersonal erklärte mir offen, daß es lediglich die ihm nur zu wohl bekannte Persönlichkeit der Stigmatisierten sei, die es ihm unmöglich mache, hier an ein Wunder zu glauben.

Seher und Propheten. Swedenborg.

Eine wundersame Erscheinung tritt uns in den biblischen Erzählungen von den Propheten entgegen. Was wir dort von ihnen erfahren, muß uns heute an ihrem Geisteszustande zweifeln lassen, und daß es schon damals nicht viel anders war, dafür legt uns schon die Sprache die Vermutung nahe. In den semitischen Sprachen nämlich finden wir dieselbe Bezeichnung für Wahnsinnige

und Propheten, Nabi und in der Mehrzahl Nebiim, und noch in der griechischen Mania verschmilzt der Begriff des Irreseins mit dem der Inspiration. Sie kann nach Plato als prophetische Begeisterung oder als Krankheit zum Ausbruch kommen, beide Formen gehen ineinander über und sind schwer zu unterscheiden. Sokrates äußert sich darüber bei Plato: Zunächst ist uns durch das uns von den Göttern geschenkte Irresein Heil widerfahren. Die delphischen Propheten und die Priesterinnen von Dodona haben den Griechen herrliche Dienste geleistet, wenn sie in innerer Bewegung waren, während ihre in nicht begeistertem Zustande erteilten Aussprüche wenig oder gar nichts gefördert haben.

Alle alten Völker hatten ihre Nebiim, d. h. Männer, die im Namen Gottes oder einer übernatürlichen Gewalt sprachen. Der Prophet ist ein von Gott besessener Mensch, der durch die Macht seiner Persönlichkeit wirkt, und der aus abnorm starkem inneren Drange, namentlich infolge von Verzückungszuständen, seine Mitmenschen für ethisch-religiöse Ideen zu begeistern sucht und tatsächlich begeistert. Vom gewöhnlichen Schwärmer unterscheidet ihn der Erfolg, vom Politiker die Unausführbarkeit der Ziele, die er sich stellt. Sein Ansehen wächst mit der Ferne des Ortes und der Zeit, und daß kein Prophet in seinem Lande geehrt wird, besagt schon das Sprichwort.

Bei den andern Völkern war der Prophet ein Seher und Zauberer, ein Zwischending von Scharlatan, Narr und Inspiriertem, bei den Juden wurde er zur mächtigen Waffe der Inspirierten, die im Namen Jahwes, des nationalen Gottes der Israeliten, zu diesen sprachen. Im Anfange war dies wohl nicht der Fall. Zur Zeit des Saul sah es trübe aus in Israel. Die Philister, ein von Ägypten heraufgekommenes kleines Volk, waren den Israeliten in militärischer und politischer Organisation bedeutend überlegen. Sie drängten die Stämme zurück und waren halbe Herren des Landes geworden. Sie hatten das alte Heiligtum Silo zerstört, und die dortigen Priesterfamilien mußten südwärts nach Nob zum Stamme Benjamin fliehen. Raub und Mord herrschten überall. Die Scham über solche Schmach äußerte sich bei den Israeliten, wie es scheint, in einer religiösen Erregung, die sich der Gemüter bemächtigte. Banden von ekstatischen Schwärmern tauchten hier und da auf, sie veranstalteten mit Harfe, Pauke, Flöte und Zither Aufzüge, die oft zu wilden Tänzen ausarteten, und selbst ganz nüchterne Menschen wurden mit ansteckender Gewalt in ihre tollen Kreise gezogen.

Das waren die Nebiim, die Propheten im älteren Sinne, etwa den heutigen Derwischen vergleichbar. Unter den Kanaanitern hatte es sie längst gegeben, das Neue war, daß dieser Geist auch auf Israel übersprang, und die dumpfe Erregung sich in dieser Weise Luft machte. Zu diesen alten Nebiim wird man auch den Propheten Samuel zu rechnen haben. Jedenfalls war er als Fanatiker von seiner göttlichen Mission überzeugt und nicht geneigt, Widerspruch und Widerlegung oder irgend einen Gegensatz zu dulden. Er tötet den König Agaz vor Saul, der ihn am Leben gelassen hatte, und seine Erregung steigert sich zu Halluzinationen und macht sich in Zornesausbrüchen und in Größenwahn Luft. So lange er irgend kann, sträubt er sich, dem Willen des Volkes nachzugeben und einen König zu wählen, und als er endlich dem Drängen nachgeben und den Saul zum Könige machen muß, tut er es nur widerwillig und sucht ihn, so lange er kann, als williges Werkzeug in der Hand zu halten. Ob er von der Krankheit Sauls Kenntnis und mit ihr gerechnet hatte? Jedenfalls war seine Wahl so unglücklich, wie nur möglich, denn Saul war epileptisch und abwechselnd von Wutanfällen und von einer tiefen melancholischen Depression heimgesucht, in der er sich das Leben nahm. Diese Nebiim waren teils Ekstatiker und Visionäre, die entweder wie Elisa unter der Dynastie Jehu ihrem Könige dienten, oder auch ungefragt, unwillkommen und unbelohnt Jahwes Zorn über das sündige Volk herabriefen, da der Geist sie trieb, wie Ahia gegen Salomon, Micha ben Jimla gegen Ahab eifert, und Elisa unter den Omaiden, teils machten sie aus ihrem geheimnisvollen Zustande ein Gewerbe. Aber selbst die großen Propheten, die zur Zeit des Vordringens der Assyrer, 800 n. Chr., auftraten, und die mit ihren großen Zielen wuchsen, benahmen sich vielfach wie wirkliche Geisteskranke, und sogar einer ihrer Größten, Isaia, ist nicht frei von ekstatischen Zuständen, in denen er nackt umherläuft, wenn man auch seinen Visionen jenen Stempel der inneren Begründung zugestehen muß, den wir bei der Jungfrau von Orleans finden, daß er nämlich nur das sieht und verkündet, was er in seinem Innern ahnt, und dessen Ausführung er zum Teil in der eigenen Hand zu halten glaubt. Als Elisa eines der Prophetenkinder zu Jehu schickt, um ihm zu sagen, daß er König werde, fragte die Umgebung des Königs: warum ist dieser Rasende zu dir gekommen? Und Semaja bezeichnet Jeremias als einen Weissager, der in Kerker und Stock gelegt werden sollte.

Auch Jeremias und Ezechiel begehen auf Geheiß des Herrn die törichtesten Dinge.

Allmählich überwiegt der Gedanke über die Form, und nicht selten war die größere politische Einsicht auf ihrer Seite. So hatte Jeremias begriffen, daß es für das kleine Juda eine Torheit sei, große Politik zu treiben und sich mit dem schwachen Ägypten gegen das starke Babylon zu verbinden. Deshalb eiferte er gegen seinen König Jojakim und sein Volk mit unerhörter Kraft und Beredsamkeit, als sie sich in diese politischen Händel einließen. Daß sie alle mehr oder weniger Wunder verübten, wollen wir ihnen nicht allzu hoch anschreiben. Wir wissen, daß das Wunder für die Propheten wie für die Heiligen obligatorisch war, daß sie als solche Wunder tun mußten und man selbstverständlich ihr Leben damit durchwebte. Im übrigen waren ihre Prophezeiungen dunkel und unklar und oft von einer so absichtlichen Doppelsinnigkeit, daß sie vielfacher Deutung zulässig waren.

Ein ganz und gar von Sagen umwobener Prophet ist Merlin, einer der bekanntesten Zauberer des Mittelalters. In Wirklichkeit war er ein kambrischer Barde am Hofe des Königs Artur, mit Namen Ambrosius, und der Beiname Merlin oder Marzin war der eines keltischen Gottes. Nach einer Schlacht gegen die Briten des Nordens ergreift ihn Ekel und Verzweiflung über den Bruderkampf, und er zieht sich in die Wälder zurück, wo er von den Pikten erschlagen wird. Merlin hatte Visionen und die Gabe der Ekstase, worin er prophezeite, und da seine Mutter eine Vestalin war, hatte sie als Vater ihres Kindes einen Waldgott angegeben, was ihrem Sohne den Ruf eines Zauberers und eines Teufelssohnes einbrachte.

Wenn von Mohammed die Rede ist, dann wird man selten die Bemerkung vermissen, daß er epileptisch gewesen sei, und er muß es sich mit Cäsar, Napoleon u. a. gefallen lassen, als ein Beweis dafür angeführt zu werden, daß eine Reihe von großen Männern an Epilepsie gelitten hätte, ohne daß dieses ihrer Geistesgröße wesentliche Eintracht getan. An einer andern Stelle — Deutsche Revue Juli 1901, Über die Gefährlichkeit der Epileptiker — habe ich darauf hingewiesen, daß Cäsar und Napoleon wohl kaum hierfür in Anspruch genommen werden können, und würden wir auch selbst die epileptische Natur derartiger Anfälle annehmen, was keineswegs feststeht, und von denen bei Cäsar zwei, bei Napoleon nur einer beobachtet wurden, so würden diese vereinzelten Anfälle noch lange keine Epilepsie ausmachen.

Bei Mohammed liegt die Sache insofern anders, als er nachweislich von häufigen Anfällen befallen wurde. Soweit wir nämlich historisch beglaubigte Mitteilungen über den Propheten besitzen, ist darüber wohl kaum ein Zweifel, daß er an Sinnestäuschungen gelitten hat, die anfallsweise auftraten, und zu denen sich krampfartige Zustände gesellten. Mohammed merkte das Herannahen eines solchen Anfalles, und er machte seine Umgebung darauf aufmerksam. Er sank zusammen, bedeckte sich mit Schweiß und verblieb eine Zeitlang in diesem Zustande. So weit wäre gegen die epileptische Natur dieser Zustände kaum etwas einzuwenden, wenn nicht ein anderer Umstand diese Annahme unmöglich machte. Der Prophet diktierte unmittelbar aus dem Anfalle heraus die Suren des Korans, als Mitteilungen, die er während des Anfalles von dem Erzengel Gabriel erhalten hatte. Mit der Natur eines epileptischen Anfalles ist dies unvereinbar. Der epileptische Anfall ist eine Störung des Bewußtseins, und der Epileptiker nimmt von alledem, was während des Anfalles mit ihm geschehen ist, keine Erinnerung mit hinaus. Er erwacht aus seinem unbesinnlichen Zustande mit einem Gefühle der Benommenheit, und erst allmählich kehrt ihm das Bewußtsein seiner selbst und seiner Umgebung zurück. Und auch dann fühlt er sich noch längere Zeit hindurch müde und abgeschlagen und unfähig zu jeder geistigen Arbeit. Bei Mohammed dagegen sehen wir, wie er unmittelbar hinterher in ekstatischem Zustande seiner Umgebung Offenbarungen verkündet, die ihm, dem Sendboten Allahs, von oben herab geworden sind, und zwar tut er dies in einer Sprache, deren poetischer Schwung und dämonische Gewalt heute noch unsere Bewunderung erregen. Sie stellen im Beginne seiner Laufbahn als Prophet Momentbilder seiner jeweiligen Gemütsstimmung dar, Antworten auf Fragen, die ihn gerade beschäftigen, um sich dann in Medina einer andern Aufgabe zuzuwenden. Der Sendbote Allahs, der aus seiner Begeisterung heraus die Kraft zur Verkündigung eines neuen Glaubens geschöpft hatte, wird nun zum Gelehrten, zum Krieger und Politiker. Der Koran ist von da an nicht mehr die mystische Begründung eines neuen Glaubens, sondern er wird zum Gesetzbuch, die dichterische Begeisterung der ersten Periode wird zur praktischen Prosa, die kurze Sure zur längeren Verordnung.

Ein derartiges Verhalten ist bei der Epilepsie einfach ausgeschlossen, und mögen nun die obigen Zustände Mohammeds wirklich krankhafter Natur gewesen oder von ihm, dem Sinne seiner

Zeit nach und zur Bekräftigung seiner göttlichen Sendung, seiner Umgebung gegenüber mehr willkürlich in Szene gesetzt sein, ihre epileptische Natur ist damit abgetan, und es wäre daher wirklich an der Zeit, diese Geistesheroen nicht länger mit der Epilepsie in Verbindung zu bringen, eine Annahme, die für Mohammed schon der alte Gibbon als eine absurde Lüge der Griechen zurückgewiesen hat.

Wohl aber hat Mohammed an ausgebildeten ekstatischen Zuständen gelitten, und zwar schöpft er, wie Sokrates und Johanna, aus dem Borne seines genialen Innern, er verkündet die Aufgabe, und er ist es, der sie löst.

Als er am 20. April 570 zu Mekka das Licht der Welt erblickte, war Mekka eine bedeutende Handelsstadt. Er selber war früh verwaist und bei seinem Großvater und später bei seinem Onkel Abu Taleb erzogen, von großer geistiger Begabung, wenn er auch Zeit seines Lebens des Lesens und Schreibens unkundig geblieben ist. Wie hoch er von seinen Stammesgenossen schon damals eingeschätzt wurde, geht daraus hervor, daß sie ihn, den unbemittelten Mann, der als Hirt in die Dienste der wohlhabenden und nebenbei tüchtigen Witwe Chadiga getreten war, zum Schiedsrichter bei Streitigkeiten wählten. Der religiösen Stimmung der Araber seiner Zeit folgend, suchte er die Einsamkeit der Wüste auf und erging sich dort in mystischen Betrachtungen. Hier hatte er mit 42 Jahren seine erste Halluzination, indem er auf dem Berge Hira Stimmen hörte, die ihm zuriefen: O Mohammed, du bist in Wahrheit der Prophet des Herrn und ich bin Gabriel. Zu gleicher Zeit ist ihm der Erzengel erschienen, und er erzählte seine Erscheinung seiner Frau, derselben im übrigen 12 Jahre älteren Chadiga, die er mit 25 Jahren geheiratet, und die ihm sechs Kinder geschenkt hatte. Von da ab suchte er mit um so größerem Eifer die Einsamkeit der Wüste auf, aber die Hoffnung auf eine neue Erscheinung blieb lange ungestillt, so daß er sich schon mit Selbstmordgedanken trug. Da treten sie von neuem auf, er hört und sieht, und verfällt in jene ekstatischen Zustände, deren ich vorhin gedacht habe. Waren diese Zustände vorbei, dann hub er sogleich lächelnd zu sprechen an.

622 war die Flucht von Mekka nach Medina, und Mohammed war damals 51 Jahre alt. Hiermit beginnt ein Siegeszug und die Ausbreitung seiner Lehre, und er ist bis zu seinem Tode derselbe geistig klare und bedeutende Mensch geblieben, als der er uns sein ganzes Leben hindurch entgegentritt. Er starb 63 Jahre alt am

8. Juni 632 an einer fieberhaften Erkrankung. Als Kind seiner Zeit und seines Volkes glaubte er an den unmittelbaren Einfluß Gottes und an Geister. Er sieht daher in seinen Sinnestäuschungen die Eingebungen Allahs, und Chadiga und die Seinen schöpfen aus dieser Überzeugung die Kraft, auszuharren und trotz aller Widerwärtigkeiten zum endlichen Siege vorzudringen.

Wenn ich hier die Geschichte eines mehr modernen Sehers etwas eingehender behandle, so bestimmen mich hierbei zwei Gesichtspunkte, da Swedenborgs Ansehen, und von ihm will ich hier reden, einmal auch heute noch von vielen hochgehalten und seine Meinungen von ihnen geteilt werden, und anderseits seine Geschichte nicht in das Dunkel der Jahrhunderte gehüllt ist, sondern gerade für ihn bestimmte Angaben vorliegen.

Emanuel Swedenborg stammt aus einer sehr frommen Familie, und sein Vater war ein energisches Mitglied der ecclesia militans. Vor allem war er ein fruchtbarer Schriftsteller, und er selber äußerte sich darüber, daß zehn Karren nicht imstande seien, das wegzufahren, was er schon geschrieben habe, und des noch nicht Gedruckten sei gewiß ebenso viel. Auch heilte er auf seinen Glauben hin und trieb Teufel aus, im übrigen aber war er ein ebenso tüchtiger wie tätiger Mann, der sich zu einer Zeit große Verdienste um sein Vaterland erwarb, wo Schweden durch Krieg, Pest und Hungersnot tief daniederlag. Auch zeigte er für die Wissenschaften lebhaftes Interesse. Von der Mutter wissen wir nur, daß sie für eine energische Frau galt. Er selber wurde am 29. Januar 1688 in Stockholm geboren und in den Grundzügen der strengen kirchlichen Orthodoxie und in der geistlichen Atmosphäre des elterlichen Hauses erzogen. Hier setzte er durch seine Frühreife Eltern und Umgebung in Staunen. Vom sechsten bis zehnten Jahre war es mein Vergnügen, schreibt er später, mit den Priestern vom Glauben zu reden, und seine Eltern äußerten sich darüber, daß Engel aus ihm redeten. Daß Selbstbewußtsein und Selbstgenügsamkeit bei dem Wunderkinde den üppigsten Boden für ihr Gedeihen fanden, kann uns nicht wundernehmen, und sie wuchsen sich in der Tat zu einer seltenen Vollkommenheit aus. Der produktivste aller Schriftsteller ist gleichzeitig der ärmste an Literaturkenntnis. Niemals hat sich wohl einer weniger um das gekümmert, was andere vor ihm gedacht oder geschrieben hatten, und außer der Bibel besaß er kaum ein anderes Buch. Daher stellten sich seinen Plänen und Erfindungen keine Hindernisse entgegen; er will jeden Tag „Neues und bis dahin Un-

erhörtes erfinden", und furchtlos wagt er sich an die schwierigsten Probleme, die er ebenso rücksichtslos durch Analogie löst, ohne sich um Begründung und experimentellen Nachweis zu bekümmern. Daß hierdurch jede gesunde Basis des Gehirnes zerstört, und jede Grenze zwischen Phantasie und Wirklichkeit verwischt werden muß, liegt auf der Hand, und wenn er dieser Gefahr nicht sofort und ganz unterlegen ist, so bewahrte ihn hiervor die vorzugsweise praktische Richtung seiner Studien. Zu einer Zeit der reinen Metaphysik stoßen wir bei ihm auf geradezu bewunderungswerte Ansichten, und er war seinen Zeitgenossen in der Kenntnis mancher Wissenschaften, so unter anderm in der Metallurgie, weit voraus, und durch alle Verkehrtheiten hindurch dringt immer wieder siegreich das reine Licht seines großen und umfassenden Verstandes. So war es ihm bereits klar, daß Wärme, Licht und Elektrizität nur verschiedene Äußerungen ein und derselben Kraft seien, welche die ganze Welt erfülle, und wenn er sich in seinen Spekulationen von dem Boden der Tatsachen auch schon in einer recht bedenklichen Weise entfernte, enthalten seine Werke doch eine Unsumme positiven Wissens, so daß ihn Emerson mit Recht als eines der Mastodons der Literatur bezeichnen konnte. Nach dem Tode seines Vaters, 1735, studierte er noch Anatomie und Physiologie; er besuchte die Universitäten zu Brüssel, Paris, Turin, Mailand und Venedig und brachte sieben Jahre auf Reisen zu. Im Jahre 1741 erscheint seine „Ökonomie des Tierreiches", der 1744 das „Tierreich" folgt. Schon in dem ersten seiner Werke, den op. philos. et mineralog., die 1734 erschienen waren, tritt die Absicht zutage, durch die Betrachtung der physischen Welt zu einer Erklärung der Seele vorzuschreiten, und in der „Ökonomie des Tierreichs" ergeht er sich in tierisch-magnetischen Studien, so daß man schon hier die Uranfänge seiner späteren sonderbaren Ideen über die Welt der Geister erkennen kann. Von da ab wandelt er seine eigenen Wege auf der Bahn der Theosophie, ohne jede Rücksicht auf die Meinungen und Entdeckungen anderer. Daß er hierbei auf Irrwege geraten mußte, ist ebenso erklärlich, wie die Gleichgültigkeit und die geringe Anerkennung seiner Zeitgenossen, und die tiefe Kränkung seines verletzten Selbstbewußtseins spiegelt sich in seinen späteren Visionen wider. Bis dahin aber haben wir es noch mit der natürlichen Entwicklung seines bisherigen Wesens zu tun, das uns wohl genug des Absonderlichen und Abnormen, aber doch nichts eigentlich Krankhaftes darbietet.

Da wurde im Jahre 1858 in Stockholm ein Tagebuch Swedenborgs entdeckt, das er in den Jahren 1743—1744 in London geschrieben hatte, und das u. a. eine Reihe von Träumen und deren Auslegung enthält. Diese Träume sind so lebhaft, daß sie schon die Grenze von Traum und Wirklichkeit erreichen, und er selber weist darauf hin, wie er weder wach noch schlafend gewesen sei, sondern sich in einem sonderbaren Zustande von Bewußtseinsstörung befunden habe. Auch entspricht es nur seinem sonstigen Ideengange, wenn er ihnen eine metaphysische Erklärung unterlegt. Dieses Tagebuch hat nun eine Lücke von drei Wochen, und in diese Zeit fällt seine Erkrankung. Sein Hauswirt Brockmann berichtet darüber am 27. August 1796 an Mathesius. Im Juni 1744 findet er eines Tages Swedenborg, nachdem er sich zwei Tage in seinem Zimmer eingeschlossen hatte, ganz verstört, die Haare gesträubt, den Mund voll Schaum. Er versucht zu reden, stottert, kann seine Gedanken nicht äußern. Endlich erzählt er, daß er Messias und gekommen sei, um für die Juden gekreuzigt zu werden. Brockmann solle sein Sprecher sein und mit ihm in die Synagoge gehen, um den Juden seine Worte zu verkünden. Er benutzte am andern Tage die Abwesenheit Brockmanns, um sich von Hause zu entfernen; er entkleidet sich auf der Straße und wälzt sich im Straßenkote umher, nachdem er sein Geld verteilt hatte. So finden ihn Bedienstete des schwedischen Gesandten, der ihn eine Zeitlang bewachen läßt. Er wird ruhiger, behält aber den Gedanken des Messias bei. Swedenborg war um jene Zeit 56 Jahre alt, und wir haben es mit dem akuten Ausbruche eines systematischen Wahnes zu tun. Diese Psychose bildet sich aus dem Charakter heraus, dessen natürliche und naturgemäße Entwicklung sie darstellt. Kein greller Sprung trennt sie von den gesunden Tagen, und die Lebensgeschichte ist auch die Krankheitsgeschichte. Seitdem ist er nicht mehr gesund geworden, und sein Tagebuch bestätigt dies. Am 1. und 2. Juli erzählt er von Visionen und von wundersamen Zuständen, wo sein geistiges Ich von dem körperlichen getrennt war. 1745 kehrte er nach Schweden zurück und gab seine Assessorstelle auf, um sich mit Aufgabe aller wissenschaftlichen Arbeiten nur dem Werke zu widmen, zu dem ihn Gott selbst berufen. Von jetzt an stürmen die Visionen auf ihn ein, wie sie es seinerzeit auf Mohammed getan, und wie damals zu jenem, spricht jetzt Gott zu ihm, der ihm in Gestalt eines lichtstrahlenden Mannes erscheint: „Ich bin Gott, dein Herr, Schöpfer und Erlöser, ich habe dich erwählt, den Men-

schen den innern und geistigen Sinn der Heiligen Schrift auszulegen. Ich werde dir diktieren, was du schreiben sollst.“ Des ferneren verleiht ihm Gott die Gabe, die geistige Welt schon zur Lebenszeit zu besuchen, und zwar so, daß die seligen Geister nicht anders wüßten, als daß er zu ihnen gehöre, und es ist charakteristisch für seine Selbstüberhebung, daß er mehr ist als die Engel, und daß er alles im Himmel und auf der Erde sieht. Für ihn ist die geistige und körperliche Welt kaum verschieden, es besteht so wenig Unterschied zwischen dem geistigen und dem körperlichen Leben, daß die Verstorbenen kaum bemerken, daß eine Veränderung mit ihnen vorgegangen sei. Der Tod ist nur eine Fortsetzung des Lebens, ein einfacher Übergang in eine andere Art des Seins. Jeder Mensch nimmt sich selbst mit in die andere Welt, was er hier treibt, treibt er dort und er behält seine alten Gewohnheiten und Neigungen bei. Swedenborg sieht einen Gelehrten mit einem Buch unter dem Arme durch die Straßen des Himmels wandern. In dieser Art übertragen sich seine ungeordneten Ideen nach außen als die wunderbaren Phantasien eines krankhaft produzierenden Geistes, als die Träume eines Wahnsinnigen, und bei alledem lassen die Trümmer noch die frühere Größe erkennen. Ein Spaziergang durch seine Phantasien bietet so viel des Interessanten, daß ich ungern darauf verzichten möchte. Selbstverständlich steht bei allem, was er schreibt, seine Persönlichkeit im Vordergrunde, und wehe dem, der ihm und seinem Selbstgefühle nicht genehm ist. So geht er vielen Personen des Alten und Neuen Testamentes gewaltig zu Leibe, weil sie ihm aus irgendeinem Grunde lästig sind, und er in ihnen einen Nebenbuhler wittert. Dem David traut er die Absicht zu, sich zu Gott zu machen, und das gleiche versucht Paulus mit Hilfe des Satans. Paulus gibt dem Swedenborg auch ehebrecherische Gedanken ein. Er trifft Luther, aber nicht im Himmelreiche, sondern in einer Art von Fegefeuer, dem Geisterreiche, wo Besserungsversuche mit ihm gemacht werden. Er erhält bei seinem Fortgange von einem Engel die tröstliche Versicherung, daß hierzu alle Aussicht vorhanden sei, obwohl der Reformator sehr eigensinnig wäre. Schlimmer kommt schon Melanchthon fort, da er kaum zu überzeugen sein werde, daß seine Ansichten von der Rechtfertigung durch den Glauben allein falsch seien. Am schlimmsten aber ergeht es Kalvin; er sieht ihn in eine scheußliche Grube herabfallen. (Göttl. Offenbarung II.) Andere kommen besser fort. So paßt es ihm, Elisabeth von Rußland, Ludwig XIV. und Georg II.

von England im Himmel zu sehen. Die Katholiken kommen dagegen erst in den Himmel, nachdem sie von protestantischen Geistlichen unterrichtet sind und sich gebessert haben. Besonderen Anstoß haben von je seine Anschuldigungen gegen die Quäker erregt, die seinen Zorn auf sich gezogen hatten. Er überhäuft sie mit Beschuldigungen nach der Art jener, die man seinerzeit gegen die ersten Christen aussprach, und von diesen später den Gnostikern zugeschoben wurden. Sie geben sich mit ihren Töchtern und Mägden der abscheulichsten Unzucht hin, und ein Engel erzählt ihm, wie die Quäkergeister in dichten Wäldern wie die Schweine umherirren, ihres Geizes und ihrer Schmutzerei willen.

Andere Vorstellungen sind mehr kindlicher Natur. So ist er dreimal auf dem Saturn gewesen, sechsmal auf dem Merkur und einmal auf dem Monde. Die Mondbewohner sind Pygmäen, die so fürchterlich schreien können, daß man darüber das Gehör verlieren möchte, sie sind hurtig und behend und tragen einander huckepack. Auf dem Planeten Merkur sieht er einen Mann in tiefblauem Anzuge, dicht anschließend und ohne Falten, und auf dem Jupiter laufen wilde Pferde umher. Im übrigen ist drüben alles wie bei uns. Es gibt Häuser und Paläste, der Mann sucht seine Frau, die Frau den Mann, doch sind Ausnahmen zulässig. Jeder behält seine Gewohnheiten bei, auch die Nationen, und die Holländer beschäftigen sich drüben wie hier mit dem Handel.

Unter seinen Händen müssen sich die biblischen Schriften eine völlige Umwandlung gefallen lassen, und sie erhalten ihre wahre Bedeutung erst durch die Korrespondenzen, d. h. in der Bibel entspricht jedem äußern Sinne ein innerer Sinn, und erst dadurch werden die Namen, Zahlen und vieles andere in der Schrift verständlich. Nehmen wir hierzu, daß für ihn die Offenbarung Johannes das Hauptbuch der Bibel ist und er sie dem Verständnisse durch seine Korrespondenzen näher bringen will, dann kann man sich ungefähr eine Vorstellung davon machen, was bei einer solchen Exegese herauskommt. Im übrigen verwirft Swedenborg die Trinität und die Auferstehung des Fleisches. Unter den Geistern und Engeln, d. h. abgeschiedenen Geistern der in Gott Verstorbenen — andere Engel kennt Swedenborg nicht — gibt es geistige Krankheiten und geistige Nutzleistungen, die natürlichen Krankheiten und natürlichen Heilungen in dieser Welt entsprechen, und da es somit in der geistigen Welt keine natürlichen Krankheiten gibt, so gibt es dort auch keine Hospitäler, sondern statt ihrer geistige

Irrenhäuser, in denen sich solche befinden, welche Gott theoretisch geleugnet, und andere, in denen die sind, welche ihn praktisch geleugnet haben. Die, welche in der Welt Idioten waren, sind auch bei ihrer Ankunft in der andern Welt blödsinnig und unwissend. Sind sie aber von ihrem Äußeren entkleidet, und wird ihr Inneres geöffnet, was ihnen allen geschieht, so erhalten sie Verstand gemäß ihrem Wesen und Leben, da wirkliche Narrheit und Wahnsinn in dem äußeren natürlichen und nicht in dem inneren geistigen Leben ihren Sitz haben.

Vielfach bringt er die Aussprüche Christi mit den Anforderungen des täglichen Lebens in Übereinstimmung, und hierdurch dürfte sich der Erfolg seiner Lehre im allgemeinen und auf die besitzenden Klassen im besonderen erklären, wie sich denn bei ihm immer wieder praktische Anschauungen und oft eine Größe der Auffassung und eine Tiefe des Gefühls finden, die es uns schwer machen, die Behauptung aufrecht zu erhalten, daß wir es mit einem Geisteskranken zu tun haben. Und doch kann darüber auf Grund dieser selben Aufzeichnungen kein Zweifel sein. Er spricht dort von den nächtlichen Beängstigungen, denen er ausgesetzt war, und die er alle auf die Einflüsse der Geister zurückführt. So versuchen die Geister ihn zu ersticken, aber Gott flößt ihm neuen Atem ein; ein andermal reizen sie ihn zum Stehlen. Er schreibt darüber: „Ich bemerkte, wie gewisse Geister mich zum Stehlen wertloser Dinge zu verleiten suchten, wie man sie in den Läden findet, und so groß war ihr Verlangen, daß sie in Wirklichkeit meine Hand bewegten. Ich erlangte die Gewißheit, daß diese Geister im Leben Kaufleute gewesen, welche Kunden durch allerhand Kunststücke betrogen und dies für erlaubt gehalten hatten. Wenn sie bei mir waren und ich sah irgend etwas in einem Laden oder ein Stück Geld, so wurde ihre Begierde auf mich übertragen, denn indem sie mich für sie hielten, drängten sie mich, meine Hand auszustrecken und zu stehlen, was ganz gegen meine sonstige Neigung war.“ Ein andermal treiben ihn die Geister zum Selbstmord an und daß er sich unter die Räder eines Wagens werfen solle. „Ein gewisses Frauenzimmer, Sara Hesselia, hatte eine so große Abneigung gegen ihre Eltern gefaßt, daß sie diese vergiften wollte. Sie glaubte, ich wollte sie heiraten, und als sie merkte, daß sie sich hierin geirrt, faßte sie einen solchen Haß gegen mich, daß sie mich ermordet hätte, wenn sie dies gekonnt. Sie starb bald nachher. Kurze Zeit bevor ich die Fähigkeit erlangte, mit den Geistern zu verkehren, hatte ich den

Drang, mir das Leben mit einem Messer zu nehmen. Der Drang war so groß, daß ich das Messer in einer Schublade verschließen mußte. Ich habe nun herausbekommen, daß es Sara Hesselia war, die in mir die Selbstmordneigung erweckte, so oft ich das Messer sah. Es hat demnach den Anschein, als wenn Menschen unbewußt von Geistern angefallen werden, von denen sie während ihres Lebens gehaßt werden.“ Bei alledem war noch Gesundes genug in ihm, um diesen Einflüssen der bösen Geister zu widerstehen. Alles in allem gruppiert sich die neue Kirche um die Person Swedenborgs, und es ist der Egoismus des Paranoikers, der uns daraus entgegentritt. Mit Swedenborg, und nicht mit Christus, kehrt die goldene Zeit zurück, durch ihn ist Christus zum zweiten Male gekommen, zur Errichtung der neuen Kirche, die in den Offenbarungen unter dem Namen des neuen Jerusalem bezeichnet sei.

Seine letzte Schrift „Die wahre christliche Religion“ enthält die gesamte Theorie der neuen Kirche. Das neue Reich Gottes auf Erden beginnt mit dem 19. Juni 1670, denn so wie die letzten Worte dieses Werkes niedergeschrieben waren, sandte Jesus Christus seine zwölf Apostel durch die ganze Himmel- und Geisterwelt, um ihr die frohe Botschaft zu verkünden, daß von nun an er, dessen Reich kein Ende nehme, für und für regiere.

Im Jahre 1761 nahm er eine kurze Zeitlang an den Sitzungen des schwedischen Herrenhauses teil (er war schon früher in den Adelstand erhoben worden), zog sich indes bald davon zurück. Von Zeit zu Zeit traten Zustände von Ekstase auf, in denen er tagelang zu Bette lag, ohne Nahrung zu sich zu nehmen. 1771 erlitt er einen Schlaganfall, von dem er sich indes erholte, und er starb am 29. März 1772 in London, 85 Jahre alt.

Nach alledem ist es ohne weiteres klar, daß Swedenborg an Sinnestäuschungen gelitten hat. Er selber erklärt den Zweiflern gegenüber: „Ich sah diese Dinge nicht in einem Zustande des Schlafes, sondern in vollständigem Wachsein. Ob ich mit den Aposteln geredet habe? Ich habe mit Paulus ein ganzes Jahr hindurch gesprochen, auch über das, was er Römer 3, 28 geschrieben. Ich habe dreimal mit Johannes gesprochen, einmal mit Moses und hundertmal mit Luther, der mir bekannte, daß er wider die Warnung eines Engels den bloßen Glauben angenommen habe, einzig um der Trennung von den Päpstlichen willen. Mit den Engeln spreche ich täglich, sie hat mir der Herr beigegeben. Ich mache die Mitteilungen nur auf Befehl des Herrn bekannt, denn wie sollte ich,

der ich ein Mann bei Jahren bin, mich selber lächerlich machen wegen bloßer Einbildungen und Lügen."

Auch bei Swedenborg sind die Halluzinationen die Erzeugnisse eines großen, dabei aber auch eines kranken Geistes, und obwohl sich der Wahn, wie wir dies bei ihm gesehen, aus dem Leben heraus entwickelte und seine Wurzeln bis zu seiner frühesten Jugend zurückgreifen, so kann an seiner späteren Geistesstörung nicht gezweifelt werden, und er hat zumal im Jahre 1744 an ausgebildeten Tobsuchtsanfällen gelitten. Wenn daher einige in ihm einen Ketzer und andere einen Schwärmer oder Betrüger vermuteten, so war die Mehrheit doch dafür, in ihm einen Verrückten zu sehen. Das erschien am wahrscheinlichsten und wurde am allgemeinsten angenommen. In Schweden war es damals die allgemeine Ansicht unter den Geistlichen, und man wunderte sich, ihn vernünftig reden zu hören. Im Reichstage von 1769 hatten die schwedischen Bischöfe sogar vor, ihn vor Gericht zu stellen und als Geisteskranken in ein Irrenhaus zu sperren. Kant nennt ihn in seinen „Träumen eines Geistersehers" einen Träumer und Erzphantasten.

Wie hat man sich nun bei alledem den außerordentlichen Einfluß zu erklären, den Swedenborg bis auf den heutigen Tag auf breite Schichten der Gesellschaft ausübt, so daß sich die Zahl seiner Anhänger zumal in England und Amerika auf etwa vier Millionen beläuft? Was nicht in der Person des Lehrers liegt, muß unbedingt in der Lehre selber liegen. Was hat diese Lehre nun so Anziehendes? Zunächst dürfen wir nicht übersehen, daß Swedenborg ein Genie und zudem ein Mensch von einem gewaltigen Wissen war, der in vielem seiner Zeit voraus war. An einer andern Stelle habe ich darauf hingewiesen, wie das Gehirn in seinen verschiedenen Teilen verschieden getroffen wird, und manche Assoziationen verhältnismäßig intakt bleiben und mehr oder weniger in normaler Weise weiter funktionieren können. Hieraus erklärt sich die sonst schwer verständliche Tatsache, daß wir in seinen Schriften eine merkwürdige Mischung finden von verrücktem Zeuge und von wirklicher Größe der philosophischen und moralischen Auffassung. Gewiß liegt in der Disharmonie die Störung, aber das Disharmonische ist mit der Zeit mehr und mehr in Vergessenheit geraten und das Übersinnliche in den Hintergrund getreten, und was heute den Einfluß ausübt, das sind die Dogmen, an denen man festgehalten hat. Wir werden uns den Erfolg daher aus dem Unglauben zu erklären haben und aus der Unbefriedigtheit, die in ihrer krank-

haften Überreizung nach starken Reizen verlangt. Das unvertilgbare religiöse Bedürfnis der großen Masse greift nach Surrogaten, wie sie der Aberglaube und die überreizte Phantasie ausbrüten und vererben. In einer ähnlichen Weise beruhten die Erfolge Cagliostros auf der Sehnsucht nach dem Geheimnisvollen und der Hoffnung, im Verkehre mit den Verstorbenen ihr und unser Schicksal zu vernehmen. Ähnliche Erscheinungen, wie die Swedenborgs, hat es daher zu allen Zeiten gegeben und wird es auch ferner geben, solange jenes Bedürfnis bei der Masse bestehen bleibt. Die Früheren nannten sich Jakob Boehm, Frau de la Motte, Guyon und Antoinette Bourignon, während wir jetzt mit den Spiritisten und der christian science beglückt sind. Jene verkehrten ebenso mit den Engeln und lasen aus der Bibel, was bis dahin kein Mensch aus ihr herausgelesen hatte, und die große Menge folgte ihnen ebenso, wie sie dies Swedenborg getan. Antoinette Bourignon predigte 1767 in Amsterdam vor einem großen Publikum. Der große Swammerdam war ihr Anhänger, der sogar seine Manuskripte verbrannte, um durch die Prophetin von neuem geboren zu werden. Unter ihren Schriften befindet sich eine mit dem Titel ,,Der neue Himmel und die neue Erde'', und sie entwirft darin aus eigener Anschauung eine Schilderung des Chaos und der Entstehung der Erde. Adam hatte einen durchsichtigen Körper, in dem man verschiedene leuchtende Strahlen unterscheiden kann. Im Bauche hat er zwei Büchsen. In der einen befinden sich die Eier der Menschheit, welche von der Flüssigkeit der andern Büchse befruchtet werden u. dgl. m.

Wenn man von Swedenborg spricht, lassen sich die verschiedenen wunderbaren Geschichten nicht übergehen, die sich an seinen Namen knüpfen und ihn mit der Aureole eines Sehers umgeben. Es sind ihrer bekanntlich vier, und sie bewegen sich zumeist auf dem Gebiete des sogenannten zweiten Gesichtes, d. h. eines Zustandes des menschlichen Bewußtseins innerhalb des wachen Lebens, wobei ein Fernsehen im Raume und der Zeit stattfindet. Diese Erscheinungen sind von alters her bekannt, und schon Plutarch und Eusebius, Plinius und Aulus Gellius erwähnen sie. Bei den Bewohnern mancher Gegenden, wie bei denen der schottischen Inseln, in Lappland und der Bretagne mag man etwas Ähnliches noch heutzutage finden, wo man es im übrigen mit dem vornehmer klingenden Namen der Telepathie bezeichnet. Was nun die vier wundersamen Erzählungen, die Swedenborg zugeschrieben werden,

mit allen ähnlichen gemeinsam haben, ist die Ungenauigkeit und Verschiedenheit der Darstellung, woraus man doch wohl den Schluß ziehen darf, daß keine von ihnen unbedingt richtig und es erlaubt sei, an allen zu zweifeln.

Im übrigen war er dort mit seinen Fähigkeiten zurückhaltend, wo eine Probe möglich war, und freigebig, wo er dies nicht zu befürchten hatte, und daß er schließlich ebensowenig hexen konnte, wie dies andere vor und nach ihm auch nicht können, das brauche ich hier nicht erst zu beweisen.

Hexen und Besessene.

Über Hexen und Hexenprozesse ist so viel geschrieben worden, daß ich es füglich unterlassen könnte, das allzu reichlich gesammelte Material zu vermehren. Und doch hängt der Gegenstand so enge mit meinem Thema zusammen, daß ich ihn nicht übergehen kann, und dies um so weniger, als zahlreiche Punkte trotz aller darauf verwandten Mühe noch immer auf eine zureichende Erklärung warten.

Wir finden den Glauben an Dämonen und Elementargeister von jeher und über alle Erdteile verbreitet. Da der Trieb, alle Erscheinungen in einem ursächlichen Zusammenhange aufzufassen, dem menschlichen Geiste mit unüberwindlicher und unzerstörbarer Kraft innewohnt, setzt dieser überall da, wo er in den Anfängen seiner Entwicklung die Ursache einer Erscheinung nicht zu erkennen vermag, die einzige unsichtbare Ursache als wirkend ein, von der er weiß. Jede Krankheit schreibt er dem in seinen Leib gefahrenen Leibe eines Verstorbenen zu, Sturm und Gewitter, Dürre und Frost, Ungeziefer, Viehseuchen, Mißwachs usw. läßt er durch Geister erzeugen; Tiere, Pflanzen oder Dinge, die ihn schädigen, glaubt er von Dämonen bewohnt. Können sie schaden, dann liegt es nahe, daß sie auch zu nutzen vermögen, und ebenso natürlich ist die Annahme, daß sie die Zukunft, wie beeinflussen, so auch im voraus wissen, daß sie weissagen können. Unter diesen Geistern gibt es Unterschiede dem Grade nach, stärkere und schwächere, und hieraus ergibt sich die Überzeugung, daß man sie durch Geschenke und Bitten gewinnen, durch Opfer, Gebete und

Beschwörungen bewegen, ja zwingen könne; daß man durch sie andern Schaden zufügen und sich die Geisterwelt dienstbar machen könne. Gewisse Menschen sind hierzu besonders befähigt, sie sind es durch den Besitz eines besonders mächtigen Geistes oder durch höheres Wissen. So sucht Saul ein Weib auf, das über einen Totenbeschwörergeist verfügt.

Hiermit sind die Faktoren der Zauberei gegeben und ebenso der Unterschied zwischen der weißen und schwarzen Magie, je nachdem der Zauber seine Wirkung segnend oder verderbend ausübt. Die Träger der letzten, der schwarzen Magie, sind die Hexen, und wir sehen, wie dieser Hexenwahn allen Völkern gemeinsam war und bis auf den heutigen Tag bei den Negern nachzuweisen ist. Auch die Germanen waren hiervon nicht frei. Gregor von Tours berichtet, daß die Merowingerkönigin Fredegunde eine Frau, die ihre Söhne durch Zauberei getötet haben sollte, foltern und verbrennen, den Majordomus Mummolus aber aus gleichem Grunde so foltern ließ, daß er starb. Ein Gesetz Karls d. Gr., das er für die Sachsen erließ, bedroht den mit dem Tode, der glaubte, daß ein Mann oder eine Frau hexen könne oder Menschen verzehre, und der die beschuldigte Person deshalb verbrannte oder aufäße und ihr Fleisch an andere zum Essen gebe (um hierdurch die Rückkehr der Toten unmöglich zu machen). Hier ist ein kirchlicher oder römischer Einfluß nicht nachzuweisen, dagegen tritt er bei der Lehre vom Teufel und besonders von der Teufelsbuhlschaft deutlicher hervor.

Das Christentum hatte aus dem Judentume eine verhängnisvolle Erbschaft übernommen. Im älteren Judentume hatte der Jahweglauben allmählich in den Anschauungen der leitenden Kreise den ursprünglichen Glauben an viele Götter und zahllose Geister überwunden, im Volke dagegen lebten die alten Anschauungen fort, und selbst in den heiligen Büchern finden wir die Reste in den Gottessöhnen, die mit den Töchtern der Menschen die Gewaltigen der Erde erzeugen. Der Jahweglaube kannte eine böse Macht außerhalb des Menschen nicht, er wußte nichts vom Teufel. Bei Jeremias 45. 7 spricht der Herr: „Der das Licht bildet und die Finsternis schafft, das Heil wirkt und das Übel schafft, ich Jahwe bin's, der da wirkt alle beide.“ Noch zu Moses Zeiten besorgte Gott die Geschäfte des Teufels selber. V. 32. „Mein Schwert soll Fleisch fressen“ (Lied Moses) und bei Samuel 2. 24 reizt Gott den David, daß er Israel und Juda zähle, um ihn alsdann dafür zu

bestrafen. Erst mit der fortschreitenden Idealisierung Jahwes gestaltet sich einer der ihn umgebenden Göttersöhne, Satan, zum Versucher und Anstifter des Bösen aus, und nach der babylonischen Gefangenschaft (586 n. Chr.) tritt der Teufel auf. Von jetzt an tut das Böse nicht mehr Jahwe, sondern der Satan, und zwar tritt er uns als greifbare Figur zuerst bei Sacharja 520 entgegen, der seine Gesichte mit Tag und Datum bezeichnet, während Azazel bei Samuel 1. 28 noch ein schattenhaft unbestimmter Geist ist.

So waren die Anhaltspunkte gegeben, daß seit dem zweiten Jahrhundert v. Chr. der persisch-griechische Dämonenglaube in die jüdische Kirche eindringen und in ihr zur üppigsten Entfaltung gedeihen konnte. Die dualistische Anschauung des Zoroaster, Ormuzd = Licht und Ariman = Finsternis geht auch in das Christentum über. Bei Tobias (apokr. Buch im 1. Jahrh. v. Chr.) tötet der böse Geist Asmodi die sieben Bräutigame der Sara. Das Buch Henoch bringt System in den Dämonenglauben und stellt den Satan Gott gegenüber als Quell des Bösen und Verführer von Anbeginn an die Spitze der Dämonen. In zahlreichen jüngeren Büchern wird alsdann die Vorstellung der Besessenheit wieder belebt. Zur Zeit Christi gab es Teufelsbeschwörer (Flavius Josephus, Matth. 12. 25, 26, 27). Simon Magus, der Zeitgenosse der Apostel, konnte sich in die Luft erheben, Apollonius von Thyana sagte die Pest für Ephesus voraus, trieb Teufel aus, erweckte Tote, alles natürlich mit Hilfe des Teufels. Die christliche Dogmatik ist daher gar nicht in der Lage, die Existenz eines persönlichen Teufels zu leugnen, und der Domprobst Pruner von Eichstädt gab nur die allgemeine Ansicht der Kirche wieder, wenn er in dem bekannten Prozesse wegen der Teufelaustreibung im Kapuzinerkloster zu Wendingen (Juli 1897) dem Angeklagten, Pater Orelian, das Zeugnis ausstellte, daß er korrekt gehandelt habe und die Besessenheit nach der Kirchenlehre unbestreitbar sei. Die Kirchenväter und die Kirchengelehrten tun dies auch nicht, sie bauen vielmehr die Dämonenlehre eifrig aus und behandeln das Wesen des Teufels gründlicher, als die damals so lebhaft umstrittene Gottheit Christi. So berechnen sie die Zahl der Teufel auf 10 000 Billionen und geben ihre Naturgeschichte an, und der Teufel wird zeitweise mächtiger als Gott. Der heilige Augustinus de civitate dei XV, 33 erzählt, daß es in Italien Weibsbilder gäbe, die durch einen besonderen Käse ihre Gäste in Zugvieh verwandelten, das für sie arbeiten müsse.

Die Reformation änderte daran nichts. Luther in seiner Schrift „Wider die mordischen und raubischen Rotten der Bauern“ sagt: „Ich glaube, daß schier kein Teufel mehr in der Hölle ist, sondern daß sie alle in die Bauern gefahren sind.“ Im übrigen gab es kluge und dumme Teufel und auch — besonders in der Chemie und Philosophie — gelehrte Teufel. Sie waren überall, mischten sich in alles und sind an allem schuld. Selbst die Heiligen sind vor ihren Neckereien und Plackereien nicht sicher, und der heilige Antonius und andere können ein Lied davon singen. St. Everhard wurde 52 Tage und Nächte ununterbrochen geohrfeigt, und der Abt Richalmus ergeht sich in schier endlosen Klagen über seine Leiden. Die Teufel sind daran schuld, daß er auf dem Kirchenpulte falsch singt, sie schläfern ihn auf dem Chorstuhle oder bei der Lektüre geistlicher Schriften ein, sie schnarchen, damit die Mönche glauben sollten, er habe geschnarcht, sie verwandeln sich in Flöhe und Läuse und hindern ihn am Nachdenken, sie rauben ihm den Appetit, wenn er sich zu Tische setzt, verstopfen ihm die Nase und zwingen ihn, sich im ungeeignetsten Augenblicke zu räuspern, zu husten und noch schlimmere Dinge zu tun. Endlich nisten sie sich in seinem Bauche ein, und was sie da alles getan, das kann man nur erzählen, wenn man wie Richalmus lateinisch schreibt. Zum heiligen Dunstan kommt ein junges Weib, als er gerade am Schmieden ist, er wittert sofort in ihr den Teufel und faßt sie mit der glühenden Zange an der Nase. Sie schreit und entflieht wie der Pfeil, und der Heilige ist von ihrer Teufelsnatur überzeugt, denn wer anders als der Teufel konnte so handeln? Zu einem frommen Einsiedler kommt ein Biedermann und schwätzt ihm einen Hahn auf. Der einsame Hahn dauert ihn, er schafft sich auch ein Huhn an und daraus sündhafte Gedanken und endlich schwere Schuld. Natürlich war jener Biedermann der Teufel, und Gregor d. Gr. erzählt uns von einer Nonne, die den Teufel verschluckte, als sie Salat aß.

An den Universitäten blühte im 13. Jahrhundert die scholastische Theologie und entwickelte einen Scharfsinn ohnegleichen. Allein Gelehrsamkeit und Scharfsinn beweisen noch nichts für gesunde Vernunft und wissenschaftlichen Geist. Die Scholastik ging von so naiven, zu fixen Ideen gewordenen Vorstellungen aus, daß selbst ihr angesehenster Vertreter, Thomas von Aquin, Behexung, Erzeugung von Kindern mit Dämonen und ähnliches Zeug für ganz selbstverständlich hielt, und es mit der ernstesten Miene bis ins Detail erörterte.

Ein authentischer Zeuge der allgemeinen Anschauungsweise im 13. Jahrhundert ist der Zisterziensermönch Caesarius von Heisterbach, und dessen Dialogus miracalorum behandelt eigentlich nur zwei Themata, die Verkommenheit der Geistlichen, Mönche und Nonnen und die abenteuerlichsten Wunder- und Teufelsgeschichten. Augenzeugen berichteten ihm von dem Pfarrer Arnold von St. Remigius in Bonn folgendes: III. 8. Er hatte eine schöne Tochter, die er vor den Bonner Jünglingen und besonders vor den Kanonicis hüten mußte. Trotzdem wurde sie vom Teufel verführt und machte nun viele unsinnige Streiche, verschluckte Würmer usw. Der Vater schickte sie weg, um sie vom Teufel zu befreien. Dieser beklagt sich hierüber bei dem Vater und schlägt ihn so heftig wider die Brust, daß er Blut speit und in wenigen Tagen stirbt. In einer ähnlichen und gleich schändlichen Weise spielte der Teufel der gottseligen Jungfrau Christine von Stommeln auf, 1242—1312, und als man vor nicht gar langer Zeit den Versuch machte oder sich doch mit der Absicht trug, sie für heilig oder selig zu erklären, wurden die alten halbvergessenen Dinge wieder aufgerührt, was man im Interesse der Gottseligen besser unterlassen hätte. Man weiß von ihr durch die Aufzeichnungen des Dominikaners Petrus de Dacia und zweier Priester aus Stommeln, abgedruckt im 17. Jahrhundert und neu verlegt 1859, das Leben der ekstatischen und stigmatisierten Jungfrau Chr. v. St. 1896. Christus erscheint ihr im 10. Jahre in der Gestalt eines sehr schönen Jünglings und verlobt sich mit ihr; von da ab ist sie vom Teufel gequält, der ihr das Gesicht verbrennt, ein glühendes Schwert durch den Leib stößt und ihren Körper wie mit einer Säge mitten durchschneidet. Später hat sie Bett, Kleid und Leib voller Läuse, die ihr Tag und Nacht keine Ruhe lassen. Sie sieht, wie der Teufel in Gestalt eines schwarzen Mannes in ihr Zimmer kommt und Lappen voller Läuse über ihrem Bette ausschüttet. Christine trug alles dieses mit Geduld, worauf die Läuse verschwanden. Eine Zeitlang kam der Teufel mit zwei andern jede Nacht zu ihr, sie führten unreine Handlungen aus und priesen die Freuden des Ehestandes. Am meisten aber wurde sie von den Teufeln mit Unrat und Menschenkot beschmutzt, das Gesicht und sogar der Mund damit bestrichen. Das alles hat Petrus gesehen. Im ganzen sind es 86 000 Teufel gewesen (S. 224), die in den Quälereien dieses armen Geschöpfes ihre besondere Aufgabe erblickt haben. Offenbar war sie hysterisch veranlagt und später wirklich geisteskrank. Auch ist von epileptischen An-

fällen mehrfach die Rede (S. 42, 69 u. a.), und das Kloster in Köln hat sie wohlweislich bald entlassen.

Ein besonderes Interesse erweckten von je die sexuellen Verhältnisse der Teufel. Ob es Teufelinnen gab? Man war dessen nicht ganz gewiß. Dagegen hatten sie Verhältnisse mit Menschen beiderlei Geschlechtes, und sie konnten je nachdem das entsprechende Geschlecht annehmen. Viri cum succubis, mulieres vero cum incubis. Auf diese Weise kommt es zu fleischlicher Vermischung der Teufel mit den Menschen. Allerdings tun es die Teufel nicht gern. Es sind nur die niedrigsten Teufel, die sich dazu hergeben, und auch diese nur widerwillig, nicht des Vergnügens halber, sondern um die Betreffenden zu vernichten. (Die Versuchungen des heiligen Antonius.) Waren diese Verhältnisse fruchtbar? Der h. Hieronymus, Augustinus und Gregor von Bazianz bezweifelten es, und sie waren der Ansicht, daß es höchstens kleine Teufel geben könne. Thomas von Aquin, Lactanz u. a. dagegen behaupteten, daß succubi und incubi fruchtbar seien; die Teufel bringen mit Hexen Dämonen hervor, von denen Attila, Merlin und Robert der Teufel solche Teufelskinder sind. Der malleus maleficarum, der dieses Thema ebenso ausführlich wie mit großer Sachkenntnis behandelt, weiß mit Bestimmtheit von den Folgen zu berichten. Die Riesen und Faune, Satyre und Haarmenschen stammen daher, und es bedurfte nur dieser Belehrung und der Folter, um aus 80jährigen Matronen und 12jährigen Kindern herauszubringen, daß sie durch teuflischen Beischlaf mehrmals geboren hatten. Die A. M. Keplerin von Augsburg wird am 29. Januar 1729 mit dem Schwerte zu Dillingen hingerichtet, puncto concubitus diabolici et aliorum criminum, obwohl ein 71 Seiten langes Gutachten der Universität Salzburg vom 23. Dezember 1726 vorliegt, wonach die ganze Lehre kontrovers sei.

Daß man diesem gemeingefährlichen Treiben der Zauberer von seiten des Staates entgegentrat und die Übeltäter zur Rechenschaft zog, kann uns nicht wundern. Gleichwohl ist von einer Hexenverfolgung im ganzen Altertum kaum die Rede, und die blutigen Bestimmungen bei Moses: Die Zauberinnen sollst du nicht leben lassen, und bei Samuel, wo die Hexe von Endor ihre Weigerung des Wahrsagens mit den Worten begründet: Du weißt ja selbst, was Saul getan hat, daß er die Totenbeschwörer und Wahrsager im Lande ausgerottet hat, stehen im ganzen vereinzelt da. Wenn die Römer auch Gesetze gegen die Magier hatten, so bestraften

sie doch mehr den Schaden, den die Zauberer anrichteten, und nicht die Zauberei an sich. So schreitet Tiberius mehr aus politischen Gründen gegen die ein, die das Ende seiner Regierung geweissagt hatten, und Ammianus Marcellinus erwähnt eine Verfolgung der heidnischen Zauberer durch Valens 364. Im ganzen aber hat sich das Christentum im Anfange gegen eigentliche Verfolgung ablehnend verhalten. Noch hatte sich die Lehre des Hippokrates, daß alle Krankheiten physischer Natur seien, in einigen Köpfen erhalten. Das Gesetzbuch des Longobardenkönigs Rothari erklärte es für unmöglich und unfaßlich, daß das Hinsiechen eines Menschen durch Zauberei herbeigeführt werden könne, und das Capitolare Caroli Magni 785 setzt die Todesstrafe darauf, wenn jemand in teuflischer Verblendung nach Sitte der Heiden an die Wirklichkeit des Zauberwesens glaube, und die Schuldigen dem Feuertode übergeben habe. Noch zu Ende des 9. Jahrhunderts sagt Agobard, Erzbischof von Lyon, der hellste Kopf des Mittelalters, die Christen seiner Zeit glaubten so abgeschmackte Dinge, die sich nicht einmal die Heiden hätten aufbinden lassen, u. a. daß die Epilepsie die Wirkung teuflischer Einflüsse sei.

Aber in diesen freieren Geist des Christentums war, und zwar besonders durch den afrikanischen Eifer des heiligen Augustinus, eine bedenkliche Stimmung hineingetragen worden. Schon 553 verdammte die Kirche die Geister und Dämonen, und man begann sie zu studieren. Nach und nach erwies sich diese neue Strömung stärker als der Widerstand aller aufklärenden Bemühungen, und die Herrschaft des furchtbarsten Teufelwahnes lastete jahrhundertelang auf der elenden Menschheit. Und daß die Schuld hierfür der Kirche, und zwar ihr allein zuzuschreiben ist, hieran kann alles Leugnen nichts ändern. Bei der Bekehrung der heidnischen Völker, besonders der Germanen, hatte eine Umbildung der Götter in Teufel und böse Geister stattgefunden. Da man sich nicht zu der Anschauung erheben konnte, daß die alten Götter einfach Erzeugnisse der Phantasie gewesen seien, verwandelte man sie in böse Geister, und das Volk, das an ihnen noch lange hing, wurde zu Teufelsanbetern. So wurde der alte Glaube, die frühere Religion, zum Aberglauben, Zeus und die Götter alle, Odin und Thor, zu bösen Geistern, Frau Venus zur Teufelin, ein Umschwung der Anschauungen, der von Thomas von Aquin in seiner „Summa“ bestätigt wurde. Indessen betrachtete man diesen Rückfall zu-

nächst nicht als Verbrechen, sondern als einen Aberglauben, man ging gegen die Abgefallenen nur mit kirchlichen Mitteln vor und ordnete Belehrung, Kirchenbuße und allenfalls Exkommunikationen an, wobei man sich als Hilfsmittel der gesegneten Amulette, der Prozessionen und des Läutens der Kirchenglocken bediente. Mit der zunehmenden Macht wuchs auch die Unduldsamkeit der Kirche, besonders nach dem Siege über die weltliche Macht der Staufen 1250, und es beginnt die Zeit der Verfolgung und der Kreuzzüge gegen die Ketzer, gegen Albigenser und Waldenser. Diese Verfolgungen nun sind nie so recht populär geworden. Die Kirche suchte daher nach einem Mittel, diese mangelnde Popularität zu gewinnen, und sie fand dieses Mittel in dem folgenden Satze: Ketzer war jeder, der sich gegen kirchliche Orthodoxie und gegen die Übergriffe des Klerus auflehnte. Der Feind der Kirche aber war selbstverständlich ein Feind Gottes, und der Feind Gottes ebenso selbstverständlich ein Freund des Satans und mit diesem im Bunde. So wurde Ketzer gleichbedeutend mit Zauberer und Teufelsanbeter, und von nun an wurde es ein Leitsatz der Kirche, daß alle Ketzerei, d. h. jeder Widerstand gegen die kirchliche Orthodoxie aus einem mit dem Satan geschlossenen Pakte (Homagium) entstehe. Wer nunmehr in die heidnischen Gebräuche zurückfiel, zumal in Beschwörungen und Zauberei, der trat in ein aktives Verhältnis zum Teufel, er nahm tätigen Anteil am Teufelsdienste, der im Volke nie ganz erloschen war. Von nun an war jede Opposition gegen den Klerus Ketzerei, der Ketzer aber stand mit dem Satan im Bunde, und der bis dahin mühsam zurückgehaltene Hexenglaube konnte sich bis zur üppigsten Blüte entfalten.

Ein besonders lehrreiches Beispiel für diese Art der Umbildung bietet der Kreuzzug gegen die Städinger in Oldenburg (1232). Die Städinger waren in Streit mit dem Erzbischofe von Bremen geraten, und dieser hatte sich in seiner Not an Gregor IX. gewandt. Gregor forderte in einer Bulle die Christenheit zu einem Kreuzzuge gegen die Städinger auf, die er der Hostienschändung beschuldigt, und wo er von nächtlichen Zusammenkünften spricht, in denen eine Kröte, ein Kater und ein blasser Mann verehrt und die abscheulichste Unzucht getrieben wird. Ob Gregor an den Unsinn glaubte? Jedenfalls würde die Entscheidung dieser Frage für die Sache unwesentlich sein, das Wesentliche war, daß der Papst überhaupt in dieser Sache Partei nahm, und mehr noch die

Art und Weise, in der er dies getan. Indem er die Ausführung den Dominikanern übertrug, den Fanghunden der päpstlichen Inquisition, hatte er den entscheidenden Schritt getan, und der Unsinn, denn anders kann man ihn wohl nicht nennen, war zur kanonischen Satzung geworden. Von da ab ist der Aberglaube für das Rechtsinstitut der Inquisition die unentbehrlichste Bedingung, und die Welt wurde für Prozesse reif, welche die Hexerei nicht mehr als Beigabe der Ketzerei, sondern als ein selbständiges Verbrechen behandeln. Im 13. Jahrhundert war noch alles Ketzerei, im 14. mischt sich die Magie hinein, und im 15. ist Waldenser gleichbedeutend mit Hexerei.

Gregor hatte die Inquisition den Dominikanern übergeben, und Eugen IV. spornte sie durch zwei weitere Bullen 1437 und 1445 zu größerem Eifer an. Im ganzen sind in den Jahren 1258 bis 1526 nicht weniger als 27 päpstliche Erlasse gegen das Zauber- und Hexenwesen erlassen worden, und wenn auch alle mehr oder weniger von dem Geiste beseelt sind, der sich in den Worten bei Hiob ausspricht: Du sollst nicht dulden, daß eine Hexe am Leben bleibe, so überragt sie doch alle weit die Bulle Innocenz VIII. vom 5. Dezember 1484, und kein päpstlicher Erlaß hat der Menschheit je tiefere Wunden geschlagen und mehr Blut gekostet. In dieser berüchtigten Bulle „Summi desiderantes“ bestimmt der Papst, daß jeder, der den Hexenglauben für Aberglauben erkläre, als Ketzer mit Bann und Interdikt zu belegen sei. Damit war der magische Ring geschlossen, jede abweichende Meinung von vornherein unmöglich gemacht und die Welt reif geworden für eines der fürchterlichsten Erzeugnisse des Wahnes, und drei Jahre später, 1487, erblickte der Malleus maleficarum, der Hexenhammer, das Licht der Welt.

Der traurige Ruhm, ihn verfaßt zu haben, kommt den Inquisitoren Heinrich Institoris und Jakob Sprenger zu, der Professor der Theologie und Prior der Dominikaner zu Köln war. Er war von den versammelten Professoren in Köln beraten und von Kaiser Max I., allerdings nicht ohne Bedenken, bestätigt worden. Auf Grund dieses Buches, das übrigens in den Jahren 1487—1669 nicht weniger als 29 Auflagen erlebte, bildete sich das System der Verfolgung aus, und wenn man jetzt diese Mischung des krassesten Aberglaubens mit der nichtswürdigsten Gemeinheit in die Hand nimmt, dann begreift man nicht, wie ein Buch so roh und wahnwitzig, wie weder vor- noch nachher je etwas aus einer mensch-

lichen Feder geflossen ist, jahrhundertelang die Quelle und geistige Nahrung für Seelsorger, Lehrer und Richter bilden konnte. Das Werk beginnt mit dem Satze: Das Zweifeln an der Wahrheit des Hexenglaubens ist Ketzerei und entspringt aus der Wurzel des Unglaubens, und es behandelt in seinem ersten Teile drei Fragen:

1. Was zur Hexerei gehört, der Teufel, die Hexe, die göttliche Zulassung.

2. Die verschiedenen Arten und Wirkungen der Hexerei; Incubus, Huldigung des Teufels, Verwandeln usw.

3. Der Kriminalkodex, der sich im übrigen sehr einfach gestaltet.

Die Stelle der Anklage vertritt die Denunziation, und statt des Beweises tritt die Folter ein. Die Folter aber ist ein mathematisches Problem und kein richterliches. Gegeben ist die Muskelkraft und nervöse Empfindsamkeit einer unschuldigen Person, und es gilt nur den Grad der Schmerzen zu finden, der erforderlich ist, sie zum Schuldbekenntnisse zu bringen. Wer verhaftet war, war verloren, und Tod und Einziehung des Vermögens bilden den Schluß eines jeden Verfahrens.

Die Quaestio VI behandelt die Frage, warum die Zauberei bei dem weiblichen Geschlechte häufiger sei als bei dem männlichen, und sie gehört unstreitig zu dem Ungalantesten, das jemals über die Frauen geschrieben worden ist. Insbesondere werden den Frauen Unglaube, Ehrgeiz, Neigung zum Wohlleben zugeschrieben (infidelitas, ambitio, luxuria), und daß durch sie alles Unheil in die Welt gekommen ist, steht von alters her fest. Allerdings hatte die mittelalterliche Kirche in ihrer asketisch-scholastischen Auffassung des Weibes dieser Anschauung vorgearbeitet, die ein merkwürdiges Gemisch von Furcht und Geringschätzung darstellt. Die Verführung ist dem Zölibat der Geistlichkeit eine beständige Quelle der Angst und der Abwehr, und da sie ihr in der Gestalt der Frau vorschwebt, wird ihr das Weib zum Teufel und der Hexenglauben grundsätzlich auf die Frauen zugespitzt. Die Hauptvertreter dieses Weiberhasses finden wir in der kirchlichen Literatur der Dominikaner. Das Weib ist ihnen ein avidum animal, bestiale barathrum, concupiscentia carnalis, dolorosum duellum, aestuans aestus, falsa fides, kurz eine tobende Brandung von Zorn und Ungeduld, und es bedeutet den Schiffbruch des Lebens. Nur einzig und allein die Jungfrau Maria macht eine Ausnahme, und es ist ein wundersames Schauspiel, wie sich neben dem über-

schwenglichsten Marienkultus diese krankhafte Ausgeburt unlogischen Denkens und des borniertesten Fanatismus ausbilden, und sich in die Anfänge des Humanismus und die Morgenröte der Renaissance hinein diese blödsinnige Spätscholastik mit ihren Spitzfindigkeiten und Absurditäten noch geltend machen konnte.

Um auf den Hexenhammer zurückzukommen, so ist darin kaum etwas von allem vergessen, das auf den Teufel Bezug hat, und sein Tun und Treiben liegt klar und offen vor unseren Augen. Und durch all diesen Blödsinn zieht sich eine Niedertracht der Gesinnung, die ihresgleichen sucht. Die Hexe wird außerhalb des gemeinen Rechtes gestellt, und alle Schutzmaßregeln gegen die Tortur sind abgeschafft, sie muß bekennen. Übersteht die Hexe die Tortur, so solle man unbescholtene Leute zu ihr ins Gefängnis schicken, die ihr zureden, die Wahrheit zu sagen, der Richter werde sie gnädig behandeln. Der Richter verspreche ihr, Gnade üben zu wollen, denke aber dabei an Gnade gegen sich oder den Staat, zu dessen Erhaltung alles, was geschehe, gnädig sei. Und dieses Buch hat Jahrhunderte hindurch die Richtschnur abgegeben, nach welcher Tausende und Abertausende zuckender Menschenleiber auf den Holzstoß gebunden wurden für ein Vergehen, das sie nicht begangen hatten, und das zu begehen überhaupt unmöglich war.

Wie hoch sich die Zahl dieser Opfer beläuft, wird sich einer genauen Angabe für immer entziehen. Legt man aber der Schätzung die Zeit und Ausdehnung der Prozesse zugrunde, dann gelangt man zu Zahlen, an die man nur mit Schaudern herantreten kann, und die Angaben schwanken zwischen fünf und neun Millionen.

Zur selben Zeit tobte der Kampf gegen die Naturwissenschaften, die allmählich in den Besitz der Araber übergegangen waren und bei ihnen eine Zuflucht gefunden hatten, so daß man die Zauberei und Toledo studierte. 1209 werden die Schriften des Aristoteles auf Befehl des Konzils von Paris verbrannt, und Roger Bacon ist zweimal wegen heidnisch-physikalischer Forschungen und wegen Ketzerei eingekerkert worden. Die Zahl der Geister, die sich in diesem allgemeinen Zusammenbruche ihre Freiheit bewahrten, ist gering, und Männer wie Erasmus, Paracelsus, Ulrich von Hutten und Hans Sachs bilden die Ausnahme. Auch die Reformation hat darin zunächst keinen Wandel geschaffen. Die neue Kirche suchte ihren Eifer und ihre Rechtsgläubigkeit durch gleiche Verfolgungen zu beweisen. An die Person des Teufels wagt sich kein Reformator heran. Wohl aber wirft eine Religionspartei der andern vor, mit

dem Teufel im Bunde zu stehen. So behaupten die Katholiken von Luther, daß er ein Kind des Teufels und seine Mutter eine Hexe sei, während die Protestanten eine Reihe von Päpsten der Zauberei beschuldigten, Sylvester II., Paul III., und jeder Teil ging mit um so größerer Erbitterung gegen die Partisane des Teufels vor. Der protestantische Shakespeare läßt in Heinrich VI. die Jungfrau von Orleans als eine Hexe mit Dämonen verbunden sein, und selbst Melanchthon (Wieri op. omn.) sieht zwei Gespenster und unterhält sich mit ihnen. Er untersucht, ob es abgestorbene Seelen oder böse Geister seien, und er kommt zu dem Schlusse, daß es zwei Dämonen gewesen, die ihm einen Schabernack spielen wollten. Und Luther? Luther hatte die Kutte ausgezogen, aber den Bettelmönch zog er nicht aus bis zu seinem Ende.

LXI. 383 sagt er: Ich kann meine Möncherei nicht gar ablegen noch vergessen. Verhängnisvoll war, daß er den Hexenglauben aus Thomas von Aquin und den päpstlichen Bullen in die neue Kirche mit hinübernahm und so ihre Teilnahme an den furchtbaren Greueln dieses Aberglaubens veranlaßte. Alle schweren Krankheiten und Leiden sind vom Teufel verhängt, „es sind viele Teufel in Wäldern, Wassern, Wüsten und an feuchten pfuhlichten Orten, daß sie den Leuten mögen Schaden tun. Etliche sind auch in den schwarzen und dicken Wolken, die machen Wetter, Hagel, Blitz und Donner, vergiften die Luft usw. Wenn solches geschieht, so sagen die Philosophie und Ärzte, es sei natürlich, schreiben's dem Gestirne zu und zeigen, ich weiß nicht was für Ursachen an solches Unglücks oder Plagen.“ Und LX. finden wir den Ausspruch, „mit den Hexen und Zauberern sollte man keine Barmherzigkeit haben, ich wollte sie selber verbrennen.“ Einen wesentlichen Anteil an der gesicherten Stellung, die der Teufel und die mit ihm verbündeten Hexen in der Kirche einnahmen, ist ohne Zweifel in dem Glauben von dem Besessensein zu suchen, der seines biblischen Ursprunges halber schwer zu bezweifeln und nach der Kirchenlehre überhaupt nicht zu bestreiten ist. Schon Salomo konnte vermittels eines Zauberringes unreine Geister aus dem Körper der Besessenen vertreiben, und Salomos Ring spielt in den orientalischen Märchen eine ähnliche Rolle. Flavius Josephus erzählt von dem Juden Eleasar, der in der Armee des Vespasian die Besessenen mit einem Stücke des Salomosiegels heilte.

In der Besessenheit wird der Mensch von einem fremden, und zwar bösen Wesen in Besitz genommen, das mit dem Leibe des

Betroffenen wie mit seinem Eigentum schaltet, diesen Leib auf alle Weise plagt und martert, das Gesicht verzerrt und Verachtung gegen Religion in frecher zynischer Weise ausdrückt. Manchmal sind nur einzelne Organe ergriffen, und so ist Matth. 9, 32 von einem stummen Besessenen, 12, 32 von einem blinden und stummen die Rede. Im Neuen Testament kommen im ganzen sieben derart Besessene oder Dämonische vor, und wenn Christus den Teufel austreibt, d. h. die Kranken heilt, so stellt er sich einfach auf den Standpunkt seiner Zeit, die in den passiv Besessenen unglückliche Kranke sah, die zu heilen seien, und er hatte keinen Grund, einen andern Standpunkt zu betonen. Wie ich vorhin ausgeführt habe, hatte den Glauben an passive Besessenheit durch Dämonen oder den Teufel die ganze alte Kirche gehegt, und sie hatte sich bemüht, die Kranken zu heilen. Die Verwandlung dieses Glaubens in den eines aktiven Bündnisses mit dem Teufel vollzog sich dann unter dem Eindrucke, den die germanischen Völker beim Eintritte in das Christentum empfingen. Jeder Rückfall in das Heidentum, der oft genug vorkam, erschien den Gläubigen sowohl wie den Rückfälligen als ein aktives Verhältnis zum Teufel, zu den alten Göttern, und so wurde aus der Krankheit eine Schuld, die unter die Strafe der Ketzerei gestellt wurde.

Wenn wir uns nun nach dieser etwas langen Einleitung der Frage nach der Natur dieser Zustände zuwenden, so treten uns zunächst die Dämonischen des Neuen Testamentes entgegen. Es handelt sich dabei zunächst um Kranke, da sich aus den meisten Stellen der Schluß auf Geisteskrankheit platterdings nicht ziehen läßt. Der mondsüchtige Knabe (Matth. 17, 14—22) ist anscheinend ein Epileptiker. Einzig bei den Gadarenen (Matth. 8, 28) waren die beiden Dämonischen offenbar geisteskrank, und ebenso läßt sich für das Verhalten des Menschen mit dem unreinen Geiste (Marc. 1, 23—27) schwer eine andere Erklärung finden, mithin unter den sieben nur drei. Im übrigen kommt im ganzen Neuen Testament das Wort Geisteskrankheit und Geisteskranker nicht vor. Nun werden in den Evangelien die Dämonischen geheilt. Wir schließen daraus, daß es solche Kranke waren, die etwas Unheimliches, Unerklärliches an sich hatten, mithin sicherlich die Geisteskranken, aber auch die Epileptischen. Bei den späteren Hexenprozessen ist dies nicht mehr der Fall. Vielleicht hat hier und da, aber doch wohl nur selten, ein Geisteskranker den Anstoß gegeben, wie dies in dem Prozesse der Madelaine de la Palud

unzweifelhaft geschehen ist, und ihm ist dann alles gefolgt, was an Hysterischen zur Hand war. Meist aber war es der Geist der Zeit, der Dämonenglauben, der hüben wie drüben Richter wie Gerichtete in seine Bande geschlagen hatte, und das Gros des Gefolges bildeten die Geistesgesunden. Multa ficta, pauca a morbo, nihil a spiritu. In der überaus großen Menge von Hexenprozessen, deren Akten uns erhalten sind, begegnet uns eine nur geringe Anzahl von Geisteskranken. Jedenfalls ist ihre Rolle verschwindend klein gegenüber der der Hysterischen, da diese Störung damals, und zumal in den Klöstern, den günstigsten Boden für ihre Verbreitung fand, und die Stigmata der Hexen, die Analgesie, der Meteorismus und die Krämpfe, sind ebenso viele Stigmata der Hysterie.

Die überwiegende Menge aber, und das muß immer wieder betont werden, waren Geistesgesunde und fielen dem Wahne der Zeit zum Opfer, und dies gerade ist der grausigste Zug in dem entsetzlichen Bilde der Hexenverfolgung, daß die Millionen, um die es sich hier handelt, und die unter unsäglichen Qualen hingerichtet wurden, einem blöden Aberglauben geopfert wurden. Bernheim (neue Studien über Hypnotismus) erklärt das ganze Hexenwesen kurzerhand für Suggestion. Der Richter handelte zuerst im Dienste der Kirche gegen die Ketzer, dann unbewußt und in dem Wahne seiner Zeit, ein Gott wohlgefälliges Werk zu tun, der Arzt aber hatte bei dem ganzen Hexenprozesse nichts zu tun, und zudem wäre es noch sehr die Frage, ob es um ein Haar besser geworden sei, wenn dies der Fall gewesen wäre.

Unsere Darstellung würde nicht vollständig sein, wenn wir nicht außer den inneren Ursachen auch die äußeren wenigstens kurz erwähnen wollten, da sie zum Verständnisse der ganzen Bewegung nicht gut zu entbehren sind. Nach den Kreuzzügen war Europa eigentlich nicht mehr zur Ruhe gekommen, und unter den gewaltigen Erschütterungen, welche das Mittelalter betroffen, hatte der schwarze Tod eine der ersten Rollen gespielt. Die unaufhörlichen Kriege und Fehden erfüllten die Länder mit Raub, Unsicherheit und Unruhe. Gut und Leben wurden für nichts geschätzt, und die Lage des gemeinen Mannes war unter der Feudalwirtschaft eine geradezu entsetzliche. Stand er dann gegen seine Peiniger auf, wie er dies in der Jacquerie, den Bauernkriegen und der Täuferbewegung tat, dann wurden diese Bewegungen in Strömen von Blut erstickt, und die haßerfüllte Furcht vor dem Volke brachte dem Sieger nur die Überzeugung bei, wie schädlich es sei,

die Untertanen mit Güte zu regieren. Nehmen wir hierzu die geringe moralisierende Kraft der Kirche, die Entfaltung der Mystik und das Eindringen der Kabbala, des Talmud und der andern Schriften des Judentums in größere Kreise, dann hätten wir der Punkte genug, um uns die epidemische Verbreitung nervöser und geistiger Störungen wohl zu erklären.

Alles in allem aber waren es nicht teuflische Salben und Getränke, nicht Halluzinationen und die Geistesstörung armer alter Weiber, die uns in den Hexenprozessen entgegentreten, als vielmehr des gemeinen Volkes Dummheit und Aberglaube, als Neid, Verleumdung und Bosheit, die Beschränktheit der geistigen Führer und hoch über alledem — die Folter. Weil man den Teufel überall suchte, fand man ihn überall, und erst als man ihn mit Schwanz und Hörnern abbildete und mit dem Fluche der Lächerlichkeit belegte, waren seine Tage gezählt.

Aber selbst heute noch fehlt es ihm nicht an einer gläubigen Gemeinde, und hartnäckig wie er ist, setzt er hin und wieder seine Auferstehung durch. Ein dahin gehöriger Versuch ist zu bezeichnend, als daß ich ihn hier übergehen dürfte.

Zu den vielen nicht ganz verständlichen Dingen innerhalb des katholischen Klerus gehört seine Abneigung und Scheu gegen die Freimaurer. So führten denn auch die Jesuiten in Italien einen erbitterten Kampf gegen sie, und diesen Kampf machte sich ein gewisser Leo Taxil zunutze. Taxil war bis dahin ein mittelmäßiger und äußerst unsittlicher Schriftsteller gewesen, der sich bekehrte und 1894 den Jesuiten die Geheimnisse des Freimaurerordens enthüllte. Just im Jahre vorher, und zwar am 18. Oktober 1893, war der Teufel Bitrou in der römischen Freimaurerloge erschienen und hatte dort ein Dokument unterschrieben mit: Sanctus daemon Primarius praeses. Taxil führte später die Miß Diana Vaughan ins Feld, die aus dem Freimaurerorden ausgetreten war und rücksichtslos seine Geheimnisse enthüllte, die ein komisches Gemisch von Politik und Unsinn darstellten. Dieser geradezu haarsträubende Blödsinn ist alsdann Con approbazione dell' autorità ecclesiastica in alle möglichen ultramontanen Organe übergegangen, und der Trienter Antifreimaurerkongreß sollte die heilige Sache zum Siege führen, als ihr der Widerspruch der deutschen Presse, und zwar besonders der K. Volkszeitung, ein rasches Ende bereitete. Seither hat sich Herr Taxil gerühmt, wie er die hohen Herren am Narrenseile herumgeführt, und Miß Vaughan überhaupt kein

Wesen von Fleisch und Bein, sondern eine Romanfigur und lediglich seine eigene Erfindung gewesen sei.

Der erste, der sich gegen die Hexenprozesse wandte, war Johannes Weyer, Leibarzt des Herzogs Wilhelm von Jülich-Kleve-Berg, der im Jahre 1563 sein Buch „vom Blendwerk der Dämonen“ (de praestigiis daemonum) herausgab. Weyer beschreibt die Anfälle der Nonnen im Kloster St. Nazareth zu Köln als hysteroepileptische Krämpfe und erklärt die Nonnen für geisteskrank, eine Ansicht, wofür er noch heute auf dem Index steht und damals Leben und Freiheit nur der schützenden Hand seines Herzogs verdankte. August Lerchheimer hilft sich 1597 durch die Annahme eines persönlichen Eingreifens des Teufels. Nicht die Hexen machen den Unfug, denn das kann kein Mensch, sondern der Teufel tut dieses, man solle daher die Hexen nicht verbrennen, da sie unschuldig seien. Zur selben Zeit wird der Trierer Kanonikus Loos eingekerkert und getötet, weil er sich gegen diesen Glauben erklärte.

Erst fast 50 Jahre später, 1631, tritt Spee auf, der seine Cautio criminalis vorsichtshalber anonym in der protestantischen Stadt Rintelen erscheinen läßt. Spee war als Beichtvater zahlreicher Hexen in Würzburg zu der Überzeugung gekommen, daß die Opfer unschuldig seien, und wenn er sich auch noch zum Hexenglauben bekennt, so richtet er sich doch mit voller Kraft gegen die Prozeßführung. Von da ab werden die Prozesse seltener. Aber noch 1713 kommt ein Gutachten der juristischen Fakultät in Tübingen zu dem Schlusse, daß eine Frau ein Teufelsbündnis geschlossen habe, worauf sie verbrannt wird. Um das Jahr 1714 hat Friedrich Wilhelm I. von Preußen die Hexenprozesse und Friedrich II. in dem ersten Jahre seiner Regierung, 1740, die Folter verboten. In Bayern dagegen stoßen wir noch 1720 auf die grausigste Hochflut der Hexenprozesse, bis auch hier der gesunde Menschenverstand siegte, nachdem der Teatiner Ferdinand Sterzinger 1766 einen längeren Kampf gegen die Hexenprozesse durchgefochten hatte. Die letzte Hinrichtung in Deutschland geschah 1775 in Kempten an der Maria Schwägelin mit dem Schwerte, und die Schwägelin war geisteskrank.

An einer früheren Stelle habe ich darauf hingewiesen, wie trotz allem, was man über die Hexenprozesse geforscht und geschrieben, noch jetzt verschiedene Punkte der nötigen Klarheit entbehrten, und das gilt u. a. für die sogenannte schwarze Messe und die oft

erwähnte Hexensalbe. Die schwarze Messe wurde des Nachts gefeiert, und es würde nur dem Sinne und dem Aberglauben jener Zeit entsprochen haben, wenn sich das in seinem Innern heidnisch gebliebene Volk mit seinen Bitten an die alten Götter gewandt hätte. Gott konnte ihm nicht helfen, und so mußte es der Teufel tun. Die erste Erwähnung der schwarzen Messe und des Hexentanzes findet sich in einem Toulouser Prozesse 1353, und der Parlamentsrat Florimond de Remond beschreibt sie später in seinem „Antichrist" nach dem Geständnisse einer Hexe, die 1594 verbrannt wurde. Die Hexenmeister feiern ihren Sabbat an den Mittwochen und Freitagen mit einer Messe. Die Hexe Florimonds ging in der Johannisnacht hin. Sie fand einen Bock, dem alle den Hintern küßten, hierauf segneten sie sich mit der linken Hand. Der Bock hatte eine Kerze zwischen den Hörnern, die sie mit dem Feuer anzündeten, das sie unter seinem Schwanze hervorzogen, sie tanzten und man las die Messe, indem man dem Altare den Rücken drehte. Als Weihwasser pißte der Bock in ein Loch in der Erde, und der die Messe las, besprengte damit die Anwesenden. Die Hexe erzählte das alles in der natürlichsten Weise und blieb bei ihrer Aussage, selbst als man sie verbrannte. Im ganzen ist die Sache nicht klar. Thiers, Traité des superstitions, qui regardent les sacraments, Avignon 1777, 3 Bde., hat alles zusammengetragen, was darüber bekannt und veröffentlicht ist. Die Ausbeute ist recht gering.

Mit der Hexensalbe verhält es sich nicht viel besser. Sie geht durch die ganze Zeit hindurch, und wir finden sie schon bei Apuleius. Sie war kein käufliches Präparat, sondern ein Haus- und Berauschungsmittel, und man könnte an Belladonna, Hyoscyamus, Cicuta u. dgl. denken. Porta (natürliche Magie 1615) berichtet über ihre Anwendung, wie die Glieder bis zur Röte damit eingerieben werden, und Weyer spricht von ihr als von einem Narkotikum, nicht als einem Zaubermittel. Geiler von Kaisersberg erzählt, wie ein Dominikaner zu Anfang des 15. Jahrhunderts in einem rheinischen Dorfe eine Hexe beobachtet habe, die sich mit der Salbe einsalbte und dann eingeschlafen sei. Beim Erwachen habe sie ihm von ihrer Luftreise erzählt, obwohl sie sich keinen Augenblick entfernt habe. Das gleiche berichtet der Richter Paolo Minucci in Florenz von einer geständigen Hexe. Sie erzählte nach dem Rausche vom Sabbat und verwebte wirklich erlittene Mißhandlungen in ihren Traum. Zu erwähnen wären noch die Ver-

suche des Andreas de Laguna, Leibarzt des Kaisers Karl V., der 1540 in Nancy die geisteskranke Frau des Henkers mit einer derartigen Salbe einrieb, die 36 Stunden hindurch schlief, nur schwer erweckt werden konnte und sich dann bitter beklagte, daß man sie der Gesellschaft eines schönen und jungen Mannes gewaltsam entrissen habe.

Trotzdem ist die Sache unklar. Denn eine äußere Anwendung ist nach unseren Erfahrungen ohne jede Wirkung, eine innere dagegen unwahrscheinlich. Snell hat an sich selber Versuche mit Belladonna gemacht, und zwar ohne Erfolg, und eine toxische Einwirkung ist daher kaum zur Erklärung heranzuziehen.

So hätten wir Schritt für Schritt verfolgt, wie aus der ursprünglich kranken Person (passives Besessensein) im Laufe der Zeiten eine Hexe (aktives Besessensein) geworden ist. Aus der Hexe wird endlich wieder die Behexte, und noch später wandeln sich die vom Teufel Besessenen in von Gott Begnadigte und vom heiligen Geiste Erleuchtete um, die wahrsagen können und Wunder verrichten — die Convulsionaire von St. Médard.

Nicht die Krankheit hat gewechselt, wohl aber sind die Anschauungen der Zeit andere geworden. Anstatt der Hexen haben wir heute den Spiritismus. Nicht mehr alte, häßliche Weiber, sondern hübsche junge Mädchen sind es, die uns die Geheimnisse der Hölle, des Himmels und des Zwischenreiches ausplaudern sollen. Es hat den Anschein, als ob, solange das Menschengeschlecht mit Phantasie ausgerüstet bleibt, es auch an Versuchen nicht mangeln werde, den Zwischenraum zwischen Himmel und Erde mit Geschöpfen der eigenen Einbildungskraft zu bevölkern, und diese Geister der Luft werden immer eine Gestalt annehmen, welche den Stimmungen und dem Charakter des Volkes und der Zeit angemessen ist. Auch wir sind bei all unserem Dünkel nichts als Kinder unserer Zeit. Nirgends aber zeigte sich, wie Lecky treffend bemerkt, so ganz und gar der Geist der Zeit und die Ohnmacht des Einzelnen, wie in dem Hexenglauben. Er ist ein Kind der Zeit und ihres Aberglaubens, und er verfiel, als der Rationalismus die Oberhand gewann. Dem Glauben an Hexen folgte die Verfolgung auf dem Fuße, und sie hörte auf, als der Glaube aufhörte. Gewiß kommen die Opfer kaum in Betracht gegen die unzähligen Millionen, die in religiösen Kämpfen zugrunde gingen. Aber nirgends war das Weh des Sterbens so groß, nirgends der Tod so jammervoll. Jenen stand der Fanatismus zur Seite und machte sie unempfind-

lich gegen Tod und Qualen, sie erkämpften sich den Himmel, diese fuhren verachtet, verhaßt, verstoßen zur Hölle.

Zum Schlusse möchte ich hier auf einige derartige Prozesse etwas näher eingehen, weil sie seinerzeit großes Aufsehen erregt und auch heute noch nicht alles Interesse verloren haben.

Der erste betrifft die Besessenen im Kloster der Ursulinerinnen zu Ste. Baume in der Provence und den Abbé Gauffridi 1610. Der Abbé Gauffridi hatte die junge Madelaine de la Palud verführt und sie, als sie schwanger war, in das Ursulinerinnenkloster zu Ste. Baume gebracht. Er folgte ihr dort als ihr geistlicher Direktor, und es dauerte nicht lange, bis sich in dem Kloster Zustände von Besessenheit zeigten, indem sich zuerst die Madelaine anschuldigte und dann eine gewisse Louise Capeau auftritt, die auf Madelaine eifersüchtig war. Sie hatte drei Teufel: Verrine, der ein guter Teufel war, katholisch und etwas leichtsinnig, Leviathan, ein böser Geist, Protestant und Raisonneur, ein dritter war der Geist der Unkeuschheit. Madelaines Teufel heißt Beelzebub. Der Dominikaner P. Michaelis übernimmt die Untersuchung. Zu jener Zeit herrschte ein Geist der Eifersucht zwischen den verschiedenen Orden, die sich mit dem ganzen Hasse, dessen nur ein geistlicher Orden fähig sein kann, haßten und bekämpften. Dies galt besonders von den Kapuzinern und Dominikanern, und die Anfälle Louise und Madelaine gestalteten sich zu einem förmlichen Duell zwischen den beiden Orden, das vor dem Publikum ausgefochten wurde. Madelaine, die ihrer Gegnerin nicht gewachsen war, wurde in täglichen Exorzismen zu Anklagen gegen Gauffridi gezwungen. Man unterwirft ihn der Untersuchung und findet Teufelsmale bei ihm; den Rest des Beweismaterials lieferte die Folter, und Gauffridi wird in Aix am 30. April 1611 verbrannt. Auch nach seinem Tode wurden noch andere der Zauberei angeschuldigt, und so mußte u. a. ein blindes Mädchen, Honorée, auf dem Scheiterhaufen enden. Später verschwindet Madelaine, an deren Hysterie kein Zweifel ist. Es kam bei ihr zu „attaques grands mouvements, contractures" usw., kurz, zu dem ganzen Rüstzeuge der Hysterie, deren günstigsten Boden die damaligen Klöster abgaben.

Der zweite Prozeß knüpft sich an die Namen der Besessenen von Loudun und des Urban Grandier an. Es war in den letzten Lebensjahren Ludwigs XIII., und die mystische Richtung der Konvente stand in der vollsten Blüte. Dabei war die Sittenlosigkeit des Klerus, und besonders in den provençalischen Klöstern,

bekannt, und der Haß zwischen Weltgeistlichen und Mönchen machte sich von Zeit zu Zeit in lautem Streite Luft. Um jene Zeit, 1630, war der 40jährige Urban Grandier in das ihm fremde Loudun gekommen, ein großer Kanzlerredner, dabei stolz und unbeugsam und ein Verehrer der Frauen. Durch seine Beredsamkeit hatte er den Neid der Bettelmönche erregt, und da er sie in seiner überlegenen Weise verhöhnte, wuchs der Neid zum Haß. Überdies hatte Grandier durch seinen Stolz und Übermut auch andere gegen sich aufgebracht, wie u. a. den Priester Monnier, den Kanonikus Mignon u. a. Alle diese wußten den Bischof gegen ihn einzunehmen, und Grandier wird auf ihre Anklagen hin, daß er keine Religion besitze und einen unsittlichen Lebenswandel führe, eingekerkert. Er appelliert an das Parlament, und der weltliche Richter spricht ihn frei (1631). Auch der Erzbischof von Bordeaux nimmt sich seiner an und gibt ihm den guten Rat, das gefährliche Louduner Pflaster zu verlassen, einen Rat, den Grandier zu seinem Unglücke nicht befolgt hat. Er triumphierte vielmehr über seine Feinde und reizte sie auf jede Art.

1626 war ein Kloster der Ursulinerinnen errichtet worden. Es waren meist arme Fräuleins aus den ersten Familien des Landes, die Unterricht gaben und Pensionäre hatten. Eine eigentümliche Stellung in den Klöstern der damaligen Zeit nahmen die geistlichen Direktoren ein, die eine geradezu absolute Gewalt über die Nonnen ausübten. Nehmen wir hierzu die mystische Richtung der Zeit, so wird es leicht verständlich, wie sich die jungen und heißblütigen Nonnen in mystischen und quietistischen Schwärmereien ergehen konnten. Als nun der erste Beichtvater des Klosters gestorben war, heißt es bald, daß er im Kloster umgehe. Der Kanonikus Mignon befördert dieses Gerede, die Bewegung greift um sich und nimmt den Charakter der Besessenheit an, und Mignon hält es für zweckmäßig, zum Exorzismus zu greifen. Anscheinend hatte er die Oberin instruiert oder ihr doch die Richtung angegeben, wie die Bewegung geführt werden solle, jedenfalls wurde bald Grandiers Namen genannt. Die Nonnen können durch ihre Aussagen zum Siege Gottes über den Bösen beitragen, und Grandier ist es, der sie behext hat. Es folgt nun ein großes Exorzisieren, wobei der Teufel sehr schlechtes Latein spricht. Die Teufel, die diesmal in die Nonnen gefahren waren, hießen Asterot, Jubilon, Beherit, Asmodi, Gresil, Aman, Isakarum, Balaam, und zwar befand sich eine ganze Anzahl von Spezialisten unter ihnen, so war Lucifer

speziell für das Zwicken und Stechen, Anzian für das Zerfleischen und Zerkratzen, Archian für das Gliederzerren, Junian besorgte das Zusammenschnüren von Kopf und Hals und Mean das Auseinanderreißen von Augen, Nase und Mund. Das Verfahren bildet ein Gemisch von Unsinn und Lächerlichkeit. Der Teufel weigert sich, den weltlichen Beamten Rede zu stehen, zumal dann, wenn die Fragen in lateinischer Sprache an ihn gerichtet werden; irgendwie verfängliche Fragen werden überhaupt nicht beantwortet, oder es erfolgen absichtlich falsche Antworten. Werden die Nonnen in die Enge getrieben, z. B. durch eine griechische Ansprache, dann weicht der Teufel sofort. Loudun glaubt nicht an den Spuk, aber die Beschwerden Grandiers werden zurückgewiesen und die Einmischung des Bailli wird vereitelt, da sich die Nonnen weigern, in seiner Gegenwart exorzisiert zu werden. Der Erzbischof von Bordeaux läßt die Sache untersuchen und sendet deshalb seinen Arzt nach Loudun. Aber noch ehe dieser eine der Besessenen untersuchen kann, ist alles vorbei, und der Teufel ist verschwunden. Die Ursulinerinnen verlieren ihre Pensionäre und ihr Einkommen, man schämt sich ihrer und wendet sich von ihnen ab, während sie ihrerseits ihren Beichtvater mit Vorwürfen und Klagen überhäufen.

Um diese Zeit hatte Richelieu den Staatsrat von Loubardemont nach Loudun gesandt, um die Festung zu schleifen. Loubardemont war ein Verwandter der Oberin und ohnehin über die Geschichte ärgerlich, wird er von den Feinden Grandiers aufgehetzt. Er weiß Richelieu gegen ihn einzunehmen, indem er ihn verdächtigt, eine Spottschrift gegen den Kardinal „die schöne Schusterin von Loudun“ verfaßt zu haben. Sofort treten die Besessenen von neuem auf die Bühne, und zwar sind es diesmal im Kloster sieben possedées, sechs obsedées (Geplagte) und drei maleficiées (Behexte), wozu in der Stadt noch einige kommen, alles Beichtkinder des Kanonikus Mignon. Richelieu gibt Loubardemont volle Freiheit des Handelns, und Grandier wird zum zweiten Male verhaftet. Das gegen ihn eingeleitete Verfahren strotzt von Willkür und bewußter Ungerechtigkeit, und nur das wird niedergeschrieben, was in die Anklage paßt, während alles andere ausgelassen wird. Durch den Wundarzt Manouri wird Grandier auf die grausamste Weise auf Stigmata untersucht, und der Apotheker Adam unterstützt die Aufregung der Nonnen durch entsprechende Mittel. Als Exorzisten wirken der Franziskaner Laktantius, dann Kapuziner

und Karmeliter, im ganzen ihrer sieben, und der Teufel wird nur noch auf französisch befragt. Dem frivolen Sinne der damaligen Zeit entsprechend, mischte sich das Furchtbare mit dem Lächerlichen, und in den öffentlichen Vorstellungen vor Prinzen, Bischöfen und Höflingen werden dem hohen Publikum allerhand Scherze vorgeführt. Dabei steigert sich die Erregung. Die Besessenen greifen Grandier tätlich an, sie überhäufen ihn mit Schmähungen und brüllen, wenn er reden will. Einzelne widerrufen, sie klagen sich an und bitten flehentlich, ihre Schuld gut zu machen. Sie werden eingesperrt und so lange bearbeitet, bis sie zur Einsicht kommen, daß diese Reue das Werk des Teufels sei, oder sie verschwinden überhaupt von der Bildfläche. Andere hören in der Nacht unzüchtige Reden, und sie werden geschlagen und gestoßen. Überhaupt stoßen wir in dem Verlaufe des Prozesses auf den unglaublichsten Zynismus; die besessenen Nonnen ergehen sich in den schlüpfrigsten Vorstellungen, in schamlosen Bewegungen und unzüchtigen Reden, sie schleudern sich auf dem Bauche fort, heulen und verfluchen alles, was heilig ist: „Verflucht sei der Vater, der Sohn, der heilige Geist, Maria mit den Heerscharen.“ Durch alles dies angezogen, strömt das Publikum in Scharen herbei, man lacht und spottet über die dummen Teufel und schlechten Lateiner, denen das Latein immer gerade dann ausging, wenn sie eine Frage nicht beantworten konnten, und der ganze Prozeß droht zu versumpfen. Die Beschleunigung des Urteils ist daher geboten, und da hierzu das Einverständnis des Angeschuldigten notwendig war, schritt man zur Folterung, die auch hier nicht versagte. Mit zerschmettertem Unterschenkel muß Grandier zum Scheiterhaufen getragen werden. Man hatte ihm versprochen, ihn vorher zu erdrosseln, wenn er nicht reden würde. Laktanz steckt den Scheiterhaufen in Brand, und als Grandier merkt, daß man ihn betrogen habe und er nunmehr reden will, wird er durch einen Stoß mit dem Kruzifix in den Mund am Reden verhindert. Nach seinem Tode, 18. August 1634, dauert der Unfug noch eine Weile an, und besonders ist es die Oberin, die Halluzinationen der verschiedensten Sinne hat, die hört, sieht und riecht, und es bleibt noch eine Zeitlang Modesache, sie dem Publikum vorzuführen. So muß sie u. a. ihre Kunststücke dem Bruder des Königs in der Kirche zeigen, bis endlich am 15. Oktober 1637 auch der letzte Teufel aus ihr ausgetrieben wird. Die Krankheit der Ursulinerinnen war auf die Stadt Loudun übergegangen, und auch andere Städte, wie Chinon,

Nimes, Avignon, wurden davon heimgesucht, sehr gegen den Willen der Bischöfe, denen diese Bewegung wenig Freude machte. Sie holten daher ein Gutachten der Universität Montpellier ein, die alles auf natürliche Erscheinungen zurückführt.

Wie tief übrigens die Bewegung auf alle die eingewirkt hatte, die an ihr beteiligt waren, geht aus dem Nachspiele hervor, das diesem Prozesse gefolgt ist. An seinem Todestage hatte Grandier den Laktanz binnen heute und einem Monate vor den Richterstuhl Gottes geladen, und er stirbt am 18. September in offener Verzweiflung unter Rasen und Schmerzen. Wenige Jahre später folgte ihm Tranquillus, einer der Exorzisten, unter den gleichen Erscheinungen. Er hatte Anfälle von Wut und mußte mitten in der Predigt einhalten und schreien. Der Wundarzt Manouri geht nachts über die Straße. Er ruft plötzlich aus: „Ach Grandier, bist du da, was willst du?“ und wenige Tage nachher stirbt er in entsetzlicher Angst und das Gespenst Grandiers vor Augen. Auf solche Weise rächte sich der Teufel an seinen Widersachern, und so gewaltig war die Erschütterung gewesen, die dieses unselige Treiben hinterlassen hatte.

Noch einmal lohte der Streit zwischen den verschiedenen geistlichen Richtungen und Genossenschaften zur lodernden Flamme auf und drohte seinen Abschluß auf dem Scheiterhaufen zu finden, und zwar waren es diesmal Jesuiten und Jansenisten, die ihre Kräfte maßen. Die Mirakel von St. Médard hatten die Jansenisten in aller Mund gebracht, und die Eifersucht der Jesuiten verlangte mit Ungestüm nach einem ähnlichen Zugmittel. Der Jesuit Girard wird hiermit beauftragt, und er glaubt in der la Cadière zu Toulon ein hierfür geeignetes Werkzeug gefunden zu haben. Die la Cadière war ein kränkliches Geschöpf, das von jeher zu Träumereien geneigt war und für diese Neigung in den Schriften der heiligen Therese eine systematische Förderung gefunden hatte. Girard hypnotisiert sie und stigmatisiert sie an alten Narben früherer skrofulöser Geschwüre, bis er sie so weit hat, daß sie in hysterische Anfälle verfällt und sich in Ekstasen und Visionen ergeht. In diesen ekstatischen Zuständen hatte er sie verführt und sie in das Kloster zu Ollioules gebracht, wo sie abortierte. Da zudem die gehofften Wunder ausgeblieben waren und die Brüder der la Cadière, die Karmeliter waren, gegen ihn vorgingen und ihn beschuldigten, daß er ihre Schwester behext habe, beschloß er sie zu verderben und strengte einen Prozeß wegen Zauberei gegen sie an. Sie wurde auch wirklich

verurteilt, gehängt zu werden. Aber es war die Zeit Ludwigs XV. Man wollte sich an Hexenprozessen wohl amüsieren, aber nicht mehr töten, und das Volk erhob sich gegen das Urteil. Man hielt es daher für ratsamer, die la Cadière verschwinden zu lassen, und der Abbé Girard ist später im Geruche der Heiligkeit gestorben.

An letzter Stelle möchte ich noch die Wunder zu St. Médard erwähnen, die in die Jahre 1727—1741 fallen, und die einer Anzahl von ähnlichen Bewegungen, wie z. B. der Maria à la Cocque und Lourdes, zum Muster gedient haben.

Schon lange hatte der Kampf zwischen Jesuiten und Jansenisten gewährt, und es ging den Jansenisten schlecht. Das letzte Mittel in solchen Notlagen war das Wunder, und wenn sich auch bisher das eine oder andere Wunder gefunden hatte, so waren es doch meist nur ganz kleine und unbedeutende Wunder gewesen, und man bedurfte unbedingt eines größeren Zugmittels. Da starb just zur rechten Zeit der Abbé Pâris. François de Pâris war ein von Haus aus beschränkter Mensch, der sich dem geistlichen Stande gewidmet und den Jansenisten angeschlossen hatte. Er verbrachte seine ganze Zeit im Gebete, fastete und kasteite sich redlich, bis er, 37 Jahre alt, am 1. Mai 1727 starb. Da er sein ganzes Vermögen den Armen vermacht hatte, wurde er von diesen deshalb und seines heiligen Lebens halber sehr verehrt. Am 3. Mai hatte man ihn im Beinhause zu St. Médard beigesetzt, und noch am selben Tage wurde die Madelaine Beigny durch die bloße Berührung des Sarges von einer Lähmung geheilt. Diesem ersten Wunder folgten rasch noch einige andere nach, und insoweit wäre die Sache auf dem besten Wege gewesen, wenn diese Wunder nicht als eine Parteisache der Jansenisten sofort den Widerstand der Jesuiten wachgerufen hätten. Voltaire und seine Zeit waren den Wundern nicht mehr günstig, und selbst der Klerus zog es vor, sie für falsch zu erklären. Dies tat denn auch der Erzbischof von Paris, und er verbot den Kultus des Grabes. Das war für die Jansenisten ein harter Schlag, und sie waren nicht gewillt, die günstige Gelegenheit so leichten Kaufes aufzugeben. 1731 übernimmt der Abbé Bescherant die Leitung, und mit Aimée Pivert tritt die erste Konvulsionärin in die Aktion, der bald an die 800 nachfolgen, die unter Krämpfen wahrsagen, Kranke heilen und andere Wunder vollführen. Zuerst waren diese Wunder nur an dem Grabe des Verstorbenen geschehen. Nachdem aber der Kirchhof im Jahre 1732 gesperrt worden, verlegten sie ihren Wirkungskreis weit und weiter, und der Unfug

wird immer größer, bis es dem Könige endlich zuviel wird und er die Konvulsionäre einsperren läßt (1740).

Bezeichnend ist die angewandte Heilmethode, die derjenigen nachgebildet war, die sich Jahrhunderte früher bei den Tänzern und Springern von Erfolg erwiesen hatte. Man behandelte die Konvulsionäre mit secousses, d. h. mit Schlägen und mit Stampfen auf den Bauch, und durchweg dürfte es sich dabei um Hysterische gehandelt haben.

Psychische Volkskrankheiten.*)

Daß körperliche Krankheiten anstecken und von einem Menschen auf einen andern übertragen werden, ist uns von jeher in mörderischen Epidemien so klar vor Augen geführt worden, daß es niemand einfallen konnte, daran zu zweifeln, lange bevor wir eine Kenntnis von den Bakterien und ihrer Wirkung hatten.

Aber neben den Seuchen treten uns von Zeit zu Zeit ähnliche Erscheinungen auf geistigem Gebiete entgegen, die wir kaum anders als psychische Epidemien auffassen können. Die Hoffnung, daß eine noch so verfeinerte Art der Untersuchung für diese Art der Ansteckung einen Bazillus haftbar machen werde, ist gering, und wie das geistige Geschehen dem körperlichen ohnehin an Feinheit unendlich überlegen ist, so werden wir hier zu der Annahme von ganz andern und weit zusammengesetzteren Vorgängen gezwungen sein. Wir wollen versuchen, diese Bedingungen an der Hand eines jener verhältnismäßig einfachen Fälle festzustellen, wo mehrere Mitglieder ein und derselben Familie ziemlich gleichzeitig an Geistesstörung erkranken, ein Vorkommnis, das wir nach französischem Vorgange als folie à deux bezeichnen.

In einem kleinen Dorfe am Rhein lebte in einem einsam und abseits gelegenen Häuschen eine Familie, die aus den beiden Elten und vier Kindern bestand. Im öffentlichen Interesse wurde die Verlegung eines Weges notwendig, der dieser Familie gehörte, und da sie durch kein gütliches Mittel zur Aufgabe ihres Eigentumes zu bewegen war, mußte die Enteignung des Weges auf dem Zwangs-

*) Unter Benutzung eines gleichnamigen Aufsatzes in der Deutschen Revue.

wege durchgeführt werden. Von da ab Klagen über Klagen bei Behörde und Gericht, offener Widerstand gegen jeden Versuch, sich in den Besitz des Weges zu setzen, Drohungen, Schmähungen gegen jeden und alle, die in den massenhaften Prozessen einen Rechtsspruch zu fällen hatten, und endlich ein so maßloses und geradezu unglaubliches Verhalten, daß sich die Behörde gezwungen sah, im Interesse der öffentlichen Ordnung die zwangsweise Verbringung von drei Familienmitgliedern, der beiden Eltern und der ältesten Tochter, in eine Irrenanstalt anzuordnen.

Hier ließ sich unschwer feststellen, daß die energische und herrschsüchtige Mutter ursprünglich die Triebfeder des Ganzen gewesen war. Von ihr ging der Widerstand aus, sie hatte die Eingaben verfaßt und den Kampf organisiert, und sie war es gewesen, die den willensschwachen und weit lenksameren Mann in ihre Wege gezwungen hatte. Erst später war ihr die Tochter gefolgt, dann aber hatte sie ihrerseits die Führung übernommen und war in ihrem tollen Treiben weit über beide hinausgegangen. So hatte sie sich zum Beispiel einmal nackt ausgezogen, als sie von dem Gendarm zur Abbüßung einer kurzen Freiheitsstrafe abgeholt werden sollte, und das zweitemal hatte sie ihn mit Steinwürfen vom Hofe verjagt.

An der Geistesstörung der drei war kein Zweifel. Aber während der Vater genas und die Mutter wenigstens als gebessert entlassen werden konnte, blieb die Tochter ungeheilt, in ihrem Wesen und in ihren Ideen unverändert.

An diesen drei konnte man die verschiedenen Umstände verfolgen, die zum Zustandekommen dieses eigentümlichen Krankheitsbildes erforderlich sind. Zunächst eine lange und absolute Intimität der verschiedenen Personen. Die Familie lebte allein und hatte ihrer Sonderlichkeit halber von jeher wenig Verkehr mit ihren Nachbarn. Daher ein engerer Anschluß untereinander und die Abwesenheit jedes fremden Einflusses. Das zweite war die Wahrscheinlichkeit der Wahnvorstellungen, zum wenigsten im Beginn, die hier in einem vermeintlichen Eingriffe in ihre Rechte bestanden und sich erst später in andere und verkehrtere Bahnen lenkten, daß die Behörden bestochen und die Richter Meineidige und Schurken seien. Es war ferner das moralische Übergewicht der Mutter, die bald das passive Element des Mannes unterjocht und seinen Widerstand gebrochen hatte, während die ganz anders und mehr nach der Mutter geartete Tochter erst nach langem

Widerstande nachgab, dann aber unter dem Zwange der erblichen Belastung auch vollständig zusammenbrach und keiner Genesung mehr zugänglich war.

Gehen wir von diesem einfachen Vorgange zu einem zusammengesetzteren über, so finden wir einen solchen in Erweckungen, wie sie anfangs der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts im Waisenhause zu Elberfeld stattgefunden haben.

Dort erging sich das Anstaltspersonal allabendlich in inbrünstigem Gebete zwecks der Bekehrung der anvertrauten Kinder, und zwar geschah dies in deren Gegenwart. Auch war den Kindern gelegentlich dieser Gebetstunden von den Revivals erzählt worden, von jenen sonderbaren, von Krämpfen begleiteten Erweckungen in Irland und Cornwallis, und man hatte eine gleiche Gnade auf das Haupt der Kinder herabgefleht. Was Wunder, wenn sich bald verschiedene Mädchen meldeten und unter Geschrei und Tränen ihre Sünden bekannten. Den Mädchen folgten nach wenigen Tagen die Knaben, und von da ab hallte das Haus von dem Toben von mehr als vierzig aus Rand und Band gekommenen Kindern wider, die predigten und sangen, Vorträge über die Offenbarung Johannis hielten und sich unter lautem Schreien und krampfartigen Bewegungen am Boden wälzten. Eine Zeitlang blickten die Veranstalter dieses Unfugs auf das Ergebnis ihres Eifers mit Befriedigung herab, bis ihnen das wüste Treiben über den Kopf wuchs und sie sich in der Lage des Zauberlehrlings befanden, der die Geister, die er rief, nicht wieder los wurde. Es bedurfte des energischen Eingreifens der Behörde, um Ruhe und Ordnung wiederherzustellen, und wenn auch ein Teil der Kinder eingestand, sich verstellt und absichtlich in den Unfug mit eingestimmt zu haben, so hatte doch die weitaus größere Anzahl unter dem Einflusse einer unzweifelhaft krankhaften Erregung gestanden.

Ziemlich um dieselbe Zeit fanden ähnliche Erweckungen an einem andern Orte statt und hatten damals die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich gezogen.

In Morzine, einem abgelegenen Orte in Hoch-Savoyen, zeigten sich bei einigen jungen Mädchen allerhand wunderliche Erscheinungen, die von der unwissenden Menge und der kaum aufgeklärteren Geistlichkeit als Besessenheit aufgefaßt wurden, und die eine rasche Verbreitung fanden. Damals hatte das Eingreifen der Behörde der Epidemie ein jähes Ende gemacht. Die Geistlichen, welche die vermeintlich besessenen Mädchen exorzisiert hatten,

wurden versetzt und die durchweg bleichsüchtigen Mädchen in eine gesündere Umgebung gebracht. Immerhin aber muß Ansteckungsstoff genug zurückgeblieben sein und unter der Asche fortgeglommen haben, da nach dreijähriger Ruhe 1864 der Besuch des Bischofs und das Abhalten einer Mission hinreichten, um eine Wiederholung der früheren Epidemie in weit ausgedehnterem Maße hervorzurufen. Bei einer Frau fing es in der Kirche an, und bald folgten ihr etwa 90 Mädchen und Frauen nach. Der Anfall begann mit klonischen Krämpfen und einer großen geistigen Erregung, die sich in immer lauterem Reden entäußerten und bis zu Wutanfällen steigerte. Sie sehen die Teufel und geben die Zahl derer an, die sich in ihrem Leibe befanden; diese Teufel reden aus ihnen und benehmen sich ganz so, wie sich der Teufel unter sotanen Umständen zu benehmen pflegt. Der Anfall endete mit tonischen Krämpfen; sie sinken zur Erde und kommen erst nach einiger Zeit (20 Minuten bis 6 Stunden) wieder zu sich. Auch diesmal versagte das energische Eingreifen der Regierung nicht. Die Therapie bestand in der Entfernung der Mission, die durch Soldaten und Gendarmen ersetzt wurde, in dem Isolieren der befallenen Weiber und in der Anlage einer Chaussee.

Ähnliche Erweckungen und Epidemien in Anstalten und Schulen sind durchaus nicht selten, aber nicht überall läßt sich die Art der Entstehung mit derselben Klarheit nachweisen, wie es bei der Elberfelder Epidemie der Fall war.

Der wichtigste Faktor bei der Entstehung dieser krankhaften Zustände ist die Nachahmung, die dem Geiste innewohnende Fähigkeit und Neigung, nach äußerem Antriebe zu handeln. Die äußere Form einer Bewegung, und vor allem die eines Affektes, erweckt in uns die gleiche Bewegungsvorstellung, und mit ihr und durch sie denselben Affekt. Und neben der Nachahmung ist es die Überredung, die Übertragung eines seelischen Vorganges in die Psyche eines andern, und beide herrschen um so uneingeschränkter, walten um so freier, je mehr der Einfluß der eignen Persönlichkeit durch äußere oder innere Umstände herabgesetzt ist. Schon Eva suggerierte ihrem Gatten im Paradiese von dem Apfel, daß er lieblich anzuschauen und gut zu essen sei, und es ist bekannt, mit welchem Erfolge sie dies getan. Diese Übertragung eines psychischen Vorganges in die Seele eines andern übt als Überredung und Verführung ihre Wirksamkeit bis auf den heutigen Tag aus, ohne daß es dabei der Annahme besonderer hypnotischer Künste bedürfe.

Wenn jene Künste ihre Herrschaft schon auf das einzelne Individuum ausüben, so tritt dies noch bei weitem mehr bei den Erregungen der großen Menge, der Masse hervor. Je weniger der Einzelne auf sich achtet, wie dies bei den Erregungen der Masse, bei Aufständen und dergleichen der Fall ist, um so energischer gestalten sich die Bewegungen, um so unvermittelter übertragen sie sich von Kopf zu Kopf.

Die hier angeführten Eigenschaften der Nachahmung und Überredung bilden den Grundstock der bewegenden Kräfte, die bei der Entstehung der Geistesepidemien in Betracht kommen.

Schon in den Kreuzzügen tritt uns ihr Einfluß klar und deutlich entgegen, und wenn es mir auch nicht beikommen kann, schon den ersten Kreuzzug so ohne weiteres den Volkskrankheiten zuzurechnen, so treten doch gerade bei ihm ähnliche Vorbedingungen stark in die Erscheinung.

Durch die Predigten des Peter von Amiens und andrer wurde die Erregung nach und nach in die Masse getragen, und das Versprechen von besonderer himmlischer Gnade, von Ablaß der Sünden und dergleichen mehr wirkte auf das religiöse Gefühl des Volkes ein. Aber noch verhalten sie sich ablehnend und stehen dem großen Unternehmen bewegungslos gegenüber, bis ihnen Peter von Amiens das rote Kreuz auf die Schulter heftet. Mit diesem sichtbaren Zeichen, dem Symbol, war die Spannung gelöst, der Bann gebrochen, und mit dem Rufe: Gott hat es gewollt! drängt sich das Volk zum Kreuzzug.

Seitdem hat sich die Macht des Symbols auf die Masse noch oft bewährt, und das Entfalten einer Fahne, das Austeilen einer Kokarde hat noch manchen Sturm zum Ausbruche gebracht. Die blutige spanische Revolution von 1873 verdankte ihren Ausbruch den Worten: Salud y republica federal, Worte, die kein Mensch deuten konnte. Aber wo die vernünftige Überlegung fehlt, wie dies bei der Erregung der Fall ist, und wo wie bei ihr das Gefühl allmächtig ist, muß der Redner auf das letztere wirken, und er wird dies mit einem um so sicheren Erfolge tun, je mehr er mit Bildern und Formeln auf das Gefühl einstürmt. Daß man sie verstehe oder sich etwas dabei denken könne, ist durchaus nicht notwendig, im Gegenteil, die Masse beugt sich williger dem Unverstandenen, das um so plötzlicher und unwiderstehlicher wirkt.

Die Kreuzzüge bieten uns des ferneren zahlreiche Beispiele von kollektiven Halluzinationen dar. Gewappnete Heilige stürmen den

streitenden Scharen voran und führen sie zum Siege, Zeichen und Wunder geschehen und feuern die Haufen zu immer neuen Anstrengungen an, bis der Feind geschlagen und Jerusalem in den Händen der Kreuzfahrer ist.

Weit mehr wie bei jenem ersten Kreuzzuge macht sich der krankhaft epidemische Charakter in den sogenannten Kinderkreuzzügen bemerklich.

Seit dem ersten Kreuzzuge war Europa nicht mehr zur Ruhe gekommen, und die durch ihn entfachte Erregung der Gemüter zitterte lange nach. Dies war besonders der Fall, als das heilige Grab wieder unter sarazenische Herrschaft geraten war, und die Klagen der heimkehrenden Pilger über Unterdrückung des Glaubens drangen durch das ganze Land. Die Fürsten und Großen hatten von jeher keine große Lust zu einem Abenteuer gehabt, das ihnen unendliche Lasten auferlegte, ohne einen entsprechenden Gewinn zu bieten, und trotz der Bitten und Drohungen der Päpste verharrten sie jetzt erst recht in tatenlosem Zusehen. Um so eifriger wurden die Bemühungen der zahllosen Mönche, um so dringender ihre Ermahnungen und Aufforderungen zur Eroberung des heiligen Landes. Es ist leicht verständlich, wenn die leicht bestimmbare Jugend zuerst von dieser Erregung ergriffen wurde und sich überall eine Stimmung vorbereitete, die nur des veranlassenden Funkens bedurfte, um in helle Flammen auszubrechen.

Dieser Funke fand sich in dem französischen Hirtenknaben Etienne-Stephanus aus Cloies bei Vendôme. Wie zweihundert Jahre später das Mädchen von St.-Remy, hatte er beim Hüten der Schafe eine überirdische Erscheinung. Die Schafe knieten vor ihm nieder, um ihn zu verehren, und Gott sandte seinen Engel zu ihm, der ihm seine Mission verkündete. Der Knabe verläßt seine Herde und zieht unter Wundern und Zeichen umher, seine Altersgenossen zum heiligen Zuge gegen die Heiden anfeuernd. Umsonst erläßt der König Philipp August Verbote und Strafandrohungen, vergebens sind Belehrung und Gewalt, dem jungen Sendboten des Herrn strömen von allen Seiten Scharen von Knaben zu, und nichts kann sie zurückhalten. Hoch und niedrig, reich und arm kommen sie gezogen, mit und ohne Gefolge, mit und ohne Zustimmung der Eltern, unter Gebet und Gesang, wie im Taumel von einer unsichtbaren Gewalt gedrängt. Bei Vendôme versammeln sich an die 30000 Knaben, setzen den Stephanus auf einen Wagen und ziehen mit fliegenden Fahnen im Juli 1212 durch die glühende Provence nach Marseille.

Und hinter den dem Tode geweihten Opfern zieht ein dichter Schwarm von Dirnen und allerhand Gesindel, ein wahrer Zug des Todes, von Aasvögeln umschwärmt. Tod und Verderben bezeichnen den Weg der jungen Schar, die ohne Pflege und Verpflegung, der ungeheuren Anstrengungen ungewohnt, massenweise zugrunde geht. Die Überbleibenden aber erwidern auf jede Vorstellung, auf jede Ermahnung zur Umkehr nur die Worte: „Zu Gott, nach Jerusalem" und ziehen weiter die schattenlose Straße bis nach Marseille. Dort erwartet sie das Schlimmste. Zwei Kaufleute verladen sie auf sieben Schiffe, von denen zwei mit Mann und Maus untergehen. Die andern werden in Alexandrien an die Sarazenen als Sklaven verkauft und enden ihr Leben fern von der Heimat, zurückgekehrt ist keiner. Wohl hat Kaiser Friedrich II. jene beiden Schurken ergreifen und aufknüpfen lassen, die 30 000 jungen Leben konnte er nicht wieder zurückrufen.

Um dieselbe Zeit begegnen wir einer ganz gleichen Bewegung in Deutschland und besonders in den Rheinlanden, obwohl sich ein Zusammenhang mit jenem französischen Kinderzuge nicht nachweisen läßt.

Auch hier ziehen wie dort Kinderpropheten umher und reißen die Massen zu gleichem Schwindel fort, und zwar waren es wahrscheinlich noch mehr Kinder als in Frankreich. Das eine Heer zieht unter einem gewissen Nikolaus den Rhein hinauf und kommt unter entsetzlichen Verlusten über den Mont Cenis und mit etwa 7000 Knaben nach Genua. Mehr als dieselbe Zahl ist auf dem Wege geblieben. Die Stadt Genua war von dem Zuge nichts weniger als erbaut. Sie verschloß den jungen Kreuzfahrern die Tore und ließ sie erst nach langem Harren am 24. August ein. Sie mußten abziehen, zogen hin und her, und nur wenige sahen ihre Heimat wieder. Der andere, ebenso große Haufe zieht über den Sankt Gotthard und gelangt bis nach Brindisi, wo er in der Sklaverei zugrunde gegangen ist.

Nach diesen entsetzlichen Erfahrungen trat eine fünfundzwanzigjährige Ruhe ein, bis sich um das Jahr 1237, wenn auch in kleinerem Maßstabe, etwas Ähnliches wiederholt. Tanzend und springend ziehen am 15. Juli zirka tausend Kinder aus den Toren Erfurts nach Arnstadt, von wo sie am andern Tage von den Eltern zurückgeholt wurden.

Und endlich begegnen wir einer dritten Kinderfahrt im Jahre 1458, wo, durch die Kanonisation der Landgräfin Elisabeth erregt,

mehr als hundert Kinder aus Hall in Schwaben nach dem Mont St.-Michel in der Normandie ziehen. Es war unmöglich, sie zurückzuhalten, und sie verfielen in eine heftige Krankheit, wenn man sie an ihrem Vorhaben hinderte. Der Magistrat gab ihnen deshalb Führer mit und Esel für das Gepäck und ließ sie ihres Weges ziehen. Man weiß, daß sie in Mont St.-Michel angekommen sind, von ihrem weiteren Ergehen dagegen fehlt jede Kunde.

Eine andere wundersame Erscheinung, die sich jahrhundertelang durch die Länder hindurchzieht, war die Tanzwut.

Tanzen zu Ehren der Götter ist eine uralte Sitte, und die Tänze der Korybanten oder Galli, der Priester der phrygischen Göttin Cybele sind ebenso bekannt wie berüchtigt. Drei Tage lang rasten sie am Feste der Göttin in immer tollerem Tempo einher, unter den Klängen von Trommeln und Flöten, bis sie erschöpft zu Boden sanken. Daß es sich hierbei um krankhafte Zustände gehandelt hat, läßt sich aus den Schilderungen der Zeitgenossen unschwer entnehmen, nach denen sie sich auf der Höhe ihrer religiösen Verzückung auf das unbarmherzigste zerfleischten und sich mit einer Muschel oder einem Stein entmannten. Von Phrygien kam dieser Kult nach Samothrake und nach Griechenland, und endlich mit dem Kulte der Magna mater decorum nach Rom, wo der Kaiser Heliogabal sein eifrigster Jünger war. Ähnlich verfuhren die Mänaden im Kulte des indo-assyrischen Dionysus. Alle diese Kulte kamen von Asien, wo noch heute die heulenden und tanzenden Derwische ganz ähnliche Schauspiele aufführen.

Das Christentum hat sich gegen eine derartige Betätigung der Frömmigkeit von jeher ablehnend verhalten, und durch den heiligen Augustinus, Bonifazius und andere waren Tänze als Bestandteile des christlichen Kultus bei kirchlichen Feierlichkeiten streng verpönt. Nichtsdestoweniger hat es auch zu christlichen Zeiten nicht an Tänzern gefehlt, und die epidemischen Tänze des Mittelalters haben einer bestimmten Gruppe von nervösen Störungen bis heute ihren Namen verliehen.

Ob dabei der heilige Veit — Sanct Vit — in der Tat die Rolle, die er in der katholischen Kirche spielt — er ist einer der vierzehn Nothelfer — nur seiner Namensähnlichkeit mit dem wendischen Sonnengotte Swantewit verdankt, wollen wir dahingestellt sein lassen. Von Swantewit soll er auch den Hahn geerbt haben. Jedenfalls gehörten zu des Sonnengottes Kult die schwindelnden Rundtänze bei der Feier des Sommeranfanges, und ebenso fallen die

ersten epidemischen Tänze, von denen wir Kunde haben, die Kindertänze in Erfurt, Hameln und Utrecht in dieselbe Jahreszeit (Juni 1257, 1259 und 1278). Besser unterrichtet sind wir über eine andere Epidemie, die 1374 am Rhein und in den Niederlanden in großer Ausdehnung auftrat.

Gelegentlich einer Kirchweihe in Aachen, am 16. Juli 1374, bei der es ohnehin recht toll zugegangen war, brach eine wahre Besessenheit los, die Personen beiderlei Geschlechts ergriff und sich in wildem Tanzen, in Singen und Schreien äußerte. Die damalige Zeit besaß Explosionsstoffe in Hülle und Fülle, und das unter der Feudallast erliegende Volk war geneigt genug, sich gegen seine Bedrücker innerhalb und außerhalb der Kirche zu erheben. Daher nahmen diese Erweckungen leicht den Charakter einer politischen Erhebung an, und auch diesmal war es die Erbitterung des gemeinen Volkes gegen den verwilderten Klerus, die sich in den Gesängen und Spottreden der Tänzer, sowie in ihrem Eifern gegen die Schnabelschuhe Luft machte. Die Epidemie hatte eine geradezu unheimliche Ansteckungskraft. Wer in den Bann der Tänzer geriet, wurde in ihre Kreise hineingezogen, und bald tanzten am Rhein und in den Niederlanden viele Tausende, überall auf allen Plätzen und Kreuzwegen drehten sich Männer und Frauen in rasendem Reigen, bis sie unter Zuckungen und Krämpfen hinstürzten oder in starrer Verzückung verharrten. Die Behandlung war ebenso roh und wüst wie die Ausbrüche der Erkrankung. Man bearbeitete die erschöpft auf der Erde Liegenden mit Faustschlägen und Fußtritten auf den Bauch, ein Volksmittel, das übrigens auch noch viele Jahrhunderte später bei den Konvulsionären von St.-Médard mit Erfolg in Anwendung kam. Trotz dieser Behandlung dauerte die wüste Orgie vier Monate lang, bis sie gegen Ende des Jahres erlosch. Aus Köln wird von etwa 500, aus Metz sogar von 1100 Tänzern berichtet.

Auch im Jahre 1518 hatte man zu Straßburg den Johannistag (24. Juni) mit wilden Tänzen und ähnlichen Gebräuchen gefeiert, als plötzlich eine Frau von der Tanzwut ergriffen wurde. Umsonst schaffte man sie in die Kapelle des heiligen Veit bei Zabern, das Unheil war geschehen und der Anstoß zu einer lang nachhaltenden Bewegung gegeben. Die Macht der Nachahmung zeigte sich auch hier. Die vorhin geschilderten Szenen wiederholten sich in der gleichen Weise, überall stieß man auf tanzendes und springendes Volk, dem sich alles zugesellte, was von Müßiggängern, Tauge-

nichtsen, Kindern und Schwachsinnigen bei Wege war. Auch diesmal wurde zu dem Volksmittel der Fußtritte und Faustschläge auf den Bauch gegriffen, aber meist ließen die Tänzer von ihrem Treiben erst ab, wenn sie den Altar des heiligen Veit erreicht hatten. Bei andern kehrte das Übel alljährlich um Johanni wieder, und es bedurfte jedesmal einer Wallfahrt zum heiligen Veit, der allein sie davon befreien konnte.

Noch heute weht uns ein Hauch aus jener Zeit in der Springprozession zu Echternach entgegen. Zwar leiden die Tänzer, die sich dort alljährlich zu Pfingsten versammeln, kaum an einer Geistesepidemie. Ob man aber Leute für geistesgesund halten darf, die mit dieser wahnwitzigen Schaustellung dem lieben Gott einen Gefallen zu tun glauben, das ist eine andere und wohl aufzuwerfende Frage.

In Italien sehen wir in dem Tarantismus eine ähnliche Erscheinung. Man hatte dem Bisse der Tarantel, einer Erdspinne in Apulien, von jeher die schlimmsten Folgen beigemessen, und unter dem Einfluß der ungeheuerlichen Erschütterungen des Mittelalters, der alles verwüstenden Pest, und den kaum weniger verwüstenden Fehden und Kämpfen sehen wir, wie nach dem wirklichen oder vermeintlichen Bisse der Tarantel eine Reihe von krankhaften Erscheinungen auftritt, wie Angst, Zittern, Schwäche der Glieder und dergleichen mehr, die durchweg nervöser Natur waren. Nur Musik und Tanz können helfen, sie allein vermögen das Gift im Körper zu vertreiben und durch die Haut auszutreiben. Bleibt nur die kleinste Spur davon zurück, dann wächst das Übel aufs neue zur vollen Macht und muß von neuem ausgetrieben werden. Daher zogen alljährlich um dieselbe Zeit im Sommer Spielleute von Dorf zu Dorf, es ertönt die maurische Trommel und die Flöte, und das Tanzen geht los, bis zum Hinstürzen, bis zur Erschöpfung.

Il carnevaletto delle donne nennt das Volk diese Art der Tanzwut; aber es waren nicht nur Frauen, die dem Rasseln der Trommel folgten, auch Männer wirbelten sich in den Reigen, fünfjährige Knaben und neunzigjährige Greise, und während dreißig Jahren tanzte ein und dieselbe von der Tarantel gestochene Frau, wenn die bekannten Töne der Tarantella an ihr Ohr schlugen. Wie bei der Tanzwut in Straßburg und anderswo, so traten auch bei dem Tarantismus die verschiedensten krankhaften Erscheinungen auf, die wir als hysterische zu bezeichnen pflegen. Dasselbe Auftreiben des Leibes, der Meteorismus, der dort zu der vorhin beschriebenen

Methode der Behandlung angeregt hatte, wird auch von dem Tarantismus gemeldet, daneben allerhand Abneigungen gegen Farben und Gerüche und eine unwiderstehliche Sehnsucht nach dem Meere, die aus den uns überlieferten Liedern widertönt und sich in stets wiederkehrenden Zügen nach dem geliebten Meere äußert. Versuchte man die von der Tarantel Gestochenen vom Tanzen und dem Meere fernzuhalten, dann waren wirkliche und schwere Erkrankungen die Folge, und man war froh, wenn sie im Tanze ihre Heilung fanden. Im 17. Jahrhundert erreichte die Seuche ihren Höhepunkt. Ganz Unteritalien ertönte um die Sonnenwende von Musik und dem Lärm der tanzenden Massen, bis sich auch diese Epidemie nach und nach verlor. Eine Erinnerung daran, wenn auch eine recht zahme, kann sich der Fremde gegen Entgelt in der „Tarantella" vorführen lassen, bei der auch die alte Handtrommel gerührt wird.

Ob wir eine der grausigsten Erscheinungen hierher rechnen dürfen, die uns in der Kulturgeschichte der Völker entgegentritt, ist mir nicht ganz gewiß. Jedenfalls liegen die Verhältnisse bei den Hexenprozessen viel zusammengesetzter, und wenn wir auch das Besessensein ohne weiteres als hierher gehörig in Anspruch nehmen müssen, so ist dies bei den Hexenprozessen nicht in gleichem Maße der Fall. Viel eher möchte ich in ihnen einen epidemischen Unsinn, als einen epidemischen Wahnsinn sehen, eine Annahme, für die neben vielem andern die größere Fähigkeit der epidemischen Verbreitung spricht. Mit der Besessenheit aber liegt die Sache anders, und aus den Besessenen von Loudun und andern tritt uns die Geistesepidemie unverhüllt entgegen.

Zu den erwähnenswerten Volkskrankheiten des Mittelalters gehören noch die Geißler, die ihre Entstehung dem tief religiösen Zuge der Zeit verdanken. Die Selbstgeißelung war schon Mitte des dreizehnten Jahrhunderts allgemein geworden. Wer sie nicht übte, auf den wurde mit Fingern gezeigt wie auf einen teuflischen Menschen.

Epidemisch aber scheint die Geißelung erst um die Mitte des folgenden Jahrhunderts geworden zu sein, und wieder war es die Zeit um Johanni, wo im Jahre 1349 größere Mengen von Geißlern in Belgien auftraten. Besonders zahlreich waren die herumziehenden Scharen in Flandern und in Brabant, wo die Flagellanten bald nach Tausenden zählten. Sie zogen in langen Prozessionen mit Kreuz und Fahnen dem zur Geißelung bestimmten Platze zu. Dort

angelangt, legten sie ihre Schuhe und Kleider ab, gürteten sich ein Stück Leinwand um die Lenden und nahmen die Geißel zur Hand, die drei Knoten hatte, deren jeder mit vier Nadeln in Kreuzesform versehen war. Dann warfen sich alle zugleich platt auf die Erde mit ausgestreckten Händen, richteten sich wieder zum Knien auf und geißelten sich in dieser knienden Haltung, bis das Blut über ihren Körper rann. Dies wiederholte sich dreimal.

Obwohl die Flagellanten von der aufrichtigsten Verehrung für die Kirche erfüllt waren, konnte der Klerus eine religiöse Bewegung nicht gutheißen, die ihren Ursprung aus Laienkreisen hatte. Die Pariser Universität sprach sich für ihre Unterdrückung aus, Klemens VI. erließ am 20. Oktober 1349 eine Bulle, und die Bewegung erlosch ebenso rasch, wie sie erstanden war.

Es würde zu weit führen, wollten wir hier auf alle Geistesepidemien eingehen, von denen uns die Geschichte erzählt. Nur eine möchte ich noch kurz anführen, da sie die Veranlassung zu verschiedenen literarischen Bearbeitungen abgegeben hat, ich meine den Aufstand der Inspirierten und Fanatiker in Languedoc 1688 bis 1708.

Mit Ludwig XIV. war eine Verfolgung der bis dahin wenig behelligten Protestanten eingetreten, und zwar besonders unter dem Einflusse der Maintenon, die als Renegatin doppelt bemüht war, jeden Anschein von Wohlwollen für die früheren Glaubensgenossen zu vermeiden. 1685 war das Edikt von Nantes aufgehoben worden, und seitdem wurden die Protestanten wie die wilden Tiere gehetzt, die Kinder in die Klöster geschleppt, die Tempel zerstört und durch die Dragonaden Mord und Elend über das ganze protestantische Gebiet verbreitet.

Besonders schwer waren die Cevennen heimgesucht, weil sie meist von Protestanten bewohnt waren, und da die Kirchen zerstört waren und die Teilnahme an der Predigt mit dem Tode bestraft wurde, so mußten die Versammlungen im Freien abgehalten werden, die Assemblées de désert, und für die fehlenden Prediger traten Laien aller Stände ein. Daß sich unter diesen Verhältnissen der religiöse Eifer und die Exaltation steigerten, war natürlich, und als erst ein Mädchen, die Isabeau Vincent, am 2. Februar 1688 in lethargischen Schlaf versunken war, worin sie stundenlang sang und predigte, ohne zu ermüden, folgten ihr bald zahlreiche Kinder in diesem Treiben nach, bis endlich an tausend predigende Kinder von zehn bis dreizehn Jahren im Lande umherzogen und unter

Gesängen und Predigten zum Kampfe aufforderten. Der Verlauf war stets derselbe, den Isabeau eingeschlagen hatte. Die Kinder fielen anscheinend in tiefen Schlaf, aus dem sie mit Zuckungen und Krämpfen erwachten, um sich alsdann in voller religiöser Verzückung in stundenlangem Hersagen von Bibelstellen, Beschwörungen und Prophezeiungen zu ergehen. Kam es zum Zusammenstoße mit den königlichen Reitern, dann stürzten sie sich, waffenlos wie sie waren, in das Getümmel der Streitenden, hingen sich an die Beine der Reiter und der Pferde und ließen sich furchtlos in Stücke hauen. Bei alledem waren die Kamisarden sicherlich keine Geisteskranken, wenngleich sie die Prophezeiungen der Kinder mit naivem Glauben hinnahmen und mit blindem Vertrauen dem weit überlegenen Feinde anfangs ohne Waffen entgegengingen. Später wurden diese Inspirationen von den klugen Führern in bewußter Weise benützt, um den Mut ihrer Scharen zu erhöhen und sie stets aufs neue zum Widerstande anzufeuern.

Daß sich bei Kindern und anderen Personen, deren Metier das Predigen eigentlich nicht ist, dieser Trieb unter besonderen Umständen epidemisch entwicklen kann, beweist u. a. die sogenannte Predigerkrankheit, die in den 40er und 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts in den Lappmarken, aber auch in Baden in die Erscheinung trat. Ausgehend von den Strafpredigten und Bekehrungsversuchen eines besonders glaubenseifrigen Propstes und seiner Apostel, kam es in den Lappmarken zu einer religiösen Erweckung. Zunächst stellten sich bei den Versammlungen die nie fehlenden Erscheinungen ein, Weinen, Seufzen, krampfartige Zuckungen und dann lautes Predigen, so laut und eindringlich, daß es vor Lärm und Geheul in der Kirche nicht auszuhalten war. Überall, selbst im tiefen Schnee, standen Personen umher, mit lauter Stimme predigend und vorlesend. Bei manchen steigerte sich die Ekstase zur Bewußtlosigkeit, und sie hatten hinterher allerlei Offenbarungen und Erscheinungen, bei allen aber verband sich das übermäßige religiöse Empfinden mit der bekannten Unduldsamkeit gegen die Ungläubigen, die nicht mitmachen wollten, sie wurden beschimpft und wohl auch durchgeprügelt. Wie so oft bei religiösen Erweckungen, artete auch diese in sexuelle Ausschweifungen aus. Die Leser und Prediger erklärten sich frei von Schuld und Sünde, und weil sie wie Adam und Eva vor dem Sündenfalle waren, tanzten sie auf ihren Versammlungen nackt und wie sie der Herr erschaffen hatte.

Gleichzeitig zeigte sich eine Erweckung im Smaland, die sich indes auf das weibliche Geschlecht beschränkte, das unter allerhand Symptomen des körperlichen Übelbefindens einen unwiderstehlichen Drang zum Predigen empfand, dem es unter Visionen und Krämpfen einen möglichst lauten Ausdruck verlieh. Sie predigten von dem Ende der Welt und ähnlichen Dingen, zitierten biblische Stellen und bereuten ihre Sünden unter Zerknirschung und Aufforderung zur Besserung. Diese Bewegung durchzog seuchenartig ganze Provinzen, bis sie nach Jahren von selbst erlosch. 1852 verfallen zwölf Mädchen desselben badischen Dorfes Niederegge in einen kataleptischen Zustand, in welchem sie allerhand Unsinn schwatzen, von dem sie hinterher nichts mehr wissen wollen. Als Grund wurde ein recht niedriger Stand der Bildung und ein überheiztes Schulzimmer beschuldigt, und sie kehren auf die ernste Ansprache ihres verständigen Pfarrers bald zur Ordnung zurück.

Wesentlich bedenklicherer Natur war die Bewegung der betenden Brüder in Oberösterreich, der sogenannten Poeschlianer, 1817. Thomas Poeschl war Priester und Hilfsprediger zu Braunau am Inn, wo er mit seiner Behörde in Streit und bei seiner Gemeinde dadurch um so mehr in den Ruf eines Märtyrers seiner Sache kam, als er sie durch seine Wohltätigkeit für sich eingenommen hatte. Im übrigen trug er sich mit allerhand mystischen Vorstellungen, denen er in seinen Predigten und in selbstverfaßten Gedichten Ausdruck gab. Auch verteilte er Bücher mit Bildern mystischen Inhalts. Unter seinen Anhängern befand sich eine gewisse Magdalena S., die in Krämpfe verfiel, ekstatische Zustände und allerhand Inspirationen hatte, aus denen Poeschl seine „Neue Offenbarung" entnimmt, worin er eine Reihe von Gesprächen mit Gott, mit Christus und dem Teufel wiedergibt. Als ihm die Kanzel untersagt wird, predigt er auf der Gasse, und seine Lehre findet bald Gläubiger und Anhänger.

Es war damals in Bayern eine unruhige Zeit, und durch die Franzosenkriege waren Verfolgung und Geheimnistuerei an der Tagesordnung. Die Gläubigen versammelten sich daher heimlich, und bei dem Fasten und Beten und den lauten Betrachtungen kam es bald zu Erweckungen, und durch den geistlichen Hochmut auch zu Zwietracht und Streit. Ostern 1816 erwartete die neue Sekte die „Verheißung". Sie zieht scharenweise und in voller Begeisterung unter Absingung Poeschlscher Lieder aus, und vor allem sind es die jungen Mädchen, die es allen andern in der religiösen

Erregung zuvortun. Sie sind es, welche die „Reinigung“ anstellen, indem sie der Mutter Gottes ihre Jungfernschaft geloben, sie singen und beten, weinen, zittern und fordern zur Opferung alles Wertvollen auf. Ostern 1817 steigerte sich diese Erregung zum tollen Unfuge, und als es zu Ausschreitungen der fanatischen Menge und selbst zu Totschlag kam, mußte die Behörde einschreiten und den Rädelsführer festsetzen. Poeschl ist 20 Jahre später als Geisteskranker gestorben, seine Anhänger aber waren meist irre geleitete, hysterische und einfältige Fanatiker.

Auch heute noch werden ähnliche Erscheinungen nicht gerade zu den Unmöglichkeiten gehören. Die Gesetze, nach denen sie entstehen, haben ihre Gültigkeit bis heute behalten, und wenn auch der Boden für religiöse Erweckungen nicht mehr der gleiche ist, der im Mittelalter war, so wird der Mangel an religiöser Empfindung reichlich durch politischen oder sozialen Fanatismus ersetzt. Daß aber selbst auf religiösem Boden noch Zündstoff genug vorhanden ist, beweisen die eingangs erwähnten Erweckungen im Elberfelder Waisenhause, in Morzine u. a. m., und erst ganz neuerdings werden uns aus Rußland noch viel schauerlichere Dinge berichtet.

Noch 1898 ließen sich im Ternowskischen Gouvernement auf Antreiben einer Prophetin 25 Personen lebendig begraben, und an ähnlichen Ausschreitungen einer krankhaft gesteigerten religiösen Stimmung ist in Rußland kein Mangel.

Daß aber auch bei uns ein Hauch dieser Stimmung noch lebendig ist, beweist eine Mitteilung des Professor H. Gudden „Über Massensuggestion und psychische Massenepidemien, München 1908“. Gudden berichtet nämlich über eine religiöse Epidemie im „Blauen Kreuzhaus“ zu Kassel, aus dem Juli 1907.

Dort waren den ganzen Juli hindurch täglich religiöse Versammlungen veranstaltet worden, wobei Verzückungszustände, Erleuchtungen und das sogenannte Zungenreden das Bild beherrschten. Ein Rausch, eine religiöse Ekstase hatten sich der Teilnehmer bemächtigt, und in die Gesänge, lauten Sündenbekenntnisse und Bußreden mischten sich unartikulierte Töne, wildes Stammeln, Stöhnen und Schreien. Man erblickte verzerrte Gesichter, rasende Gebärden, Menschen, die wie ohnmächtig zu Boden sinken und halb bewußtlos um sich schlagen. Irgend jemand springt plötzlich auf und stößt unverständliche Rufe aus, die der Leiter der Versammlung dann als Ausfluß überirdischer Erleuchtung deutet. Lauter Jubel erhebt sich, man wirft sich auf die Knie, umarmt sich,

Geständnisse entringen sich den bebenden Lippen, Frauen behaupten Visionen zu haben, und die Erregung erreicht ihren Höhepunkt. Nach wenigen Wochen hatte sich die Bewegung schon auf die Nachbarorte Kassels ausgedehnt. Widerspruch oder Versuche der Aufklärung wurden von der Versammlung damit beantwortet, daß sie den Teufel, denn nur ein solcher konnte einen Zweifel hegen, hinauswarf, und als es auf diese Weise wiederholt zu schweren Schlägereien gekommen war, wurden die Versammlungen polizeilich verboten. Angeblich führten zwei mit besonderen religiösen Kräften ausgestattete Frauen eine führende Rolle, und die Bewegung soll auch heute noch nicht ganz erloschen sein.

Hierher gehört auch die Tragödie der Duchoborzen in Kanada 1898—1903. Die Duchoborzen waren eine jener zahlreichen russischen Sekten, die sich schon zu Peter d. Gr. Zeit gebildet hatten. Sie waren eine Art Quäker, bei denen jedoch ein inneres Licht an die Stelle der christlichen Lehre getreten war, die sie im wesentlichen bekämpften. Ein Prophet führte sie, und daß sie unter sich dem Kommunismus huldigten, hätte man ihnen allenfalls nachgesehen, daß sie aber den Militärdienst verweigerten, zog ihnen die Verfolgung der Regierung zu. Sie entschlossen sich daher, dem ungastlichen Vaterlande den Rücken zu kehren, und sie wählten zu ihrem Aufenthaltsorte Kanada, wohin sie nach und nach in der Zahl von etwa 10 000 auswanderten. Aber auch dort kommen sie bald mit der Zivilbehörde in Streit, da sie bloß den Gesetzen Gottes gehorchen wollen und sich den bürgerlichen Gesetzen widersetzen. Nach ihnen hänge der Menschen Leben und Tod nur von Gott ab und nicht von dem Polizeiregister, und folgerichtig weigern sie sich, eine bürgerliche Ehe einzugehen, da die Ehen im Himmel geschlossen würden.

Alle Bemühungen und Belehrungen der ebenso einsichtigen wie langmütigen Behörde bleiben umsonst. Im Gegenteil, die Erregung steigert sich, und es kommt unter dem Einflusse ihrer Propheten im Herbste 1902 zu „Erleuchtungen", und da sie fortan weder etwas essen noch ein Kleidungsstück anziehen wollen, das vom Tiere stammt, treiben sie ihr Vieh hinaus auf die Prärie und in die Freiheit, und statt der Ochsen spannen sie ihre Frauen vor den Pflug. Auch hier tritt die Behörde ein. Sie läßt das Vieh einfangen und den Erlös des verkauften Viehes auf der Bank hinterlegen.

In dem harten kanadischen Winter, nur unvollkommen und mit baumwollenen Stoffen bekleidet, mit Gummischuhen an den

Füßen und ohne alle Vorräte, wächst der Fanatismus unter Entbehrung und Not. Nach und nach verlassen etwa 1500 ihre Dörfer und ziehen aus, um Jesus zu suchen. Gott werde sie führen. Einer ihrer Propheten gibt sich für Johannes den Täufer aus, und sie folgen ihm blindlings auf der Suche nach Christus, durch Schnee und Wind, mit Gesang und Gebet. Jeder gütliche Versuch, sie in diesem wahnwitzigen Treiben zu hindern, ist umsonst. Bei 10° Kälte, barfuß und ohne Nahrung, wandern sie fort und fort. Mit dem wachsenden Elend wächst auch die Erregung; verschiedene werden ekstatisch, und sie wären alle gestorben und verdorben, wenn nicht endlich der Behörde die Geduld gerissen wäre, und sie den Rest der Fanatiker, die bis zuletzt den größten passiven Widerstand leisteten, nicht auf Wagen gepackt und mit Gewalt nach Hause zurückgeführt hätte.

Im März 1903 begibt sich eine neue Kolonne auf die Suche nach Jesus. Diesmal schreitet die Behörde sofort ein, und einem dritten Versuche, der sich indes nur auf die Frauen erstreckte, machten die einsichtsvolleren Ehegatten selbst ein Ende. Im August 1903 hatte eine gewisse Sofie Storboloff am Swan River Predigten abgehalten und etwa 100 Frauen derart erregt, daß sie ihre Kleider abwarfen und unter Absingung heiliger Lieder auf die Prärie hinauszogen. Umsonst liefen die Männer ihnen nach, umsonst flehten sie inständigst, daß sie wieder nach Hause kommen möchten, bis endlich einem der Gatten die Geduld riß, und er mit der Peitsche auf seine Frau einhieb.

Diesem Überredungsmittel, das bei den andern rasche Nachahmung gefunden, konnten sich die Frauen auf die Dauer nicht entziehen. Was die Bitten nicht gekonnt, hatte die Peitsche vermocht. Sie zogen die Kleider wieder an und folgten willig ihren Eheherren nach Hause.

Nicht ganz so schauerlich sind die Geschichten, die uns Grohmann von einer Ansiedlung in Ascona am Lago Maggiore erzählt, die heute noch besteht. Die Ansiedler führen dort ein Leben, das sie, soweit wie irgend möglich und wie es von der überaus nachsichtigen Schweizer Polizei geduldet wird, der Natur nachzubilden streben. Sie wohnen in Höhlen und nähren sich von den Früchten des Feldes, und sie würden ganz ohne Geld auskommen, wenn dies in der Schweiz ortsüblich wäre und nicht auf gewisse lokale Schwierigkeiten stoßen würde. Auch hier, sowohl bei den kanadischen Duchoborzen, wie bei den Asconer Kolonisten, wäre es zu weit ge-

gangen, sie kurzerhand alle für verrückt zu halten. In dieser Ausdehnung ist dies sicherlich nicht der Fall, wenn uns auch die humorvollen Schilderungen Grohmanns die Geistesbeschaffenheit jener Kolonisten zuweilen in einem recht bedenklichen Lichte erscheinen lassen.

So schlagen hin und wieder noch vereinzelte Anklänge aus dem Mittelalter an unser Ohr und mahnen uns, daß unsere vielgepriesene Zeit der naturwissenschaftlichen Bildung keineswegs immun und von den alten Schädlichkeiten frei geworden ist. Und weil sie dies nicht ist, darum hat es auch heute noch einen mehr als historischen Wert, wenn wir diese Art der Bewegung zum Gegenstande einer Untersuchung machen, um aus der Kenntnis der Ursachen und Lebensbedingungen womöglich die Mittel zu gewinnen, diese psychischen Volkskrankheiten mit Erfolg zu bekämpfen und zu verhüten.

